Fahrten.

Erzählt

von

C. Dräxler-Manfred.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1840.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Künſtler und Freunde

Carl Barth.

Wie die Taube an das Winterfenſter pickt, ſo klopft meine Seele bei dem Freunde an. Wer wird das gleichtönige Herein! erſt abwarten? Da bin ich mit einem raſchen Sprunge. Gott zum Gruß! Auf bleibt die Thüre, damit ſie Alle hereinhorchen können; und Zeug bring' ich mit, einen ganzen Kram von Geſchichten: — wenn der Freund nur meinem abenteuerlichen Beſuche nicht zürnt!

Ja ſehen Sie, es war eine Sehnſucht in mir, Sie heimzuſuchen mit freundlichem Gruß in dem langweiligen Hildburghauſen, das durch Ihr Geſtirn zu einer Art von Glanz kömmt. Es drängte mich, mit Ihnen über ſo Vieles zu ſchwätzen, was wir mündlich nicht berührt, —

und ſo ſend' ich, wie eine große Viſitenkarte, ein Buch und an ſeiner Stirne einen offenen Brief, der Ihnen ſagen ſoll, wie Sympathie und Liebe mich zu Ihnen hinziehen.

Glücklicher, dem eine Dreiheit von Künſten zu Gebote ſteht, und der nach Luſt, Drang und Bedürfniß das Organ beliebig wählen kann, durch welches er ſich offenbaren will. Wem doch auch ſo wohl wäre! Wenn ein armer Schriftſteller doch gleicherweiſe über drei Reiche zu gebieten hätte! Wie gut, wie nothwendig! Dinge gibt es, die man ſchweigend errathen laſſen möchte, wie die aufknospende Blume den Duft; andere möchte man lieber mit Geberden und Mienen ſagen, wie die Umarmung der Liebe; dann gibt es welche, die

man mit Worten ſchreibt und leider auch viele, wofür Prügel die einzig richtige Schriftſprache wären. Und für alles dies nichts als die kleine ſchwache Feder, auf die, glücklichen Falls, der Schimmer fällt von einem gezogenen Schwerte, das als ritterlicher Vormund ihre kleine Freiheit gegen zudringliche Perſönlichkeiten garantirt. O Freund, das Bedauernswerthe des Schriftthums unſerer Tage iſt, daß ihm mehr Nothwehr als Kampf auferlegt worden.

Eines iſt unerläßlich, und ſelbſt wer nur leichte Waare der Unterhaltung auf den Markt des Publikums bringt, muß daran halten: die Welt will keine Karrikaturen und Popanze mehr, ſie will Wahrheiten und Karaktere; ſie hat ſich ein heiliges Anrecht an alle Perſön-

lichkeiten der Vergangenheit und Gegenwart, an die Menſchen wie ſie ſind, nicht wie ſie vorgelogen werden, mit den Waffen des ſcharfſichtenden Geiſtes erkämpft. Die buntbemalten Tapetenwände der Prüderie und Unterthänigkeit, die das Auge von Boudoir und Cabinet trennten, ſind gefallen, und wer da als Blinder ſchreiben wollte, wo längſt Alles ſieht, würde ſich nur lächerlich machen. Schmerzlich aber iſt es, o Freund, daß mit ſo vielem Hellſehen zugleich ſo viel Nüchternheit und Gram über uns gekommen iſt. Wer ſich jetzt niederſetzt vor das weiße Velin, das ſeine Traditionen aus der Gegenwart aufnehmen ſoll, deſſen Blick irrt über der Schmerzensfluth ſeiner Erfahrungen oft umher wie eine müde geängſtigte

Schwalbe, die vergeblich den Ort ſucht, wo ſie ausruhen möchte.

Sie werden Stunden haben o Freund, wo Sie Pinſel, Nadel und Feder bei Seite thun, wo Sie nicht an Rom und nicht an Reuſeß denken wollen und wo die finſtere Wolke der Kleinſtädterei Ihren Flügelſchwung hindert; blicken Sie dann zufällig in dies Buch hinein, ſo werden Sie vielleicht gewahren, wie hie und da die Wirklichkeit dicht in die Fußtapfen der Erfindung tritt, — das iſt alles was ich ſagen kann: wer will auch um ein Unterhaltungsbuch viel Worte machen!

Sie ſind mir der Mann der Würdigung und Nachſicht; nicht ohrabwendig wenn ein ſtrenges Wort die Sünden der Privilegirten

trifft; nicht blöde verlegen, wenn das offen beſprochen wird, worauf die Perückenzeit Schleier oder Feigenblatt zu legen pflegte. Kurz, Sie ſind ſo recht der Mann meines Herzens: ausgezeichnet durch Niemand als ſich ſelbſt, geiſtig und als Künſtler bevorzugt, und in keiner anderen als in der ſelbſtgeſchaffenen Stellung der Wahrheit und Treue. Der Himmel erhalte Sie darin und mir das Angedenken des Freundes!

Der fahrende Prinz.

1.

Fanfur, die Kaiserfonne des chinesischen Reiches, hatte die schönste Prinzessin der ganzen Erde, die reizende Katife, geheiratet. Niemals hatte die Natur eine vollkommenere Schönheit hervorgebracht, und das Auge durfte nur einmal auf ihren bezaubernden Zügen geruht haben, um alle übrigen Erscheinungen zu vergessen. Aber auch die geistigen Vorzüge dieser Prinzessin waren von der Art, daß sie die körperlichen wo möglich noch übertrafen. Solche Wesen sollten eigentlich unsterblich sein. Aber Katife war es leider nicht, und ihre stralende Erscheinung hatte sich in China blos niedergesenkt, um gar bald tiefe Trauer um ihren Verlust zu erregen. Katife starb im ersten Jahre ihrer Vermählung, nachdem sie ei-

nem Prinzen, Namens Ouzim-Ochantey das Lebenslicht gegeben hatte.

Dieser unersetzliche Verlust erfüllte Fanfur'n mit solcher Kümmerniß, daß er sich — wie dies anderwärts wohl auch, aber aus anderen Gründen geschieht — der Regierung seiner Lande ganz entzog, und täglich zu wiederholten Malen an dem Todtenmonumente seiner geschiedenen Gattin verweilte und dies mit seinen Thränen befeuchtete.

So waren fünf Jahre in schmerzlichem Hinbrüten hingegangen, während welcher seine weisen Minister eben nicht nöthig befanden, dem Kaiser das Regieren an's Herz zu legen, vermuthlich weil es ihnen selbst so manches Vergnügen gewährte. Aber endlich wurde das Murren des Volkes lauter, denn auch in China murrt das Volk zuweilen, die Räthe fingen an besorgt zu werden, und so trat denn der Großvezier vor die Majestät, ihr bedeutend: das Jammern habe jetzt lange genug gedauert; am Ende sei das schönste Weib doch eben nichts mehr als ein Weib, deren es noch unzählig

viele gebe; die Majestät möge bedenken, daß sie jetzt auch wieder ein wenig regieren müsse, denn das Volk wolle doch auch wissen, weßhalb es einen Kaiser habe; und endlich' müsse sie auch für die Erziehung des Prinzen bedacht sein, weil man heutzutage auch von Prinzen Erziehung fordere.

Alle diese Worte, die der Großvezier gesprochen, machen sich im Chinesischen so gut, daß der Kaiser davon innig gerührt war, dem freimüthigen Sprecher den chinesischen Adlerorden in Brillanten höchsteigenhändig umhing, und dem Volke zu eröffnen befahl, er werde von nun an dem Herrschergeschäfte wieder obliegen, welche Aeußerung einen allgemeinen Jubel verbreitete und eine sogenannte freiwillige Illumination der Hauptstadt veranlaßte.

Und Fanfur hielt Wort; das heißt, er that, was ihm die Minister zu thun vorschlugen — mit Ausnahme der Vermählungsanträge, welche er im treuen Andenken seiner unvergeßlichen Katife von sich wies, und sich dafür mit ausschließender Liebe seinem einzigen Sohne

zuwandte, bei welchem die Verwendung tüchtiger Lehrer gar bald die herrlichsten geistigen Früchte trug.

Der junge Kronerbe hatte kaum sein sechszehntes Jahr erreicht, als er durchdrungen von dem Weiterstreben nach Civilisation und von liberaler Gesinnung, seinem kaiserlichen Vater dringend um die Erlaubniß zu reisen anlag. Allein die Gesinnungen, welche in dem jungen Manne diesen Entschluß gereift, wurden höchsten Orts ziemlich mißfällig aufgenommen, und zugleich war die väterliche Sorge um das Leben des vielgeliebten einzigen Sohnes so überwiegend, daß sein Gesuch in Gnaden abgewiesen wurde.

Aber durch diese Weigerung entbrannte des Prinzen Begierde nur noch mehr, und er beschloß seinen Willen durchzusetzen und heimlich abzureisen. Zu diesem Zwecke gewann er sechs verschwiegene und ihm treuergebene Männer theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen für sich und sein Vorhaben; versorgte sich mit Gold und Juwelen in reichlichem

Maaße; lies insgeheim ein Schiff von einer Gesellschaft ankaufen und schiffte sich mit seinen Gefährten ein.

Der erste hievon war Bakmas, noch jüngst des Prinzen Hofmeister, bei dem, so sehr er sich anfänglich dem Plane des Jünglings widersetzt, endlich die Liebe zu dem erhabenen Zöglinge so weit siegte, daß er sich entschloß, den Unerfahrenen zu begleiten und Abenteuer und Gefahren mit ihm zu bestehen. Uebrigens war Bakmas einer jener Menschen, die durchdrungen von den Ideen der alten Aristokratie, für das erhabene Herrscherblut noch weit größere Opfer zu bringen im Stande sind.

Der zweite Reisegefährte des Prinzen war Achmed, ein Mandarin von tiefer Wissenschaft, der fast alle Sprachen wußte, ein Heros in philosophischen Systemen und Feind aller fremden Lehrsätze war, und der sich auf seine Gelehrsamkeit und Wohlredenheit nicht wenig einbildete.

Der dritte war eines reichen Kaufmanns

Sohn und des Prinzen Milchbruder; der vierte ein ausgezeichneter Musikkünstler, der alle Instrumente auf entzückende Art zu spielen und der Menschen Herz zu rühren wußte; der fünfte ein vortrefflicher Maler, der in seiner Kunst den weltberühmten Mani erreichte, und der sechste endlich ein Läufer, der so schnell war, daß er die geschwindesten Thiere hätte einholen können.

Sie sollten sämmtlich bald Veranlassung finden, ihre Talente zu erproben. Das Fahrzeug war gut, der Wind günstig, und so legte die Gesellschaft bald einige Hundert Seemeilen zurück und landete in einem fremden Hafen; hier schenkte der Prinz das ganze Schiff dem Steuermann, weil die Weiterreise zu Land geschehen sollte, verbot ihm aber zugleich, China vor Verlauf von sechs Jahren wieder zu betreten.

Und nun that Duzim-Dchantey wie andere Prinzen wenn sie reisen auch zu thun pflegen: er warf in allen Städten, durch welche sie kamen, das Gold mit vollen Hän-

den hinaus — und Bakmas und Achmed erschöpften sich in Vorstellungen, diese übermäßige Verschwendung einzustellen, welche endlich auch die größten Reichthümer zu verschlingen drohe. Aber der Prinz kümmerte sich wenig um solche Ermahnungen, er glaubte diesen Glanz seiner Geburt und seinem Range schuldig zu sein, und der Schatz von Juwelen und Kleinoden, den er mit sich führte, schien ihn vor jedem Mangel zu schützen. Doch man war kaum bei tausend Meilen in verschiedenen Ländern herumgereist, so fing er, wie wohl zu spät, wahrzunehmen an, daß er jenen guten Rathschlägen hätte Folge leisten und mit den nun fast gänzlich verschwundenen Reichthümern besser haushalten sollen. Denn er befand sich in der trübseligsten Lage von der Welt, er war jetzt ein Prinz ohne Geld, und die Rothschilde hatten damals den Orient bereits verlassen.

Das Traurigste aber war, daß er auch seine sechs Gefährten mit sich in dieses Unglück gerissen hatte, welche ihm jedoch sein Verfah-

ren keineswegs verwarfen, sondern vielmehr sich gern erboten, alles was sie gelernt jetzt zur Erwerbung eines Lebensunterhaltes anzuwenden.

Sie waren eben in einer großen Stadt angelangt, wo man gerade eines schnellen und verläßlichen Menschen bedurfte, der dringende Geschäfte in einigen entfernteren Ortschaften besorgen sollte. Alsbald bewährte sich hier das Talent des Läufers, der den Auftrag auf sich nahm, und denselben, während der Prinz und die anderen Fünf für den Abgegangenen Bürgschaft leisteten, binnen vierundzwanzig Stunden auf das Schnellste und Gewissenhafteste erfüllte. Er wurde bei seiner Rückkunft mit einer anständigen Summe Geldes belohnt, welche er sofort dem Prinzen übergab, und von welcher nun Alle, wenn gleich in sehr eingeschränkter Weise, leben konnten, bis sie in eine andere Stadt gelangten, welche sie noch mit vier Silberstücken in ihrer gemeinschaftlichen Kasse erreichten.

Hier begab sich des Kaufmanns Sohn,

der ein sehr gewandter Rechenmeister war, in den Laden eines Wechselherrn, der einen tüchtigen Buchhalter suchte, und erbot sich, sämmtliche offen stehende Conti seiner Bücher innerhalb dreier Tage pünktlich abzuschließen; was denn mit Dank angenommen und von ihm ganz gewissenhaft ausgeführt wurde. Die Erkenntlichkeit des Wechsler lieferte ein Honorar, wovon vierzehn Tage hindurch die allgemeinen Ausgaben bestritten werden konnten.

Auf gleiche Weise griff der Musiker zu seiner Laute, bald ließen ihn die Vornehmsten der Stadt in ihre Häuser kommen und entzückten sich an seiner Kunst, die sie reichlich mit Golde belohnten. Um nun neuer Noth vorzubeugen, ging der Maler hin zu dem Könige des Landes und erbot sich ein täuschend ähnliches Bild desselben zu verfertigen. Als er dieses mit vieler Kunst und der für Maler so einnehmenden, schmeichelnden Treue vollendet hatte und vor den Thron brachte, staunte alles über diese neue Kunst dermaßen und die Majestät fand sich so charmirt, daß sie dem Künst-

ler einen kostbaren Diamantring nebst zwanzig tausend Zechinen huldvoll darreichen ließ. Die Hofherren wollten natürlicherweise alle jetzt auch porträtirt sein und überboten sich in splendiden Honoraren für die Conterfeiung ihrer Armesündergesichter, so daß unsere Reisenden über zwölf tausend Goldstücke aus dieser Stadt mit sich fort nahmen: eine bedeutende Summe für ihre dermaligen Verhältnisse, bei welcher sogar bemerkt werden muß, daß sie von einem deutschen Maler, selbst wenn er für die weltberühmten Etablissements von Hildburghausen und Neuyork gearbeitet hätte, zeitlebens nicht zusammengebracht worden wäre.

Sie kleideten sich nun prächtig, hielten jedoch ihr Geld wohl zu Rath und beschlossen den Rückweg nach der Heimat einzuschlagen. So hatten sie eine bedeutende Strecke Weges zurückgelegt und waren in die Nähe der afrikanischen Stadt Zoffala gelangt, als sie plötzlich von einer, an zweihundert Personen starken Räuberhorde überfallen und am Weiterziehen verhindert wurden, wobei es auf ihre

Schätze und wohl auch auf ihr Leben abgesehen war.

Obgleich nun Duzim-Dchantey Niemand außer seinen sechs Gefährten bei sich hatte, so erschreckte doch die übergroße Anzahl der Räuber seinen Muth nicht im geringsten, und er beschloß sich bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Aber mit jener den Gelehrten eigenthümlichen Vorsicht und negativen Courage stellte ihm Achmed vor, wie tollkühn es wäre, sich mit einer solchen Uebermacht messen zu wollen, und es gelang ihm endlich, den Prinzen zur Niederlegung der Waffen zu überreden. Das Oberhaupt der Rotte, ein Mann von ziemlich gutem Aussehen und fast anständigem Benehmen trat nun auf die Reisenden zu und bedeutete ihnen: weil sie keinen Widerstand geleistet, wollte er sich mit ihrem Geld und Gut zufrieden geben; im Gegenfalle aber wäre auch ihr Leben verwirkt gewesen. Da vermochte Duzim-Dchantey seinen inneren Unwillen nicht länger zu unterdrücken und er rief mit funkelndem Auge: Wären eurer blos fünfzig gegen

uns sieben gewesen; ihr hättet erfahren, mit welchem Löwenmuthe wir unser Habe vertheidigt: aber gegen ein ganzes Heer gibt es keinen Widerstand für den Einzelnen; — plündert also nach Belieben.

Diese kühnen Worte, weit entfernt den Räuber aufzubringen, schienen ihm vielmehr ein Wohlgefallen zu entlocken; und nachdem er die unvermuthete Größe der Beute überblickt, befahl er dem Prinzen hundert und jedem seiner Gefährten fünfzig Goldstücke zurückzugeben und ließ ihnen überdieß zur Verfolgung der Reise ihre Pferde wieder vorführen — worauf sie ihren Weg fortsetzten und bald darauf in Zoffala ankamen.

Sie hatten sich kaum ein Paar Tage in der Stadt aufgehalten, als den Prinzen eine hartnäckige Krankheit befiel, welche die größte Sorgfalt verlangte und dabei zugleich die Kassa so sehr in Anspruch nahm, daß bald das Wenige, so ihnen die Räuber gelassen hatten, verschwunden war.

Nun hielt Bakmas dafür, daß die Reihe

an ihm sei, Etwas für das gemeinschaftliche Beste zu thun; er raffte daher alle seine pädagogische Gelehrsamkeit und den ganzen Kram seiner aristokratischen Unterwürfigkeit zusammen, ging hinaus auf die Straßen der Stadt und suchte eine Gelegenheit einen Käufer für seine Waare zu finden. Von dem Manne, den er endlich antraf und von dem Erfolge, der sein Bemühen krönte, gibt das nächste Capitel einigen Aufschluß.

2.

Man ſtelle ſich in Zoffala eine Stadt vor, die etwa wie unſer deutſches Frankfurt durchgehends von Kaufleuten und Juden bewohnt, für einen Profeſſor der chineſiſchen Artigkeit und Politik eben kein ſehr günſtiges Terrain war, zumal hier nicht einmal Muſeumsabende gehalten wurden, an welchen der Geſchmeidige ſeine oberflächlichen discours hätte recitiren können. Vakmas wußte ſich daher keinen andern Rath als einen Vorübergehenden, der ihm wohlhabend ſchien, für ſich und ſeine Gefährten geradezu um Gaſtfreundſchaft anzuſprechen. Die unterthänigen Anhängſel der Ariſtokratie müſſen immer ein großes Bettel-talent haben. Vakmas hatte glücklicherweiſe den rechten Mann getroffen, der auf ſeine

Bitte gewährend einging und bei dem sich nun zur Zeit der Mahlzeit unsere Reisenden ziemlich devot einfanden. Indessen lauerte Bakmas nur auf die Gelegenheit, dem gastfreien Kaufmann zu eröffnen, welchen hohen und ausgezeichneten Gast sein Haus zu beherbergen die Ehre habe, und war überzeugt, daß des Mannes Diensteifer für die Fremden durch diese Mittheilung nur erhöht werden dürfte. Aber der Kaufmann hatte kaum die Geschichte von der erlauchten Geburt des Jünglings vernommen, als er kalt erwiederte: Unter solchen Umständen thut es mir leid, meinen früheren Plan, euch länger bei mir zu behalten, aufgeben und um eure baldige Abreise bitten zu müssen. Bei uns in Zoffala ist es nun einmal herkömmlich, daß man nur für den Achtung und Auszeichnung hat, der sich in Handel und Wandel Gold und Reichthümer erworben; nicht als ob wir die ärmere Klasse ganz verachteten; nein, denn wir brauchen Arbeitsleute, Künstler, Diener, und für alle diese ist ja Hoffnung vorhanden, daß sie bei Spar-

ſamkeit und Klugheit dereinſt auch etwas zurücklegen und nach und nach wohlhabend werden müſſen. Aber diejenigen, die ſich bei uns, wie dies wohl anderwärts zuläſſig, blos durch ihr höheres Herkommen oder eine ausgezeichnete Geburt unterſcheiden wollten, trifft die allgemeine Verachtung, und Jedermann, der ſeinen Credit behalten will, vermeidet es mit ihnen umzugehen und ſie in ſeinem Hauſe zu dulden. Ja es iſt geſtattet derlei bösartige Menſchen ohne weiteres durch die Polizei aus der Stadt ſchaffen zu laſſen, weil angenommen wird, daß ſie durchgehends Geſindel ſind, von dem man nichts zu erwarten hat, als angeborgt und betrogen zu werden. Unſere Nachbarn im Norden gehen darin noch weiter und ſpießen ohne Unterſchied Jeden, der mit ſolcher naturwidrigen Anmaßung in ihre Stadt kömmt; dort, wie bei uns hat das was ihr adelig nennt, gerade den umgekehrten Begriff von dem, den ihr in China oder in der Tartarei damit verbindet. Wir in Zoffala ſind zwar weniger grauſam als unſere ſpießenden

Nachbarn, welche indeſſen für ihr entſchiedenes Verfahren in dieſem Punkte eher Lob als Tadel verdienen; aber wir fänden uns durch Umgang mit ſolchen Aufdringlichen an unſerer Ehre, das iſt, an unſerem Credit, gefährdet. Da ich mir jedoch, unbekannt mit euren Verhältniſſen, vorgenommen euch drei Tage lang in meinem Hauſe zu bewirthen, und da ein rechtlicher Handelsmann auch das Wort gerne hält, welches er ſich ſelbſt insgeheim gegeben, ſo laſſe ich euch das Doppelte, was mir euer Aufenthalt an Koſten verurſacht hätte, auf die Hand bezahlen, und bitte euch zur Vermeidung weiterer Unannehmlichkeiten ſofort mein Haus und ſo bald als möglich die Stadt zu verlaſſen.

Sie empfingen hierauf jeder ſechs Goldſtücke und ſahen in dem Gelde, welches ſie von einem ſchlichten Kaufmanne mit Dank annehmen mußten, den beſten Beweis, wie wenig eine erhabene Geburt ohne die unterſtützenden Hilfsmittel des Reichthums oder des Landesvorurtheils werth ſei.

Von nun an war der Fundamentalsatz von Bakmas Lebenstheorie erschüttert, der Prinz aber gerieth auf ganz andere Ansichten als die waren, die sein Hofmeister bisher in ihn hineingepredigt, und nahm sich vor eine persönliche Geltung und ein selbsteigenes Verdienst zu erwerben. Daß sie sich aber alle wohl hüteten nach der erwähnten Stadt im Norden zu ziehen wird Jedermann begreiflich finden; sie reisten in entgegenlaufender Richtung und kamen bald in ein kleines artiges Städtchen, wo sich Achmed auszuzeichnen und ein Bedeutendes zu erwerben gedachte.

Kaum daselbst angelangt ließ er in allen Straßen verkündigen, daß er durch volle fünf Tage mit den Gelehrten des Landes über die subtilsten Dogmen aus Religion und Philosophie disputiren und sie von der alleinigen Giltigkeit seiner Grundsätze überzeugen wolle. Man lachte anfänglich über den Prahler, als es aber zum gelehrten Streite kam, wußte er durch eine Menge hochklingender Phrasen, durch Dialektik und fremdartige Terminologie seine

ziemlich beſchränkten Widerſacher ſo zu verblüffen und außer Faſſung zu bringen, daß ſie, um ihr Anſehen im Volke zu behaupten, zu einem verzweifelten Mittel ihre Zuflucht nahmen. Sie verdächtigten nemlich Achmed, als ſei die von ihm aufgeſtellte Lehre dem Staatsintereſſe wie der landesüblichen Moral entgegen, und wußten es dahin zu bringen, daß man ihn und ſeine Anhänger zum Abſchwören ſolcher Grundſätze zwingen oder als politiſche Verbrecher behandeln ſollte. Hätten ſich der Prinz und ſeine Gefährten nicht auf eiliger Flucht gerettet, man wäre mit ihnen ſo liebreich, wie vermuthlich mit den anderen Sieben in Göttingen, umgeſprungen.

Achmed war in Verzweiflung darüber, daß ſein Plan, Gold und Ehre zu gewinnen, ſo ganz mißlungen und in ſo bösartige Folgen ausgeartet ſei. Auch des Prinzen Traurigkeit nahm zu, weil ihm das Schickſal keine Gelegenheit an die Hand bot, etwas für ſeine Gefährten thun zu können, die bereits ſo viel für ihn gethan, und unter ſolchen unerfreulichen

Betrachtungen kamen sie in der Residenz Seb an, wo der Prinz seine Genossen für eine Stunde verabschiedete und für späterhin ein Zusammentreffen auf dem Marktplatze verabredete. Nachdem Duzim-Chantey fruchtlos sinnend einen großen Theil der Stadt durchwandert, setzte er sich endlich in tiefer Betrübniß auf eine Steinbank, als eben ein Leichenbegängniß mit dem größten Gepränge vorüberzog. Aber den Prinzen hatten Kummer und Nachsinnen so ganz im Innern gefesselt, daß er, gleichsam unempfindlich für alle äußeren Erscheinungen, nicht nach der Veranlassung forschte, warum hier so viele und herzliche Thränen vergossen wurden, und sich nicht einmal erhob als der Trauerwagen vorbeirollte.

Des Fremden hinbrütendes Sitzenbleiben gab dem versammelten Volke ein großes Aergerniß, weil es als Nichtachtung der Ceremonie ausgelegt wurde; man richtete böse Reden an ihn, und als er still vor sich hin starrend, auch hievon keine Notiz nehmen zu wollen schien, so schlug ihn einer von den Be-

gleitern des Conductes mit einer Ruthe in's Geſicht.

Da überlief den aufgeſchreckten Ouzim-Dchantey der Zorn ſo gewaltig, daß er mit raſch gezogenem Säbel den Kopf ſeines Beleidigers vom Rumpfe trennte; — man hatte ihm in dieſem Verfahren daheim bereits einige Lectionen gegeben. Ein ſo kühner und blutiger Streich erregte alles; man wollte den Fremden anfallen und entwaffnen, da er ſich jedoch wie ein wüthender Löwe wehrte, ſo geſchah es, daß er an dreißig Perſonen theils tödtete, theils verwundete, bis ſich endlich die übergroße Anzahl ſeiner bemächtigte und den Gebundenen eben in den tiefſten Kerker abführen wollte.

Da erſchienen plötzlich die Begleiter des Prinzen, ſahen, was vorgefallen war und befreiten ohne ſich lange zu beſinnen mit ihren Waffen den Gefangenen, der ſich ſogleich mit ſeinen Rettern vereinigte, alles in die Flucht ſchlug und in der Stadt einen ſolchen Schrecken verbreitete, daß der Leichenwagen verlaſſen ſtehen blieb und alle Begleiter ihr Heil in den

Häusern suchten. Achmed hatte sich indeß erkundigt, warum man dem Prinzen auf solche Weise begegnet sei, und staunte sehr, keinen eigentlichen Grund erfahren zu können. Als er aber von dem Kutscher des Trauerwagens erforscht, es sei dies geschehen, weil der Fremde dem todten Könige Merunan, von Seb, der ohne Erben aber allgemein beweint verstorben sei, die schuldige Achtung zu versagen schien, — so beschloß er als gewandter Politiker diesen allgemeinen Schrecken wohl weislich zu nützen; bat den Prinzen und seine Gefährten die Säbel wieder einzustecken, und führte sie sofort an den Ort, wohin sich das eingeschüchterte Volk zurückgezogen hatte. Sie begrüßten hier die Vornehmsten und redeten sie zutraulich an, und wurden mit einer wunderbaren Mischung von Ehrerbietung und Angst aufgenommen.

Achmed bedeutete hierauf dem Volke, daß er ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen habe, worauf ein tiefes Stillschweigen herrschte, und der verschmitzte Mandarin eine so wohl-

gesetzte und kräftig durchgreifende Rede hielt, daß man den Heuchler alsbald für einen Propheten nahm, welcher Vorfall sich um viele Jahrhunderte später im guten Deutschland mit einem alten Jakobiner sehr lehrreich wiederholte. Als nun Achmed merkte, daß seine berechnete Täuschung gelungen, stellte er sich an, als käme jetzt der Geist der Wahrsagung über ihn und prophezeite sonnenklar, welche Verwirrungen und Drangsale dem Königreiche Seb bei der Wahl eines neuen Regenten bevorstünden, und wie der Himmel daher, um solchen Uebeln vorzubeugen, ihm aufgetragen, einen chinesischen Prinzen von großen Tugenden und unerhörter Tapferkeit — wie sie sich wohl selbst überzeugt hätten — in dies Land zu führen, der den erledigten Thron einnehmen und das Reich vor allem bösen Zwiespalt bewahren solle. So zieht ein prophetischer Gauner einen König an demselben religiösen Rockschooße auf den Thron, an welchem ein anderer einen Gekrönten gern herunterzerren möchte.

Es konnte nicht fehlen, daß eine ausge-

ſchmückte Rede, worin alle Herrſchertugenden aufgezählt, dem Reiche von dieſer Regierung aller Segen und möglichſter Steuernachlaß verſprochen, endlich auf ein Bündniß mit anderen Höfen hingedeutet wurde, wodurch das Schulden- und Anlehens-Weſen leicht in Gang gebracht werden könnte, daß eine ſolche Rede nebſt Anſpielung auf den großmächtigſten Herrn Papa in China, alle Leichtgläubigen und ſomit die groſſe Ueberzahl des Volkes gewinnen mußte, und für Ouzim-Ochantey wirklich mit einfachen Cabinetswaffen einen Thron eroberte. Achmed hatte ſein diplomatiſches Talent glänzend bekundet.

Mit einem Worte, das Volk rief Ouzim-Ochantey als König aus, und dieſer, der ſich in den Wechſel des Schickſals bald zu finden wußte, that alles die gute Meinung gleich vornherein für ſich zu gewinnen; er ordnete vorerſt die weitere Beerdigung des Königs Meruan auf das Prachtvollſte an; befahl dann den Gefallenen, an welchen er ſein Talent zur Regierung auf ſo unläugbare Weiſe

erprobt, ein großes Monument zu setzen, und hieß endlich um alles Böse aus dem Gedächtniß der Seber zu vertilgen, der Witwe eines jeden Getödteten eine ansehnliche Pension aus dem königlichen Schatze bezahlen, um welchen Preis er von den meisten Weibern auch noch ihre Brüder mit in den Kauf hätte bekommen können, und sich überhaupt eine besondere Popularität unter dem schönen Geschlechte erwarb.

Duzim-Chantey regierte von nun an sehr glücklich; er belohnte seine Reisegefährten reichlich; erhob Achmed und Bakmas zu Ministern, und damit das Volk über die Begünstigung der Ausländer nicht murre, bestellte er eine Kammer vaterländischer Verordneter, von welcher aus alle Wünsche und Beschwerden des Landes an das Ministerium und den König gelangen sollten. Man hatte nach Achmeds Rath bei Constituirung dieser Kammer nur die einzige und sehr zu billigende Vorsicht gebraucht, daß man blos Personen hineinsetzte, mit denen man sich über alles leicht zu verständigen hoffen durfte, daher man mit klu-

ger Vorliebe vorzugsweise jene wählte, welche mit den chinesischen kopfnickenden Pagoden die größte Familienähnlichkeit an den Tag legten. Unter solchen Umständen nahm die Regierung von Douzim-Dchantey einen so ruhigen und glückseligen Charakter an, wie ihn nur Verblendete an den Zepter eingeborner und blutsverwandter Fürsten geknüpft wähnen; das Land genoß bald die bisher unbekannte Wohlthat, Missionäre aus dem frommen Orden der Jesuiten einwandern, und die Bildung des Volkes übernehmen zu sehen; und was die fehlende Blutverwandtschaft betrifft, so gab sich der neue jugendlich kräftige Regent die liebevollste Mühe, diesem Mangel täglich durch wahrhaft väterliche Gesinnungen abzuhelfen. Kurz gesagt, Douzim-Dchantey herrschte durch fünf Jahre musterhaft, und nur partheische Blätter wagten von Zeit zu Zeit zu berichten, daß am Jahrestage des Regierungsantrittes Sr. Majestät immer die Denksäule des verstorbenen Königs Mernan mit frischen Blumen bekränzt gefunden worden sei.

Endlich war es Ouzim-Ochantey müde, alles um sich her glücklich und nur sich selbst entbehrend und unglücklich zu wissen. Täglich erwachte die Sehnsucht nach dem Heimatlande, nach seinem Vater, der ihn vielleicht schon als todt beweinte, und nach dem köstlichen chinesischen Thee, dessen er seit sechs Jahren entrathen mußte, lebhafter in seiner Seele, so daß er die Vornehmsten seines Reiches zusammenrief, und sie mit dem Plan seiner unwiderruflichen Reise bekannt machte. Weder Bitten noch Gegenvorstellungen halfen, er bestellte einen Verwaltungsrath für die Zeit seines Ausbleibens, an dessen Spitze Achmed und Bakmas standen, entließ reichlich bedacht seine übrigen Gefährten, versah sich mit allem Nöthigen für den langen Weg, ermahnte die Minister zur Redlichkeit, und das Volk zu Gehorsam und Geduld, und trat, unter Zeichen allgemeiner Trauer, allein und festentschlossen die Reise in seines Vaters ferne Länder an.

8.

Es darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß Vakmas den auswandernden König geheimnißvoll bei Seite nahm und demselben einen kostbaren Talisman mit magischen Charakteren bezeichnet übergab; ein Kleinod, das er vor Jahren aus den Händen eines berühmten Cabbalisten erhalten, und dessen Carfunkelschein eine Art von Zauberspiegel war, der dem erlauchten Reisenden auf seinen Fahrten vielfach zu Statten kommen konnte. Vakmas selbst, in seiner gegenwärtigen Stellung als Premierminister und Landesverweser bedurfte keines Zaubers mehr, denn was er that war nichts weniger als Hexerei — und sein Talisman war jetzt die Polizei.

Duzim-Dchantey machte sich nun auf

den Weg; er reiste mit Glanz, aber ohne Verschwendung, welche ihn Erfahrung vermeiden gelehrt, kam durch viele Städte, ohne Erhebliches zu erleben, bis er endlich in den Landen des Königs Kusch anlangte, wo sein Schicksal eine besondere Wendung nehmen, und der volle Reiz des schönen Geschlechtes seinen Zauber an ihm ausüben sollte. In der Hauptstadt des Landes angekommen, betrat er einen schönen Marktplatz, in dessen Mitte ein groſser Obelisk von schwarzem Marmor stand, auf zwei Seiten mit goldenen Buchstaben beschrieben. Die Seite gegen Morgen enthielt, wenn man sie von unten hinaufblickend las, das Grundgesetz des Staates in deutlichen Paragraphen. Ihr gegenüber befand sich auf dem Markte freistehend ein hoher marmorner Katheder, dessen schöne Treppen den neugierigen Fremden zur Besteigung einluden. Aber welcher sonderbare Wechsel zeigte sich hier dem Auge des Beschauers. Das Grundgesetz des Staates auf dem Obelisk, von dieser Stelle aus oder von oben gelesen, lautete jetzt ganz

anders, und Duzim-Chantey sah nun gar wohl ein, wie viel darauf ankomme, ob man dem Gesetze gegenüber oben oder unten steht. Noch mehr Spaß gewährte ihm die Rückseite des Obelisks, auf welcher eine Menge poetischer Liebes- und Galanterie-Regeln eingegraben war. Zu gleicher Zeit gewahrte er aus dem gegenüber liegenden Fenster des königlichen Pallastes ein Weib von wunderbarer Schönheit und bezaubernden Reizen herausblicken. Die Neugierde des Reisenden hatte den höchsten Gipfel erreicht, und es war ihm daher sehr erwunscht von einem vorübergehenden ausländischen Kaufmanne, welchen seine Geschafte bereits öfters hieher geführt, Auskunft über diese wunderbaren Erscheinungen verlangen zu können. Die reizende Schöne dort ist Gulpenhe, des Königs Tochter, berichtete der Kaufmann, so schön und so launenvoll wie der April, und eigentlich des Landes Königin, weil Kush von ihrem Willen ganz beherrscht ist. Ihr wunderlicher Sinn ist so zu sagen das gebietende Gesetz des Lan-

des, welches ſich auf alles, ja ſogar auf Schrift und Sprache erſtreckt. So habe die Prinzeſſin erſt jüngſt ein Decret ergehen laſſen, worin der Gebrauch der Buchſtaben H und Y ſehr beſchränkt wird, wie denn z. B. das Wort „Strohhalm" ganz ohne H, der Name ihres Vaters hingegen mit Weglaſſung des ſchärfenden C, und alſo dem ſüßen Worte „Kuß" gewiſſermaßen ähnlicher geſchrieben werden muß. Die Gebote der Liebe auf dem Obelisk habe gleicherweiſe ſie einzugraben befohlen, und wie ihr königlicher Vater einen Theil der Landesfrüchte als Abgabe einzunehmen, ſo pflegt ſie von hübſchen jungen Männern, zumal von fremden, einen gewiſſen Liebeszoll zu erheben: was jedoch auf ſo reizende und anmuthige Weiſe geſchieht, daß in dieſem Punkte noch nie Steuerweigerungen vorgekommen ſein ſollen. Da ferner die unvergleichlichen Reize dieſes wunderbaren Mädchens der Talisman ſind, welcher dem Könige auch außen viele Freunde erworben, und die meiſten ſeiner Feinde ſogar zu ſeinen Gunſten umzuſtimmen wußte, ſo wer-

det ihr nicht erstaunen zu vernehmen, daß man hier eigentlich unter einem Weiberregimente lebt, woran das Lobenswertheste, daß es ganz offen getrieben, und nicht wie anderwärts durch hochtrabende und männlich klingende Phrasen verborgen wird.

Die Prinzessin Gulpenhe hat, so fuhr der geschwätzige Erzähler fort, ihren Pallast unmittelbar an den ihres Vaters anbauen, und ringsherum einen entzückenden Park anlegen lassen, welchen man hier das Labirinth der Liebe nennt, und der mit so süß schwellenden Grotten, duftigen Irrgängen, anmuthigen Fontänen und zartem Rosengesträuch durchflochten ist, daß man des traulichen Gekoses und zärtlichen Wanderns an der Seite der Prinzessin darin gar nicht müde wird. Freilich liegt an seinem entfernten Rande ein kahles steinbesätes Feld, genannt das Feld der Uebersattigung, welches Mancher, der den Garten planlos durchstürmt, endlich müde betritt, um den Pfad nach dem Parke daraus nie wieder zu finden; — aber das passirt nur

Solchen, die ihre Vernunft verlieren, oder welche Gulpenhe aus minderem Wohlgefallen zu dieſer traurigen Strafe verurtheilt. Die Sclavinnen der Prinzeſſin ſind wie ſie ſelbſt ſehr ſcharfſichtig, und ich zweifle, daß ein ſchöner Fremder eurer Art und Weiſe den beobachtenden Blicken entgangen ſein ſollte. Lebt daher wohl und findet euch in das, worein ſich leicht zu finden iſt.

Der Kaufmann war fortgegangen, Duzim-Dchantey blickte nach dem Fenſter des Pallaſtes, woraus ihm ſo viele Reize entgegengeſtrahlt, und fand es jetzt leer. In ſeinem Herzen regte ſich der Wunſch, obwohl des Kaufmanns Mittheilung nicht ſehr zum Vortheil Gulpenhe's klang, ihr Auge möge ihn bemerkt haben. Er wollte eben ſeinen Talismann zu Rathe ziehen, als eine verſchleierte ältliche Frau auf ihn zutrat, ihn bei der Hand faßte, und anfangs ohne ein Wort zu reden, nach ſich her zog.

Ihr ſeid fremd, flüſterte ſie endlich, euer Auge verrieth, daß ihr ein Kenner der Schön-

heit ſeid, und da man hierlands alles Liebe und Gute und daher auch die Bewunderung in dem Auge eines Entzückten nicht mit leeren Worten, ſondern mit dem rechten Danke zu lohnen pflegt, ſo habe ich Auftrag euch dahin zu führen, wo ihr dieſen liebevollen Dank gewiß gern in Empfang nehmen werdet.

Auch ein Prinz läßt ſich derlei Dinge nicht zweimal ſagen. Er folgte ſeiner Führerin mit frohlichem Herzklopfen, und war gar ſehr erfreut, als dieſe endlich eine kleine Thüre öffnete, und ihm eine Treppe wies, die er hinanſteigen ſollte. Kaum war dies geſchehen, ſo ſo gelangte er durch einen kurzen dunklen Gang in einen prachtvollen, wie mit hundert Gasflammen erleuchteten Saal, worin koſtbare golddurchwirkte Seidenſtoffe die Wände überkleideten, und balſamiſche Gerüche ihr ſüßes Arema ausſtrömten. Er war eben mit Betrachtung all der Herrlichkeiten beſchäftigt, die ſich hier ſeinem Auge darboten, als ihn die Ankunft eines jugendlichen überaus anmuthigen weiblichen Weſens dieſen Forſchungen ent-

zog. Es war nicht jene ſtralende ſieggewohnte Schönheit, deren entflammende Reize ſein Auge aus den Fenſtern des Pallaſtes getroffen: es war ein Ideal ganz anderer lieblicher Art.

Sanft und glatt ſchlich das blonde Haar an einer weißen Stirne hin, auf welcher Anmuth und Sittſamkeit lag; das Auge ſenkte ſeine lange ſammtne Wimper, denn der Blick verſtand es noch nicht begehrend umherzuſchweifen; der roſige ſcharfgeſchnittene Mund war wohl in kindiſchen Worten aber noch nicht im im Kuß der Liebe aufgeknospt —, es lag eine ſüße reizende Bläſſe auf dieſen edlen, achtunggebietenden Zügen, daß Ouzim-Ochantey das Erſcheinen dieſes ätheriſchen Weſens an ſolchem Orte ſich nicht zu erklären wußte, aber doppelt ſelig und entzückt zu ihren Füßen ſank.

O wie beneidenswerth iſt mein glückliches Geſchick, rief er im Feuer der Liebesbegeiſterung aus, da es mich hieher führt, euch reizendes himmliſches Weſen, Liebe und Treue ſchwören zu können. Seid verſichert, meine

Angebetete, daß ſich in meinem Herzen nichts mit euch vergleicht.....

Der Prinz wollte in ſeinen zärtlichen Redensarten fortfahren, als ihn die Schöne raſch aufhob; ein ſanftes Roth der Scham und Verlegenheit überflog die weißen Wangen; halb ſchlug ſie das ſchüchterne Auge empor und ſprach zögend:

O haltet ein und beachtet eure Worte, denn ich bin es nicht, die dieſe Flamme entzunden darf — weil ich nur eine unglückliche Sclavin bin. Aber wenn ihr mich auch jetzt in niederm Stande ſehet, ſo mögt ihr darum doch nichts liebles von mir denken, und mich nicht in allen Dingen meiner Gebieterin zur Seite ſtellen, worüber ich erröthen und mich tief betrüben würde. Sie hat mir befohlen euch zu empfangen, und ich habe euch nichts zu ſagen, als daß ihr die Huld und das Glück, ſo euch zugedacht ſind, — — mit dankbarem Herzen erwiedern moget.

Luzim-Schanley war durch dieſe Worte in eine liebende Verwirrung gerathen,

und ſein Auge, auf die erröthende Schöne gerichtet, welche ſeine Bewerbung eben zurückgewieſen, mochte ihn belehren, daß dieſe anmuthige Knospe der zärtlichen Sehnſucht vielleicht ein größeres und reineres Vergnügen gewähren dürfte als jene aufgeblühte Roſe. Er entwarf daher in ſeiner Seele den Plan, von Gulpenhe nicht unerfreut zu ſcheiden, aber vorſichtig und heimlich ein Glück zu genießen, welches ihm in den Augen der ſittigen Gulguli — dies war der ſchönen Sclavin Name — nachtheilig hätte werden können. Der Prinz war zu galant, um ſich dem ſchmeichelnden Netze einer ſo reizenden Circe als Gulpenhe entziehen zu können oder zu wollen; aber er war auch klug genug um einzuſehen, daß Gulguli ihm den ganzen Reiz einer unberührten Jugend und ſeinem Herzen das volle Glück einer reinen und ungetheilten Liebe darbieten könne.

Denke nicht mein liebliches angebetetes Mädchen, ſprach er zu ihr gewendet, daß ich den Eindruck, den deine Schönheit und Un-

ſchuld auf mich gemacht, jemals vergeſſen könnte, oder bei Gulpenhe vergeſſen möchte. Königlichen Geblütes wie ſie, führt mich nur die ſchuldige Achtung zu ihr: meine Liebe ſoll rein und dir allein angehören; denn eine innere Stimme ſagt es mir, daß dieſe zarten weißen Händchen nicht immer Sclavenketten getragen haben.

Er wollte bei dieſen Worten Gulguli's Hand erfaſſen, als ihr Blick unwillkürlich auf ſeine ausgeſtreckte Rechte, und auf den magiſchen Ring an ſeinem Finger fiel; ein Schrei entzückter Ueberraſchung, den ſie mühſam und nur halb unterdrückte, ein vielſagender, glühender Blick, den ſie freundlich auf den Prinzen heftete — da thaten ſich die Flügelthüren des Saales auf, Gulpenhe trat herein und verabſchiedete die Dienerin mit einem Winke.

Der Prinz befand ſich nun mit dem gefährlichſten weiblichen Weſen in einem beneidenswerthen Tete a Tete. Hatte ihr Anblick von ferne bereits ſeine Wünſche entzündet, wie mußte ſie erſt in dieſer ſüß anathmenden Nähe,

und nachdem die Sorgfalt einer verführerischen Toilette ihre Reize gehoben elektrisiren. Dabei wußte der Prinz von Gulpenhe alles, ohne daß ihr Benehmen es bisher bestätigte. Mit demselben Gefühle sehen wir uns im Salon ein reizendes Mädchen, schöngeputzt und holdverschämt entgegentreten, das wir kurz vorher — Dank einer freundlichen Thürritze — badend in seiner ganzen natürlichen Schönheitsfülle mit klopfendem Herzen belauschten. Gulpenhe war Hingebung ohne sichtbare Begehrlichkeit, Erwartung ohne Anregung, Zärtlichkeit ohne Sehnsucht; sie war wie der geschmückte Altar einer hohen Liebesgottheit, der selbst keine Arme oder Messer ausstreckt, sondern wohl weiß, daß freiwillig die schönsten Opfer auf ihm niedergelegt werden. Ihr ganzes Reden und Geben war der Triumph einer weiblichen Emancipation an Gefühl und Genuß, welche sich zwar nicht mit der Krämerelle der Moral, aber mit dem Riesenstabe einer weit vorgeschrittenen Civilisation abmessen ließe. Für Suzim-Schanten, der jetzt in freundlichem

Gespräche mit ihr verwickelt war, schien sich in ihrem Inneren ein besonderer sympathetischer Zug auszuprägen, den auch das stärkste Weib — und dies war Gulpenhe keineswegs — nicht so gut zu verbergen weiß, daß er dem Manne nicht augenblicklich ein Uebergewicht verliehe.

Dieses Uebergewicht brachte den verliebten, aber nicht liebenden Prinzen zur Besinnung, und er dachte an sein Heil, und auch daran, Gulguli zu täuschen, und für sich zu gewinnen. Daß eine so süße Stunde nicht weit verlief, ohne den Lippen der beiden Alleingelassenen die zärtlichsten Liebesversicherungen zu entlocken: ein Schriftsteller, der das Gegentheil behauptete, würde sich nur lächerlich machen. Gulpenhe glühte, und hing mit süßem Beben an dem Halse des Mannes, welcher mit wohlberechnetem Scheine, ihr mehr Kälte und Zagen entgegensetzte, als dies heißen Wünschen angenehm ist. Doch durch diese Verstellung gelang es ihm, der zärtlich Einschmachtenden ein schwerbeeidigtes Versprechen

für zwei Dinge zu entlocken: daß ſie ihn nemlich nie in ihren Armidenpark führen, und ihn vor Zeugen ſtets mit beleidigter Miene von ſich entlaſſen wolle. Nun hatte der Schlaue alles gewonnen, und durfte ſich getroſt dem ſüßen Taumel eines liebeſeligen Zaubers überlaſſen. — Der Paradiesvogel flog über das Reisfeld ſehnſüchtig hin zu ſeinem rufenden Weibchen; die Lotosblumen neigten ihre Kelche zuſammen; eine glückliche Stunde wurde nach verliebten Seufzern abgezählt — die golddurchwirkten Seidengardinen wußten ſich eine pikante Geſchichte zuzurauſchen.

Die Prinzeſſin läutete und entließ Nuzim-Dchantey unter Zeichen eines ſichtbaren Unwillens. Aber er war kaum eine Stunde daheim, ſo überbrachte ihm ein Hofdiener vom Könige Kuſh den Hausorden des Hosenbandes mit einem huldvollen Schreiben.

4.

Indeſſen war ein auswärtiger Prinz Namens Atabek am Hofe erſchienen, und weil es nicht die freundlichſten Geſinnungen waren, die ihn hergeführt, ſo mußte Gulpenhe nach dem Wunſche ihres Vaters alles aufbieten, dieſe Aufregung der Gemüther in Wohlwollen umzuwandeln. Die Gute hatte vollauf zu thun, ſie mußte ſich ſo zu ſagen für das Wohl des Landes opfern, was ihr diesmal eben nicht ſehr erwünſcht war, weil der kalte und zugleich doch ſo feurige Duzim-Dchantey ihre ganze Seele erfüllte.

So verſtrich der Tag, den unſer Reiſender zur Beſichtigung der Reſidenzmerkwürdigkeiten verwendete, worunter ihm nichts ſonderlich auffiel, als eine große auf dem hinteren Theile

des Marktes angebrachte Presse, deren Verwendung er sich nicht zu erklären wußte, bis er endlich erfuhr, daß darin die säumigen Zahler der Abgaben schichtenweise übereinander gelegt, und durch angebrachten Druck von oben an die Erfüllung ihrer Pflichten freundschaftlich erinnert werden. In besonderen Fällen, und wenn der Schatz des Hofes zu den außerordentlichen Ausgaben nicht zureicht, werden reiche Kaufleute und andere wohlhabende Besitzer des Nachts durch eine höfliche Schaarwache zum Besuche der erwähnten Maschine eingeladen, wo ihnen dann nachdrücklich eröffnet wird, daß sie sich zu einer freiwilligen außerordentlichen Beisteuer entschließen wollen, worüber dann keine Assignaten ausgestellt werden. Es ist dies die einzige Art von Preßfreiheit, welche der weise König Kush bisher in seinen Landen gestattet hatte.

Der Prinz war eben Willens nach Hause zu gehen, als ihm ein vorübergehendes Weib ein Briefchen in die Hände spielte; er entfaltete es und las:

„So schwer es ist den lockenden Liebesnetzen
„zu entgehen, in welche Ihr gestern gera-
„then seid, so glaube ich doch, daß Euch
„Euer Wille oder Euer Talisman da-
„für bewahrt hat. Da nun die Angriffe auf
„Euch wiederholt werden müssen und Ihr
„jetzt Gelegenheit habt, nach Belieben in
„unserem Pallaste ein- und auszugehen, so
„findet Ihr vielleicht bei fortgesetztem Wider-
„stande eine gute Gelegenheit, mich, die Ihr
„Eurer Theilname versichert habt, aus die-
„sen unwürdigen Banden zu befreien. Je-
„denfalls bietet der Tigerkampf, welcher dem
„Prinzen Atabek zu Ehren veranstaltet
„wird, einen Anlaß uns wiederzusehen, und
„mir dann vielleicht einen günstigen Augen-
„blick Euch allein sprechen und meine Schick-
„sale mittheilen zu können. Bis dahin schweigt
„und gedenket freundlich

an Gulguli"

Duzim-Dchantey war von diesem zu-
raulichen Briefchen entzückt, es ließ ihn die
Gewährung seiner stillen Wünsche die Erwie-

derung seiner Sehnsucht hoffen. Er lächelte über den „fortgesetzten Widerstand", der ihm nicht allzu sauer wurde, und da sich eben ein entzückender Abend niederließ, und der Flamingo seinen zärtlichen Liebesgesang der Sonne nachgirrte, so beschloß er noch heute in den Pallast zu treten, die interessante Schreiberin seiner unausgesetzten Bemühung für ihre Freiheit zu versichern, und Gulpenhe'n seinen Dank für die Auszeichnung zu sagen, welche ihm von ihrem Vater zu Theil geworden war. Es gelang. Von der schönen Dienerin empfangen, hatte er eben Zeit genug, ihr seine Gesinnungen und Gefühle mitzutheilen und sie zur schönen Hoffnung zu ermuntern, als ihn Gulpenhe auf ihr Boudoir entbieten ließ. Entzückt den Geliebten so bald und so unvermuthet wiederzusehen, war die Schöne in so reizender Verwirrung, daß sich Duzim-Dchantey zu so spätem Besuche Glück wünschen mußte. Anmuthig hingegossen lag sie auf dem Diwan; die Luft des schönen Abends war so lau, die innere Glut so mäch-

tig, daß nur ein feingewebter Rosenschleier über den üppigen Formen lag. Das schwarzgelockte Haupt stützte sich auf den runden weißen Arm, die kleine weiche Hand winkte den trunkenen Besucher zu sich; von den Lippen erklang es wie das Girren einer Turteltaube; die ganze Gestalt war so bräutlich schön, so einladend und lockend wie ein Thron: — mochten seine früheren Inhaber Tyrannen gewesen oder durch Gift gestorben sein, — den neuen Eroberer kümmert das wenig, er nimmt Besitz und träumt sich glücklich. Ouzim-Dchantey war nicht zum Widerstande geboren, er sah und war besiegt.

Als es Zeit war fortzugehn oder vielmehr als die Klugheit den Prinzen daran mahnte, schloßen sich diesmal zwei schwellende Arme wie alabasterne Spangen sehnsüchtig fest um den Scheidenden und wollten ihn nicht ziehen lassen. Zwei große Thränen zitterten in zwei schmachtend schönen Augen, und es kostete alles Aufgebot der Verstellung, den Gehenden diesmal unwillig und ungnädig zu entlassen.

Aber noch früher als der Prinz selbst kam ein königlicher Bote in seine Wohnung, der ihm die Ordens-Insignien der Ehrenlegion überbrachte. Der König wußte die Verdienste des Prinzen zu würdigen.

Für den nächsten Tag war der festliche Tigerkampf angesetzt, durch welchen das wilde Gemüth des Prinzen Atabek erfreut werden sollte. Es war eine wunderbare Gedankenkette, welche diese Nacht durchträumt wurde. Atabek träumte von Gulpenhe, Gulpenhe von Duzim-Dchantey, und dieser von Gulguli — so spannen sich die Lotosfäden der Liebe im Traume; König Kush träumte von gar nichts — wahrscheinlich eine Folge der anstrengenden Regierungssorgen.

Die Zeit des Thiergefechtes war endlich herangerückt; der König, die Prinzessin und mehrere ihrer Dienerinnen, worunter in ihrer unmittelbaren Nähe die lilienschlanke Gulguli, nahmen auf einem vorragenden Balkone Platz; Atabek schien sich ausschließend der anziehenden Unterhaltung mit Gulpenhe zu

widmen: eine Galanterie, wofür ihm Duzim-Schanteh nur Dank wußte, indem er ſelbſt von einer Nebenestrade aus mit den Blicken nach Belieben ſchwelgen und ſich in ſchönen Erinnerungen und noch ſchöneren Hoffnungen ungeſtört ergehen konnte.

Nach mehreren kleinen Kämpfen verſchiedener Thiere, war jetzt ein Tiger und ein Löwe, fürwahr ein mächtiges angſterregendes Gegnerpaar, in die Schranken gelaſſen worden, und ſtürzte ſich eben mit unbeſchreiblichem Wüthen gegeneinander, als von dem Balkone der Prinzeſſin ein prachtvoller Ring hinunterfiel in den Kreis, und Gulguli, die Eigenthümerin deſſelben, einen Schrei der Angſt ausſtieß. Die Prinzeſſin hatte kaum den Verluſt und die Betrübniß ihrer Lieblingsſclavin bemerkt, als ſie den Wärtern der wilden Thiere befahl, das Kleinod heraufzuholen. Doch ob ſie auch eine große Belohnung verſprach, war doch Keiner ſo kuhn, ihrem Worte zu gehorchen, und nur der Prinz von China ſchwang ſich ohne Bedenken hinunter in den Kreis, riß

ſein Schwert aus der Scheide und eilte nach dem Ringe, in deſſen Nähe ſich das fürchterliche Paar gefaßt hatte. Das Herankommen eines Menſchen ſchien die Beſtien zu erſchrecken, aber nur der edlere Löwe zog ſich zurück, der grauſame Tiger ſtürzte ſich mit wilder Wuth auf den Nahenden, und hätte des Prinzen erprobter Säbel den Heranſpringenden nicht mit dem erſten Hiebe gleich des einen Auges beraubt, ſo würde dieſes Wagſtück leicht ein Menſchenleben gekoſtet haben.

Während dies unten vor ſich ging, hätten die Gruppen auf dem Balkone manch ein Geheimniß errathen laſſen können. Wenigſtens hätte Atabek durch Gulpenhe's außerordentliche Beſorgniß und dieſe durch Gulguli's Ohnmacht einen verzeihlichen Argwohn ſchöpfen können. Aber die Dinge ſollten ſich noch mehr aufklären.

Duzim-Dchantey hatte indeſſen den Ring geholt, und obwohl ihm die Eignerin gar wohl bekannt und bereits von ihrer Ohnmacht erwacht war, trat der Schlaue auf Gulpenhe

zu und überreichte ihr mit schönen Worten den kleinen Schatz, für den er sein Leben gewagt hatte.

Ihr irrt mein Prinz, erwiederte diese mit zärtlichem Blick, nicht mir, sondern meiner guten Gulguli gehört der Ring, ein Erbe ihrer Mutter, über dessen Verlust sie sich so tief betrübt hatte. Aber seid dafür so herzlich von mir bedankt, als wenn Ihr das Wagstück für mich begangen hättet.

Wie nicht für Euch, holdselige Prinzessin — entgegnete der Verstellte sichtbar betreten — für eine Sclavin hätte ich mein Leben auf das Spiel gesetzt? — Und fast verächtlich gab er den Ring an die Nahestehende.

König Kush war wenig gewohnt, so heldenmüthige Thaten vor seinen Augen vollbringen zu sehen; er blickte verlegen und forschend nach den Augen seiner Tochter; dann ließ er sich das große Buch der Ordensverleihungen vorlegen und blätterte nach einer würdigen Auszeichnung. Endlich hatte er einen Entschluß und zugleich den Plan gefaßt, sich heute

dem verſammelten Volke ſo recht als huldreicher Vater des Vaterlands zu zeigen; er erhob ſich winkte Ouzim-Ochantey zu ſich und ſprach:

Eine ſolche Heldenthat, zumal Ihr ſie für unſere geliebte Tochter zu vollbringen gedachtet, verdient unſern Dank und eine würdige Belohnung. Wir wünſchten nur Etwas, aber nicht allzu Koſtſpieliges zu finden, womit wir Euch, mein edler Held und Vetter vergelten könnten. Wißt Ihr daher Etwas von ſolcher Art, das Euch in unſerem Königreiche anſteht, ſo nennt Euren Wunſch offen und ſeid verſichert, daß wir für die Erfüllung Sorge tragen werden.

Nach dieſen großmüthigen Worten ſtimmte der anweſende Volkshaufen, von einigen Gensdarmen freundlich ermuntert, die beliebte Nationalhymne „Heil dir im Weisheitsglanz" an, der Prinz aber verneigte ſich tief und ſprach:

Es will ſich, mein erhabener Herr, nicht geziemen, daß ein Mann meiner Geburt und meines Ranges auch nur im Irrthum eine ſolche That wie die meine, für ein gemeines Weſen, für eine Sclavin vollbringe. Will

mich daher Eure Hoheit wenigstens inſofern belohnen, daß ich dieſes Schrittes ohne Reue gedenken darf, ſo verleihe Sie dieſer mir unbekannten Sclavin die Freiheit, und ich will eine anſtändige Ausſteuer hinzufügen, damit ſie des Vorfalls als einer Doppelgnade vom Throne dankbar gedenken möge.

Der König der nichts weniger geglaubt, als Duzim-Dchantey werde ſich zu ſeinem Tochtermann bitten, war über dieſes unerhebliche Geſuch ſehr erſtaunt und gewährte es augenblicklich, weil der ariſtokratiſche Stolz, der ſich darin ausſprach, mit ſeinen Anſichten von Völkerglück ungemein harmonirte. Ja er erbot ſich, wenn der Prinz vielleicht noch heimliche morganatiſche Abſichten habe, die Freigelaſſene ſogleich zur Gräfin einer unbekannten Landſchaft zu erheben, wegegen Duzim-Dchantey jedoch höflichſt deprecirte, ſich um Gulguli und ihren Dank weiter gar nicht kümmerte und ſeine Aufmerkſamkeit der etwas einſilbig gewordenen Prinzeſſin ganz zuwendete.

Frauenaugen ſehen in gewiſſen Dingen

ſcharf, und was das Schlimmſte: ſie glauben oft ſchon da zu ſehen, wo noch gar nichts zu ſehen iſt. Dies war bei der Prinzeſſin der Fall. Ouzim-Dchantey's That, noch mehr aber ſeine Forderung an den König hatten Argwohn in ihr erweckt und ihr ahnte von einer geheimen Bezüglichkeit zu Gulguli. Glühende Sehnſucht nach dem ſtolzen Jüngling und der Wunſch nach Rache erfüllten jetzt ihre Bruſt, und der Ton, in welchem ſie nach beendetem Schaukampf dem Geliebten ein ſtilles „heute Abend" zuflüſterte, trug vielleicht das Gepräge der zwiefachen Leidenſchaft. Aber ein ſüßeres und noch heimlicheres „heute Abend" flüſterten ihm zwei Lippen zu, die ſich noch nie zu ſolchem Wort erkühnt hatten und von denen es wie ein liebezitterndes „dein auf ewig!" klang. Der Prinz hatte die Stichwörter des Genuſſes und der Seligkeit beide zugleich vernommen und luſtwandelte bald darauf träumeriſch im Grünen, den glücklichen Abend herbeiwünſchend. Es mochten ein Paar Stunden hingegangen, ſo trat ihn ein altes

Weib an und drückte wortlos ein Blatt in seine Hand, worauf es verschwand. Der Prinz an ähnliche Depeschen bereits gewohnt, öffnete und las:

„Gulpenhe schöpft Verdacht und sinnt auf „Rache. Ihr seid des Abends zu ihr be„schieden; seid standhaft und vorsichtig. Mich „findet Ihr, wenn Ihr scheidet, bereit zur „Flucht in einem angränzenden Gemache; „dann dankt Euch mündlich, die Euch heute „so viel zu danken hat.“

Indessen war die süße Abendstunde herangerückt und Duzim-Dchantey begab sich in das Schloß, wo er seit seiner Ankunft nach Belieben zu kommen und zu gehen Erlaubniß hatte. Gulpenhe empfing ihn so glühend und zärtlich wie sonst, nur daß ein kostbarer Dolch an ihrem reizenden Anzuge funkelte. Aber Dolch und Gürtel, der ihn hielt, wichen bald der süßumfassenden Hand des Prinzen, und das Helldunkel der rosigen Lampe, die das Gemach magisch beleuchtete und zugleich durch-

duftete, zitterte bald auf einer Gruppe der Zärtlichkeit.

Als der Prinz Abschied nahm, überreichte ihm Gulpenhe in Auftrag ihres Vaters den Orden der Tapferkeit, dessen er sich heute so würdig erwiesen und erwähnte der übrigen Vorfälle auch mit keiner Silbe. Duzim-Dchantey hatte die Prinzessin kaum verlassen, als er sich an der Hand gefaßt und an ein Nebengemach geführt sah, worin Gulguli holdverschämt und in reizender Verlegenheit des Geliebten wartete. Der hatte die Schwelle kaum übertreten, so war er ein anderer Mensch als kurzvorher und sank mit den zärtlichsten Schwüren zu des schönen Mädchens Füssen, das sich in reizender Anmuth über ihn hinbeugte. Aber in demselben Augenblicke ging die Thüre rasch auf, mit gezücktem Dolch und wildflammendem Auge stürzte Gulpenhe herein und auf die gefährliche Nebenbuhlerin zu. Duzim-Dchantey war in zwiefacher Angst; bebend für das Leben Gulguli's und vor den Worten der Rasenden, die den Schleier gewisser

Mysterien zerreißen und dem Mädchen seinen Himmel rauben könnten, gedachte er zum erstenmale seines Talismans, stürzte sich der schönen Furie entgegen und berührte sie mit dem Ringe am Herzen. Alsbald zuckte aus dem Steine ein flammender Strahl hervor und Gulpenhe blieb, angedonnert von der Macht des Zaubers, mit erhobenem Dolche wie eine leblose Bildsäule stehen. Nun ermunterte der Prinz die zitternde Geliebte zur Flucht, welche von beiden Seiten bereits insgeheim vorbereitet war; zwei Maulthiere und ein treuer Diener warteten auf Duzim-Dchantey's Geheiß mit seinem Reiseschatze vor dem Stadtthor; Gulguli stand in Männerkleidern vor ihm und hatte ihr kleines Eigenthum bei sich; das Abenddunkel war günstig, und da Gulpenhe ihren Racheplan allein ausgebrütet hatte und jetzt unschädlich dastand, so hinderte Niemand das Entkommen der Beiden aus dem Pallaste.

5.

Das flüchtende Paar befand sich längst im Freien und in Sicherheit; aber Gulguli konnte sich noch immer von ihrem Schrecken nicht erholen und noch weniger das Wunder begreifen, durch welches sie gerettet worden, und der Prinz erklärte ihr daher die geheime Eigenschaft seines Ringes. Zugleich bedauerte er, sich von diesem Kleinod trennen zu müssen; aber die Prinzessin könne nur durch Berührung mit demselben Steine dem Leben wiedergegeben werden, und so halte er es für eine Pflicht der Menschlichkeit, den Ring fremden Händen anzuvertrauen und für die Wiedererweckung Gulpenhe's Sorge zu tragen. Gulguli sah in dieser Absicht freilich nur einen neuen Zug von des Prinzen Großmuth und trennte

ſich daher leichter von dem Talisman, an welchem ſie, wie ſie jetzt geſtand, Duzim-Ochantey als den ihr vom Himmel beſtimmten Gatten erkannt hatte. Der Mann war gefunden, der Ring hatte alſo ſeine Beſtimmung erfüllt. Abdu, der Diener des Prinzen, der die Maulthiere hieher geführt, war ein Fremder wie er ſelbſt, überdies ein Jüngling von gefälligem Aeußeren und Benehmen, und ihm übergab Duzim-Ochantey den Ring mit den nöthigen Anleitungen und mit dem ausdrücklichen Befehl den königlichen Pallaſt nicht vor Verlauf des nächſten Tages zu betreten; denn ſo viel Zeit brauchte man, die Gränze des Landes zu erreichen. Er ſprach dem Jüngling von den Auszeichnungen und Ordensverleihungen, die er für dieſe That zu gewärtigen habe und dachte heimlich auch an den ſüßen Zoll der Dankbarkeit, welchen Gulpenhe beifügen werde. Dem jungen Manne wurde überdies ein koſtbares Gewand aus des Prinzen Garderobe verabreicht, Stillſchweigen über die Flucht geboten, weil ihm dieſes Mitwiſſen das

Leben koſten könnte, und er ſchied von den beiden Reiſenden mit Zeichen des freudigſten Dankes und der Treue.

Die Liebenden waren jetzt allein und verfolgten, ſo ſchnell es den Thieren möglich war, den nächſten Weg nach der Gränze des Reiches.

Indeſſen war der Tag angebrochen und der Prinz drang in Gulguli, ihm endlich ihre Geſchichte und ihre Lebensbegegniſſe mitzutheilen. Das Mädchen ſah den Bittenden mit einem ſeelenvollen Blicke der Liebe an und begann:

— Ich danke mein Leben dem klugen Gomer-Yſuph König von Teflis und der Prinzeſſin Ayna, einer Tochter Zal-Reka's, des großen Magiers und Königs von Palabadſch, — und ob ich ſonach auch von hoher Geburt bin, ſo wurde ich derſelben doch faſt niemals froh und fühlte mich noch nie glücklich. Ich hatte kaum das zehnte Jahr erreicht, ſo ſtarb meine Mutter und ich zählte noch nicht fünfzehn, als mein Vater von einem mächtigen Nachbarfürſten überfallen und getödtet, ich

aber ſelbſt — ich weis nicht um meiner Wehklagen oder um meines Ausſehens willen — als Gefangene in ein fremdes Land fortgeführt wurde. Hier hielt man mich zwar nicht in Entbehrungen aber in ſtrenger Gewahrſam, und der räuberiſche Kaſſek — ſo hieß der Mörder meines Vaters — beſtürmte mich täglich auf ſo unerträgliche Art mit dem Zudrang ſeiner verabſcheuten Liebe, daß ich mich endlich entſchied, die mir freigeſtellte Wahl zwiſchen Gewährung ſeiner Wünſche und Tod für den letzteren auszuſprechen. Ich erhielt eine kurze Bedenkzeit, während welcher ſich Kaſſek in Geſchäften nach einer anderen Stadt begeben, und es war kaum ein glücklicher Tag ſeiner Abweſenheit verfloſſen, als ſich zu Nacht der Lärm des Krieges und das Geheul der Mordenden plötzlich in ſeiner ganzen Gräßlichkeit vor meinen Ohren wiederholte und mich mit Entſetzen erfüllte. Nach zwei qualvollen Stunden der Angſt wurde endlich die Thüre meines Gefängniſſes mit Macht erbrochen, ich zitterte dem Tode entgegen — und mochte meinen

Sinnen kaum trauen, da ich Zal-Reka, meinen Großvater, mit dem Schwerte hereindringen und Freudenthränen über meine gelungene Befreiung weinen sah. Sprachlos und in wonniger Ohnmacht sank ich zu seinen Füßen nieder. Er hatte dem Mörder seines Sidam's Rache und meine Rettung geschworen und den günstigen Zeitpunkt genützt. Kassek, der unverhofft früher zurückgekehrt war, lag erschlagen an den Treppen seines Pallastes, man holte seine Schätze, gab Stadt und Schloß den Flammen Preis und wenige Tage später befand ich mich in der Residenz meines Großvaters. Aber auch dieses Glückes sollte ich nur kurze Zeit genießen. Zal-Reka wurde von einer unbekannten und unheilbaren Krankheit ergriffen, er fühlte sich dem Tode nah und sprach von seinem Schmerzenlager also zu mir:

Ich war Willens dich, liebes Kind meiner lieben Tochter, auf deinen väterlichen Thron zu erheben, aber der Himmel kürzt meine Tage und ich lese in den Sternen, daß deine Wege

noch ganz anders vorgezeichnet sind. Nimm daher diesen Talisman, ein Erbe deiner Mutter, darin du, wenn sich erst die Wolken deines Schicksals gelichtet haben, wie in einem Spiegel Vergangenes und Zukünftiges lesen sollst. Jetzt aber sollst du den Jüngling darin kenntlich finden, der dir vom Geschicke zum Gemahl bestimmt ist. Merke wohl woran du ihn dereinst erkennst, und dann lasse dir den schnellsten Renner vorführen und jage gegen Osten hin nach dem Lande Achem, denn wenn der Todesengel meine Seele entführt hat, wird böser Zwist und Gräuel in meinem Reiche herrschen.

Ich blickte in den Ring — denselben, den mir deine Tapferkeit bei dem Tigerkampfe rettete — Zal-Reka hatte den Opal mit einer Zauberformel besprochen, und siehe da, die Wolken desselben wurden immer lichter und endlich hell wie ein Cristallspiegel und meiner Begierde trat ein Bild entgegen, das ich freilich ganz anders zu sehen hoffte. Das fünfzehnjährige Mädchen erwartete einen Jüngling

ſchön wie Medſchnun zu erblicken, aber es gewahrte nichts als eine ſchöne weiße Männerhand mit dem adelichen Schmucke langer durchſichtiger Nägel und mit einem talismaniſchen Ringe geziert, deſſen Geſtalt und Züge ſich meiner Seele für ewig einprägten. Brauche ich dir wohl erſt zu ſagen Geliebter, (fuhr Gulguli fort, indem ſie den Prinzen zärtlich an der Hand faßte) daß dieſe Hand es war, die ich geſehen, und daß derſelbe Talisman, der geſtern uns und heute Gulpenhe rettet, an ihr blitzte. Du wirſt nun einſehen, warum ich ſo freudig erſchrack als ich zum erſtenmale deine Hand und das Geſchmeide daran ſo unvermuthet erblickte; warum ich ſo erſchüttert war als mein Kleinod vom Balcone herunterfiel und von den Thieren verſtampft zu werden Gefahr lief, und nun erſt wirſt du es ganz faſſen, warum ich mich ſo vertrauenvoll und ganz deinen Verſprechungen überließ. Wir ſind nun beiſammen: ich beſitze den Mann, der mir beſtimmt iſt und den ich glühend liebe; der Ring wird für dich auch gewiß ſeine

Schleier enthüllen, und da du dich zu edlem Zwecke deines Kleinods entäußert haſt, ſo nimm jetzt dieſes und berathe unſer beider Loos darin. —

Mit dieſen Worten gab die Prinzeſſin von Teſlis ihren Ring an Duzim-Dchantey, der die rückwärts eingegrabene Formel ablas — aber vergeblich, denn das Gewölke des Opals wollte ſich diesmal nicht erhellen; nach einer Pauſe fruchtloſer Erwartung ſteckte der Prinz den Ring an ſeinen Finger und Gulguli fuhr in ihrer Geſchichte folgendermaßen fort:

— Mit tieferſchüttertem Herzen nahm ich von meinem ſterbenden Großvater Abſchied und eilte hinweg. Ich mochte etwa ſieben Tage lang nach Oſten hingeritten ſein, als ich eines Abends in einem anmuthigen Gehölze gar nahe an einer ſanft rauſchenden Quelle eine einladende Fruchtlaube und darin einen freundlichen Raſenſitz fand. Ich war müde, der Abend dunkelte ſchon, ſüße Trauben und andere Früchte hingen zu allen Seiten herein,

und ich beſchloß an dieſem ſchönen Orte zu übernachten. Mein Pferd weidete im Freien, ich aß von den ſüßen Früchten und verfiel bald in einen tiefen Schlaf. Als es tagte ward ich plötzlich durch ein lautſchallendes Gelächter erweckt und ein Fremder von faſt rieſiger Geſtalt und häßlichem Weſen ſtand vor mir: Ho, ho! welch ein ſchüchternes Täubchen, das ſich in meinem Netze gefangen! — rief er mir zu und wollte mich, die Entſetzte, eben mit Gewalt forttragen; als mit einemmale ein Jüngling hervortrat, und den hohnlachenden Räuber zum Kampfe zwang, deſſen Ende ich unter Angſt und Zittern abwarten mußte. Es ſchien eine höhere Macht, die das Eiſen des Jünglings führte, denn der übermüthige Prahler lag bald todt hingeſtreckt vor mir. Der tapfere junge Mann, der ſich Sang-Hier nannte und ein Sohn des Fürſten von Achem war, wandte ſich hierauf freundlich an mich und pries ſich glücklich, daß ihm ein günſtiger Zufall erlaubte, mich aus dieſes Böſewichtes Händen zu befreien. Er erzählte mir darauf,

daß der Erſchlagene, Enkel eines aus Achem vertriebenen Fürſten, an der Gränze des Reiches ſein böſes Spiel getrieben und alle Mädchen, die in ſein lockend ausſtaffirtes Revier gerathen, geraubt und ſeinen Begierden geopfert habe. Endlich ſei ſeine Frechheit ſo weit gegangen, daß er, um wieder zu dem verlorenen Reiche zu gelangen, Sang-Hier's Schweſter zur Gemahlin verlangte, welche bereits einem auswärtigen Prinzen verſprochen war. Als nun dieſer Wunſch ſchnöde abgewieſen ward, habe er ſich in Hinterhalt gelegt und den ankommenden Bräutigam meuchlings hingemordet. Und jetzt habe ſich Sang-Hier zur Rache aufgerafft, deren glücklicher Erfolg ihn doppelt freue, weil meine Rettung damit verknüpft war.

Ich muß geſtehen, fuhr Gulguli fort, daß der Jüngling dies alles mit ſo anmuthigem und einnehmendem Weſen vorbrachte, daß ich mit einiger Begierde nach ſeiner Hand ſpähte, woran ich aber das gehoffte Kennzeichen nicht gewahrte und daher gegen meinen Retter in einer dank-

baren aber ſonſt ganz gleichgiltigen Stimmung verblieb. Auch benahm ſich Sang-Hier zu meiner großen Freude wie ein Bruder gegen mich und entdeckte mit freundlichem Vertrauen, daß ſein Herz bereits in ſüßen Banden liege. Ich verbrachte in dem Kreiſe der Seinen Tage, die Freundſchaft und Edelmuth verſchönte, und ich würde gerne noch geblieben ſein, wenn mich nicht ein unnennbarer innerer Drang fortgetrieben und mit der Sehnſucht erfüllt hätte, mein Schickſal und ſeine Erfüllung ſelbſt aufzuſuchen. Mit dieſem Gedanken ſchiffte ich mich nach einem, von meinem Großvater oft als Wohnſitz ſeines Bruders bezeichneten Hafen ein, von Sang-Hier und ſeiner Familie mit allem verſehen, was zu einer ſo großen Reiſe nöthig war. Ich fuhr auf einem prächtigen und reichbefrachteten Kaufſchiffe, welches der Fürſt von Achem ſelbſt dahin beorderte — aber eben dies ſollte mein Unglück wieder wach rufen. Wir waren kaum zwei Tage in See, als wir von Seeräubern, welche die koſtbare Ladung anlockte, verfolgt und hart angegriffen

wurden. Nicht gerüstet zu einem solchen Kampfe, mußte sich unser Schiff bald ergeben, es ward geplündert und ich mit einigen anderen Reisenden als Gefangene hinübergeführt. Der Befehlshaber der Piraten, ein alter Mann, den unersättlicher Geiz trieb, war mit der Beute sehr zufrieden und schien überdies auf meine Gestalt einen besonderen Werth zu legen, weil er sich einen ansehnlichen Erlös für meine Person versprach. Diesem Umstande dankte ich eine erträgliche Behandlung auf dem Schiffe, deren Pfand jedoch meine Freiheit sein sollte. Nach langen, langen Irrfahrten wurde ich und meine Mitgefangenen endlich ausgeschifft und auf einen Sclavenmarkt gebracht, wo mich das Loos traf für den König Kusch von einem seiner Emir's angekauft zu werden. Doch du weißt, wie in jenem Lande nicht der König, sondern seine Tochter herrscht. Ihre Laune erkor mich zur Gesellschafterin und zur Mitwisserin von Abenteuern, deren ich mit Scham und Empörung gedenke; ein Loos, das ich vielleicht längst schon mit dem freiwilligen Tode

vertauſcht hätte, wäre mein Talisman nicht von Tag zu Tag heller geworden und auf ſeinem Spiegel nicht endlich jenes geheimnißvolle Wahrzeichen plötzlich wieder erſchienen, wodurch ich auf deine Ankunft gleichſam vorbereitet wurde. —

So hatte Ouzim-Ochantey die Begebenheiten ſeiner geliebten Gulguli erfahren; die lange Einſamkeit der Reiſe, das anmuthig liebreizende Weſen ſeiner Gefährtin, die im Sonnenſchein des Glücks und der Liebe wie eine Blume über Nacht voll aufblühte, die ſchmerzliche Trennung von ſeiner Heimat, — alles erfüllte den Prinzen mit der heftigſten Sehnſucht, ſeinen Vater endlich wiederzuſehen und die reizende Gulguli als Tochter in ſeine Arme zu führen.

Aber ſelbſt die Elemente ſchienen ſich gegen dieſen ſchönen Wunſch verſchworen zu haben. Es war der dreißigſte Tag, den unſere Liebenden unter Weges zubrachten, als ſich des Morgens urplötzlich ein ſo dichter Nebel rings niederſenkte, daß man kaum des Neben-

mannes gewahren konnte. Sie ritten eben durch ein Gehölz worin ſich allerſeits die Pfade kreuzten und kamen zufällig auf zwei verſchiedene. Alles Rufen und Suchen war vergeblich, ſie irrten nur immer mehr von einander ab und durch das Geſchrei der Rufe und das dichte Vorüberſchwirren der geängſtigten Vögel wurde des Prinzen Maulthier ſcheu, ging unhaltſam mit ihm durch und immer weiter, und hielt nicht eher, als da wo wir ihn im nächſten Capitel wieder finden.

6.

Als des Prinzen Thier nach langem, gewaltſamen Ritte endlich erſchöpft zuſammenbrach, lag es rings vor ſeinen Augen wie dicker Qualm, und mehr als eine Stunde verging, bis ſich dieſer undurchdringliche Nebelſchleier in die Höhe zog. Wie er nun in die Gegend blickte, konnte er keines Waldes gewahren, durch den er geritten, und überhaupt gar nicht beſtimmen, von welcher Seite er hieher gelangt: daher auch alles Suchen und Spähen nach Gulguli vergeblich war. Erſt dem Hafen des Glückes ſo nahe und jetzt ſchiffbrüchig mit allen Hoffnungen des Lebens und der Liebe, verſank der Prinz in ſchmerzliches Hinbrüten. Nur der Gedanke konnte ſeinen Kummer in etwas beſchwichtigen: daß Gulguli

von seiner Heimat unterrichtet und überzeugt von seiner heißen Liebe, gewiß bald, wenn auch vor ihm an's Ziel der Reise gelangen müsse. Ouzim-Ochantey erhob sich endlich, sein Maulthier war der Anstrengung erlegen, und er sah sich genöthigt den unbekannten Weg zu Fuße fortzusetzen. Seinen kleinen Reisevorrath hatte er auf Gulguli's Thier geladen, weil dieses die geringere Reiterlast trug, — und so hatte der Prinz außer wenigen Goldstücken und Gulguli's unveräußerlichem Ringe nichts bei sich, was ihn bald vor drückender Noth wahren konnte.

So war wieder eine Reihe von Tagen verstrichen, in welchen es dem Reisenden nur mühsam gelang, den rechten Weg zu erkunden und sein kleiner Geldvorrath gänzlich verschwand. Müde und hungrig war er so eines Mittags an den Rand eines Brunnen gelangt, an welchem drei Calender saßen und ihre dürftige Mahlzeit hielten. Der Prinz gesellte sich zu ihnen, und da sie bald sahen, daß er keinen Ueberfluß an Lebensmitteln habe, so luden

ſie ihn zur Theilnahme ein, was ſich Duzim-Dchantey nicht zweimal ſagen ließ, ſondern haſtig alles verſchlang, was die Drei ausgepackt hatten. Man behauptet daß die Calender aus dieſem Zuge ſogleich einen Prinzen in ihm erkannten.

Doch mit dem Gelde war die Zeit der Complimente verſchwunden und der Prinz freute ſich, als die Drei ihn auf ſeiner Reiſe zu begleiten erbötig waren und ihm den Vorſchlag machten, ſich gleichfalls in einen Calender zu verwandeln. Auf die Frage, was dies eigentlich für ein Stand ſei, holte der jüngſte der Geſellſchaft, die der Prinz bald näher kennen lernte, die Taſchenausgabe der orientaliſchen Realencyclopädie in Einem Bande aus ſeinem Bettelſacke hervor, ſchlug den Artikel Calender auf und überreichte ihn dem Prinzen. Nach Durchleſung war dieſer eben nicht klüger als vorher und bat daher um mündliche Erklärung, die ihm denn der älteſte des Kleeblattes etwa folgendermaßen gab:

Wir treiben ein Handwerk, wobei es uns

selten an Etwas fehlen kann, und unser erster Grundsatz ist: weniges zu verlassen und vieles zu besitzen. Hat man doch in diesem Leben nichts als den Genuß und Gebrauch der Dinge; verlassen müssen wir sie einmal, dazu zwingt uns der Tod. Darum fangen wir gemeiniglich damit an, Geld und Gut, so uns angehört, fröhlich aufzuzehren, — und ziehen wir endlich diese Kleidung an, in welcher Du uns jetzt erblickest, so betrachten wir anderer Leute Güter als eine unfehlbare Zuflucht und Hilfe für uns, — und ein Calender von Verstand hat noch niemals Mangel gelitten. Ein bischen Verstellung gehört dazu, um sich in die Launen der Leute zu schmiegen und äußerlich anders zu erscheinen als man im Innern ist: aber diese erwirbt uns Ehrfurcht und Vertrauen und der fromme arme Calender findet überall ein Couvert bei Tisch, ein Stück Geld für die Reise und ein Weib, das vor ihm nicht behütet wird.

Unserm jungen Helden gefiel diese Erläuterung ganz wohl, er war im Herzen schon

ganz Calender und vier Schnitte mit der Scheere verwandelten den mitunter schon etwas fatiguirten Rock des Prinzen leicht in einen Calenderkittel; so war nun auch das Aeußere hergestellt. Sie gingen nun alle vier weiter und um dem neu Aufgenommenen einen Begriff zu geben, wie man zu dem ehrenhaften Bettelgewerbe der Calenderei gelang, sprach der Jüngste, der ihm früherhin das Lexicon offerirt hatte, im Weiterschreiten Folgendes.

Sieh, mein Großvater war ein berühmter Buchhändler in Basra; er hatte glückliche Speculationen mit dem über die ganze Welt verbreiteten Buche gemacht, das ich dir vorhin gewiesen, gleicherweise mit einem galanten Sündenregister, so die schlüpfrigen Geschichten eines Sofi enthielt und bald in allen Harems und Karavanserein gelesen wurde. Aber er hatte auch den Ruhm eines wackeren und großmüthigen Mannes, denn er behandelte die gelehrten Männer mit Auszeichnung, vergalt ihr Wirken und Schaffen glänzend und freigebig und lebte mit seinen Collegen, von denen er

allgemein geschätzt wurde, auf dem freundschaftlichsten Fuße. Das soll eine Zeit des wahren Glanzes in unserem Hause gewesen sein, und Zechinen und Piaster flogen sozusagen durchs Fenster herein. Aber der gute alte Herr lebte nicht lange genug, und seine Söhne, mein Vater und seine Brüder, gelangten so geistig und körperlich unreif an den Tisch des ernsten Geschäftes, daß sich gar bald die Spuren des knabenhaften Treibens daran zeigten. Kaum flügge, vermählten sie sich mit Vagabunden und gingen von der Ansicht aus, daß gerade die verkehrte Ordnung des Geschäftes noch nutzenbringender wirken müsse. Gnädig und karg gegen die Gelehrten, suchten sie nur mit solchen anzubinden, die das Schriftthum aus Liebhaberei trieben und reich genug waren, Druck und Papier obendrein selbst zu bezahlen; die Durftigeren trieben sie wie in einen Stall in einen taglöhnernden Zeitungsklubb, dessen Zweck war, alles Eigene vor der Welt anzurühmen, alles was von tüchtigen und ehrlichen Collegen ausging zu verdächtigen und schlecht

zu machen. Wer in dieſes Horn nicht mit-ſtoßen wollte, wurde verunglimpft. Hochnäſig und albern gegen alle, die den Vater in den Söhnen nicht herausfinden konnten, hielten ſie jahraus jahrein Salon und Soiren, eine heim-lich ſehr zuſammenſchmelzende Wohlhabenheit zur Schau zu legen: denn durch ihre Weiber waren auch die Männer Schauſpieler gewor-den. Das war die Zeit des erlogenen Glan-zes. Aber im Geſchäftsbetrieb wurde um den Pfennig gehandelt, an Goldſtücken der bishe-rige Werth heruntergenergelt, heimlich ballen-weiſe unter'm Preiſe verkauft und jeder thätige College mit Augen des Neides und der Bos-heit gemeſſen. Ja ſie machten hie und da ſo-genannte Geſellſchaftsunternehmungen, wobei ſie es mit feinen Practiken dahin zu bringen wußten, daß der neugeköderte Geſellſchafter für ſie drucken und endlich bei täuſchend vor-gerechnetem Schaden noch ſein baares Geld. drauf legen mußte. Derlei Manipulationen konnten nicht lange dauern; der Credit ver-ſchwand und folgte der Achtung; die Blätter,

zum Selbſtlob und zum Betruge der Leſer und Geſchäftsfreunde gegründet, trugen nichts ein und fraßen endlich das väterliche Erbe auf, und an einem freundlichen Morgen waren die Herrn Väter verſchwunden, und wir Kinder mit den Müttern — eine ſehr ungenügende Priſe für Gläubiger — zurückgeblieben. Das war die Zeit des Elends, in welcher ich in die Welt hinausgeſtoßen, den Calenderkittel anthun mußte, weil ich daheim nichts gelernt als auf glatten Dielen gehen, durch Brillen ſehen und mich gegen Andere einbilderiſch benehmen. Die gewöhnliche Vergangenheit des Calenderthums, ein Vermögen durchgebracht zu haben, ward mir alſo nicht zu Theil; dieſe Mühe hatten ſich bereits meine Eltern mit ſolchem Erfolge gegeben, daß der Calenderrock von Jugend auf mein Glück ausmacht. —

Wie Freund, begann nun der Zweite, weil du nichts Rechtes gelernt, ergriffſt du ſogleich unſer dermaliges Gewerbe? Da wußt' ich mir beſſeren Rath: ich war in gleichem Falle und wurde — Schauſpieler. Sie nennen

das eine Kunſt: aber wir, die die Schminke auf die Wangen legen, wir lachen ſie nur aus. Gerade wenn wir uns am tollſten geberden, und den lieben Menſchenverſtand ſo recht mit Willen und Luſt zur Thüre hinauswerfen, wiehern ſie uns Beifall zu und wiſſen ſich vor Entzücken gar nicht zu faſſen. Wenn unſer Einer ſo ſpräche wie ſie zu Hauſe, oder wie überhaupt vernünftige Menſchen ſprechen, ſie lachten uns nur aus und behielten ihr Geld. Das wußt' ich anders. Ich ſchnitt fürchterliche Geſichter, ſpielte Schickſal wie ein Trampelthier, brüllte, nicht wie ein Löwe, nein es klang auf andere Art, und ſägte mit den Händen herum, daß mich oft der Krampf faſſen wollte. Ich bin, wie ihr alle ſeht, von kleiner Natur und daher unanſehnlich für manche Rolle. Dieſem Uebelſtand half ich ſchlau ab. Ein Zoll unter den Abſatz, zwei Zoll unter die Perücke, wo ohnedies ein bedeutend leerer Raum herrſchte, — und der große Künſtler war fertig. Wo es nicht anging, verſicherte

ich, man messe die Künstler nicht nach der Elle. Kam ich in eine fremde Stadt, so schlich ich mich bei den Leuten ein, die das große Wort führen, und erbettelte für mich die Brosamen ihrer Protektion, nachdem ich die Schwächen dieser großen Geister erkundet und geschmeichelt hatte. Gab es hungrige Lumpen, die meinem Rufe nützen konnten, so fiel für sie mancher Bissen von meinem Tische ab. Im Publikum rühmte ich überall selbst von mir, daß ich ein genialer Karakterdarsteller sei. Sagt man es den Philistern oft und mit Selbstbewußtsein vor, am Ende glauben sie es doch. Kurz ich brachte alle Opfer für meinen Ruhm — und kannte das nie, was man Freundschaft, Achtung oder Billigkeit gegen einen Nebenmann zu nennen pflegt. Wer mich verdunkeln oder mir gefahrlich werden konnte, fiel durch meine Intriguen; sollte Keiner über mir sein, so durfte Keiner neben mir bleiben. Ich hatte zu wenig gelernt, und am Ende hätte man leicht in meine Karte blicken können. In solchen

Fällen ließ ich kein Mittel unversucht. Ich verläumdete, verdrehte im Leben, mißbrauchte die Waffen der Lächerlichkeit von der Bühne herab, machte Partei im Publikum, und untergrub das Unternehmen selbst. Ein wahres Schauspielerleben ist nun einmal so; da ist Jeder sein eigener Heiland und hilft sich selbst; sei's durch die Feder, durch den eigenen oder der Frauen Leib, durch Freunde, oder durch List. Ich ging auf allen diesen Wegen — und fast wäre mir's gelungen, daß mein armes Licht von einer gewissen Höhe geleuchtet hätte, wenn es nicht plötzlich durch einen Sturm ausgeblasen worden wäre. Nicht der Beifallssturm der von der Koppe der Gallerien herunterrast und den ich mir meistens selbst vorbereitete, nein der Sturm den aller Orten meine zahllosen Gläubiger und die guten Seelen erregten, die ich so mannigfaltig und sinnreich um ihr schönes Geld betrogen, und die sich nun wo ich mich blicken ließ, meiner schönen Person bemächtigen wollten. Kerker oder Prügel schweb-

ten wie des Damokles Schwert immer über meinem Haupte; ich war es müde ewig Haase und Esel zu spielen, und so schlüpft' ich weit über die Gränze meines Vaterlandes und in das Calendergewand hinein, dessen Bestimmung von fremdem Gute zu leben, mir ohnedies früher schon sehr geläufig war. —

Er hatte geendet und drehte sich jetzt jauchzend auf einem Beine herum, die Hände in die Luft streckend, daß er aussah wie ein Kreisel und der Prinz sonach zugleich eine sehr gewöhnliche Calenderbewegung kennen lernte. Zwei Kameraden hatten diesem ihre Geschichten erzählt, die zwar nicht erbaulich, aber immerhin interessant klangen, weil so viel herbe Wahrheit als Bodensatz darin lag. Er wandte sich jetzt fragend an den dritten, der kaum über die Jünglingsjahre hinaus, in seinem Aeußern etwas ungemein Mildes hatte; er war eine warme, lebendige Natur, ein gutes gehorsames Kind seiner eigenen Launen, seine Seele duftete wie eine Blume — nach Poesie,

und obgleich vom Reif des Unglücks ein wenig versengt, trieb sie noch Blüthen und Blätter.

Er faßte seine Geschichte in ein eigenthümliches Gewand, und erzählte sie dem Prinzen etwa wie folgt.

7.

Und der Calender begann, wie etwa ein Mann erzählt von einem andern — im Weiterwandern:

Ein Jüngling iſt in Bagdad geweſen von edlem Sinn und feinem Weſen, geſegnet mit reichem Gut und einem Herzen voll Liebesglut, das er an eine Lautenſpielerin verlor, und dieſe ſich für hohen Preis erkor. Doch als ſie war ſein eigen, begann ſein Unglück aufzuſteigen, ſein Reichthum fing an ſich zu neigen und bald die Armuth ſich zu zeigen. Daher der Spruch:

Flieh Sinnlichkeit, die immer Böſes ſtift',
Das Uebermaß des Honigs wird zu Gift:
Wer in den Hain der Sinnlichkeit ſich ſtürzt,
Stirbt auf der Dürftigkeit verbrannten Trift.

Da sprach zu ihm das Mädchen eines Tages: O Herr, immitten deines reichen Gelages, da hast du mich herrlich gehalten und dachtest nicht an solches Umgestalten; jetzt aber müssen wir sterben und im Unglück verderben. Mag auch die Liebe nah' sein, vor allem muß auch Brod da sein. Du mußt dich also bequemen, etwas zu unternehmen, wodurch wir Nahrung finden und unsern Unterhalt gründen. Als er aber noch reich war und verliebt in sie zugleich war, da hatt' er zu ihrer Unterrichtung Männer der Musik und Dichtung oft in sein Haus aufgenommen, und so war es gekommen, daß sie mit Lied und Laute sich aufs innigste vertraute, und wenn sie sang und spielte, ein Jeder entzückt sich fühlte. Als nun der Jüngling mit einem Freunde über sein Mißgeschick weinte, die Armuth klagend und um Abhilfe fragend, da entgegnete dieser behendig, aber ziemlich unverständig: Da du dich ob deines Leids betrübst, ists nothwendig daß du Verstellung übst, dich für einen Musiker gibst und mit dem Mädchen, das du liebst, wandelst in

die Häuſer der Reichen, die durch ihren Geſang ohne Gleichen entzückt, dir manche Gabe reichen. Der Jüngling aber ſprach: O pfui über die Schmach! kann doch des Unverſtändigen Rath nur mit Thorheit endigen! Abſcheulich, wenn die Belehrung des Einfältigen fände Erhörung; denn nicht wäre mein Leid zu ermeſſen, müßt' ich ein Brod ohne Ehre eſſen. Daher der Spruch:

Die Ehre ſei dein Steuer, o Pilot,
Wo dieſe fehlt, da gibt es arge Noth!
Der Tod iſt beſſer als ein ſchnöder Biſſen,
Dem Gifte gleich, ſo tödtet ehrlos Brot.

Und als wieder ein Paar Tage verfloſſen, hat das Mädchen Thränen vergoſſen und ſprach: Das Beſte iſt jetzt, daß du mich zum Verkauf ausſetzt, ſo kömmſt du doch aus deiner Noth und ich zu Brot. Und gezwungen von Elend und Schmerz, wandte er zur Trennung ſein Herz; ihr Darben war's das ſo ihn rührte, daß er auf den Markt ſie führte. Da kam ein Haſchemite, ein Jüngling von vornehmem

Schnitte, der sah die schöne Waare und zahlte dafür baare fünfhundert Dinare. Da faßte Den von Bagdad die Reue, das Mädchen klagte auf's neue: der Handel aber war geschehen und konnte zurück nicht gehen. Er faßte das Gold, den schmählichen Sold, und rief weinend aus: Geh' ich nun in mein Haus, so erblick' ich es öd' und leer und sie, die Geliebte, nicht mehr! — Einem Sinnlosen gleich, jammernd und bleich, so trug er sein Weh' in die nahe Moschee. Der Schlaf fing an zu bewältigen den Mann; zu Häupten legt' er das Geld, wie ihn der Schlummer befällt. Aber ein Gauner hatte entdeckt, was der Schläfer emsig versteckt, er schlich still zu dem Ort, und stahl den Beutel ihm fort. Daher der Spruch:

Des Himmels Schlag befürchte hier und dort,
Er trifft zermalmend dich an jedem Ort;
Den Unglücksfaden nicht zerreißt der Blitz,
Er zieht an ihm sich nur versengend fort.

Als nun der Arme erwacht vom Schlaf,

ſah er das Unglück das ihn traf; noch elender geworden jetzt, hat er klagend ſein Gewand zerfetzt, auf das Haupt geſtreut Staub und gejammert über den Raub. An den Tiger eilt' er in ſchnellem Schritte und ſtürzt ſich in des Flußes Mitte. Die Leute aber, die es erblickten, ſtürzten ſich nach dem Verrückten und fiſchten den armen Geſellen aus den Wellen. Ein Greis [ſo erzählt er nun ſelber] trug mich darauf in eines der dunklen Gewölber und ſprach mild geſinnt: O Kind! das Geld floh aus deiner Hand, wie die Geliebte dir entſchwand; daß du aber geſucht den Tod, war gegen des Propheten Gebot. Du biſt nicht der Erſte hienieden, dem Armuth ihr Gewand beſchieden; noch der Erſte, ſo trübe Tropfen trank aus dem Kelch der Liebe. Darum lerne dich beſiegen, denn leicht kann es ſich fügen, daß dieſe Nacht der Noth dir wird zum hellen Morgenroth, worin dein entflohenes Glück dir morgen kehrt zurück. Da durchdrang mich Ruhe und Ergebung, Muth und Erhebung, daß ich, wie der Morgen tagte, mich auf die

Reiſe wagte. — Nach langer Zeit des Verdruſſes kam ich an's Ufer eines Fluſſes, worauf ich ein Sinnbild des Ueberfluſſes und heitern Genuſſes, ein Schiff gewahrte mit koſtbarer Fracht, mit Schätzen und Geräthen der Pracht. Und ich rief dem Schiffer vom weiten: Gib mir einen Platz bei deinen Leuten! Er aber ließ mir bedeuten, der Herr des Schiffes ſei ein Haſchemite, ein Jüngling von vornehmem Schnitte, und es verbiete die Sitte, mich in ſeiner Leute Mitte in dieſem Kleide aufzunehmen: doch' woll' ich mich bequemen, in ihre Tracht mich zu hüllen, ſo woll' er meinen Wunſch erfüllen und mich mitfahren laſſen im Stillen. So kam's daß ich in Matroſentracht beſtiegen die Jacht; doch kaum war ich darin aufgenommen, ſo ſah ich auch mein Mädchen kommen, von Diener und Zofe umgeben mit einem Hofe. Als ich nun die Augen, die getrübten, erhellt durch die Schönheit der Geliebten, da kehrte die Kraft mir zurück und ich ſprach: O Herz, das Glück öffnet dir die Pforte, und der Kranke iſt am Orte, wo ihn

heilen des Arztes Worte. Und wird mir auch anderes nichts zu Theil, so ist schon dies mein Heil, daß ich mit ihr auf einem Schiffe lebe hier. Denn zu Glück und Einigkeit stimmt das Herz jede Kleinigkeit, die von der Theuren rührt, und dem sehnenden zum Theile wird. Daher der Spruch:

Der Liebe Gabe ist des Glückes Schwester,
Denn Liebe ist allein der Liebe Tröster;
Mag dir das Glück der ganzen Erde winken,
Ein einzig Haar der Liebe hält dich fester.

Eine Weile nach brach sie aus in Weh und Ach! Der Haschemitenjüngling aber sprach: dies Seufzen und Klagen, dies Leiden und Unbehagen, wie lange noch soll ich es tragen? laß ab mit diesen Schwärmereien, um uns mit deiner Kunst zu erfreuen. Du bist nicht die Erste, die getrennt vom Freunde, ihr Loos beweinte; nicht die Erste, welcher hienieden das Gewand der Geduld beschieden! — Und da er so bittend sprach, so gab die Schöne nach; sie nahm die Laute und sang dazu ein Lied

von traurigem Klang. Dann aber weinte ſie ſo ſehr, daß ihre Thränenperlen fielen umher, und dieſe, wie früher das Lied, bewegten ein jedes Gemüth. Da ſprach ich ſtill für mich: In dieſem Augenblick will ich auf eine Weiſe mich ihr zu erkennen geben, woraus ſie entnehme, daß ich am Leben und mit ihr auf dieſem Schiffe eben. Ich faßte unbemerkt ihre Laute und ſtimmte ſie in eine mir vertraute Tonart, wodurch ſie wußte, daß ich ſie geſtimmt haben mußte. Es war aber eine Nacht, heiter wie die Seele, die ſorgenlos lacht, und glänzend, wie das Ringelhaar meiner Geliebten war. Da ſprach der Schiffsherr wieder: O Mägdlein der Lieder, ſoll denn in ſo ſchöner Nacht dein Geſang uns nicht werden zum Freudenklang! ſtatt daß uns deine jammernde Stimme zu Thränen und Wehklagen ſtimme. Da nahm das Mädchen wieder die Laute auf, doch als ſie mit dem Stäbchen ſchlug darauf, ſtieß ſie plötzlich einen Schrei aus und rief dann froh und frei aus: Bei Gott dem Herrn, der gibt und nimmt, dieſer Ton iſt von meinem

Geliebten gestimmt, der gewiß und bestimmt auf diesem Schiffe mit mir schwimmt. Da sprach der edle Haschemite: O wär' er doch in unsrer Mitte, damit er dein Sehnen minderte, deine Thränen hinderte, und wir durch dein Singen und Spielen erfreut uns könnten fühlen. Da hatt' ich mir schnell ein Herz gefaßt und rief in Hast: Der Unglücksmann von dem du gesprochen hast, o Herr, sieh ihn hier als deinen Gast! — Und da sein Blick mich so erfaßt, wie ich erdrückt durch des Elends Last, gequält ohne Ruh und Rast, einem Schatten gleiche fast: Da rührte Mitleid alle Umstehenden, und der Schmerz alle Sehenden. Daher der Spruch:

Die Glut verbirg in deinem Innern fest,
Obgleich sich Moschus schwer verbergen läßt;
Denn flammt sie auf aus ihrer tiefen Hast,
Ragt alles ringsum auf sie bis zum Rest.

Drauf mit mir sich beschäftigend und mit einem Eide bekräftigend sprach der Haschemitenmann: Höre mich an! Seit dem Tagesver-

lauf, da dies Mädchen mein ward im Kauf, hat mein Wunsch es nicht berührt, noch meine Hand es verführt. Nicht ihres Blicks, noch ihrer Lieder, vermocht ich je mich zu erfreu'n, stets flossen ihre Thränen nieder, wo konnte Zeit zu Freuden sein? Da nun aber eure Liebe von so innigem Triebe, so gib dein Gemüth in Frieden, es ist dir Glück beschieden; denn immer war mein Sinn darauf gewandt, dem Sinkenden zu reichen die Hand, und dem, der zu Boden fiel, wieder aufzuhelfen zum Ziel. Darum gelob' ich dir, wenn ich von hier werde nach Basra gelangt sein, soll Jene wieder zur Freiheit gelangt sein; sie soll deine Gattin werden, die dich munter hält, und ich will beisteuern was, euch unterhält. — Als mich gewahrte des Mädchens Blick, da kehrte Leben in sie zurück; sie verlangte nach einem Labetrunk, und dann setzte sie die Saiten in Schwung und spielte die Laute dergestalt, daß alle Herzen froh gewallt, daß die Fluth heiter emporgerauscht und die Vögel und Fische als Chor gelauscht. — Nach einigen Tagen gemeinsamer

Fahrt hatten wir unſer Schiff in einer Bucht bewahrt, und gingen jenſeits zu Land, Geſchäfte zu beſorgen allerhand; und als ich zurückkam an den Strand, da waren, ohne meines Abgangs zu gewahren, die Leute längſt wieder fortgefahren. Hilflos war ich da und allein, das Unglück fand ſich ein, der Gram ſchien neu zu gedeih'n, da ging der Spruch mir ein:

Der frohen Stunde freue dich mit Dank,
Denn nicht von Schellen kommt der Lautenklang;
Viel Böſe harren noch im Hintergrund,
Und nichts verhindert ihren Nähergang.

Der Juſſuf der Sonne verſank in des Weſtens Brunne, als der Jonas vom Mondesring aus dem Wallfiſch des Oſtens ging; ich hatte den Becher der Sorgen getrunken an jedem Morgen, und auf dem Kiſſen des Kummers verbracht jede Nacht des Schlummers: da kam ich auf des Mühſals Pfade nach Basra an die Pforte der Gnade. Mehrere Tage irrt ich in den Straßen, denn die Stadt war groß

übermaßen, ohne daß ich konnte gewahren Einen aus des Haſchemiten Schaaren. Doch eines Morgen gelang es, daß ich immitten meines Irrganges einem Diener jenes Herrn begegnete und meinen Glücksſtern ſegnete. Der erkannte mich gleichfalls freudig, und war ſo gerührt und mitleidig über das, was ich ihm mittheilte, daß er mit mir zu ſeinem Gebieter eilte. Ich ward mit Güte aufgenommen, er nannte mich willkommen, und ſprach: Seit dem Tag, an welchem du vom Schiffe verſchwandſt, überfiel mich Ahnung und Angſt, daß dir ein Unglück zugeſtoßen, und dein Blut durch ein wildes Thier vergoſſen; — und in Basra angekommen, ſprach ich zu deinem Mädchen ſchmerzbeklommen: Dein Geliebter iſt verſchwunden, und ich kann es nicht erkunden, ob er lebend oder todt: was willſt du thun in ſolcher Noth? Sie aber ſagte: Laß mich gehen, mich nach einem Winkel umzuſehen, wo ich ein Grab mit ſeinem Namen errichte, und dort mein Gebet verrichte. — Siehe, dort in jener Zelle hat ſie deine Grabesſtelle erbaut und

Leib und Geſicht gehüllt in Trauerkleider dicht, und betet für dich. — Und als ich an das Grab getreten, wo ſie lag in eifrigem Beten, da blickte ſie empor, ein Schrei drang an mein Ohr: vereint waren die Liebenden beide, und vorbei war's mit dem Sehnſuchtsleide. Dann gab der Herr uns ſeinen Segen, ließ fünfhundert Dirhem vor uns hinlegen und ſprach: Allmonatlich ſollt ihr ein Gleiches erhalten von mir, damit euch der Tag fröhlich entweiche, und die Lebenszeit ſorglos verſtreiche. Das Glück der Liebe beſeelte mich, und damals erwählte ich den Spruch:

Zu Gleichgeſinnten kommſt du endlich noch,
Denn dahin zielt dein ganzes Streben doch.
Wo wäre auch ewig Glück zu finden,
Als in der Seelen ſüßem Liebesjoch!

Doch nur kurz war meine Seligkeit, denn immitten meiner Fröhlichkeit erhob der Todesengel ſein Schwert, und raffte ſie fort, die mir ſo werth, daß ich nichts weiter hienieden begehrt. Sieh, die Weiſen haben den Spruch

bewahrt, es sei das Feuer vierfacher Art. Eines das nicht trinkt aber ißt: das Feuer so das Holz frißt; das zweite das trinket aber nicht ißt: das Feuer so der Samum vergießt; das dritte, das weder trinkt noch ißt: das Feuer so der Stein verschließt; das vierte das trinkt und ißt, und das Feuer des Magens ist. Nun aber braunte ein fünftes hier, das Feuer der Liebe in mir, mächtiger als die andern all, und löschbar durch nichts auf dem Erdenball. Da fand ich es vermessen, das Brot der Gnade allein zu essen, und zu schwelgen im Ueberfluß, wenn ich mein Heil entbehren muß. Und so verschwand ich in einer Nacht, wie ein Traum, wenn man erwacht. Sie die mich nicht verstehen, sollten mich nicht mehr sehen und nicht meine Thränen glänzen; darum entfloh ich nach den Gränzen und warf mich in dies Kleid für des Lebens übrige Zeit, und wandle als Müssiggänger und stiller Kopfhänger, als klagender Sänger und Grillenfänger durch die Welt mit leichtem Bündel und,

wie du ſiehſt, mit artigem Geſindel. Jetzt aber iſt mein Spruch:

Gedankenlos will ich die Welt durchmeſſen,
Nicht Glück, nicht Qual ſoll mehr mein Auge näſſen;
Die letzte Perle in der Muſchel Erde,
Die meine Seele anlockt, heißt: Vergeſſen!

8.

Was die drei Calender erzählt, gab dem Prinzen vielfachen Stoff zum Nachdenken. Die gemeinsame Wanderung ging indessen ziemlich heiter vor sich, und sie hatten bereits einen Theil der Mongolei durchstreift, als ein seltenes Abenteuer die Weiterreise hinderte. Als sie eines Tages, die brennenden Sonnenstralen zu meiden, den Weg durch ein kleines Gehölz einschlugen, hörten sie einen Menschen Hilfe rufen und wehklagen, kamen aber, so sehr sie auch eilten, zu spät. Der Unglückliche lag ermordet da, und die vier Mörder, ohne sich durch die Ankunft der Calender stören zu lassen, beraubten eben den Todten, der aber nicht so große Ausbeute lieferte als man erwartet hatte. Darüber ergrimmten die vier Böſewichte so

sehr, daß sie die Leiche elend verstümmeln und in Stücke hauen wollten. Der Prinz entsetzte sich über dieses unmenschliche Vorhaben, trat beherzt auf die Räuber zu und bat sie, ihm den Körper gegen ein ansehnliches Lösegeld abzulassen. Anfangs verhöhnten diese den arm scheinenden Calender, als er sich aber zu einem Gebot von zweitausend Zechinen und augenblicklicher Einhändigung herbeiließ, rief einer der Mörder:

Wohlan, ich schwöre dir in unser aller Namen, daß Scorpione aus Kachan uns in die Hand stechen sollen, wenn wir dir nicht Wort halten. Gib uns zweitausend Zechinen und der Leichnam ist dein; äffst du uns aber, oder willst uns hintergehen, so sollst du ihm bald auf andere Weise Gesellschaft leisten.

Hierauf zog Duzim-Dchantey das einzige Werthbare, das er noch besaß, den Ring seiner Geliebten aus dem Busen, übergab ihn dem Räuber, der ihn sogleich für mehr als preiswürdig erkannte; man lieferte ihm hinwieder den todten Körper aus, und die

vier wilden Gesellen gingen ihres Weges. Sie waren kaum verschwunden als die Calender ihrem Gefährten Vorwürfe darüber machten, daß er in seiner Armuth für einen todten Körper, der ihnen allen nur Gefahr bringen könne, ein so kostbares Kleinod hingegeben habe. Der Prinz aber behauptete mit Eifer, die gute That, einen unglücklichen Bruder zu begraben, sei eines so geringen Opfers wohl werth, und da er sich nicht abhalten ließ, das gute Werk gleich an Ort und Stelle zu besorgen, so verließen ihn die drei Begleiter, vor leicht möglichem Verdachte bange, und verabredeten ein späteres Zusammentreffen an den Thoren der Stadt, die man vom Ausgange des Gehölzes ersieht.

Duzim-Dchantey war eben in voller Arbeit mit einem Pfahle ein Grab zu graben, als einige Leute von des Kadi Schaarwache vorüberkamen, und nach dem Scheine urtheilend, den Calender für den Mörder dessen hielten, den er eben begraben wollte, und ihn daher trotz den Betheuerungen seiner Unschuld

sofort gefangen nahmen und nach der Stadt führten, wo er in ein tiefes Gefängniß geworfen wurde.

Am nächsten Morgen holte man den Gefangenen und brachte ihn vor den Kadi, der aus dem Zusammentreffen der Umstände und nach dem Scheine des Vorfalls den Calender für den Mörder des fremden Kaufmanns erkennen mußte und ihn daher zum Tode verurtheilte, ohne auf seine Entschuldigungen zu hören.

Der Verkannte brachte Stunden der Verzweiflung in seinem finstern Kerker hin, bis man ihn in einigen Tagen herausführte, um die Strafe an ihm zu vollziehen. Im Angesichte des versammelten Volkes verkündete ihm der Kadi mit pathetischen Handbewegungen den Todesspruch — als Duzim-Chantey mit einemmale einen Schrei der Ueberraschung und Freude ausstieß, denn er hatte an der Hand des Kadi seinen eigenen Ring erblickt.

O Herr, rief er jetzt aus und sank vor dem Richter bittend nieder, der Himmel will

nicht, daß unschuldiges Blut vergossen werde und zeigt den Weg meiner Rettung. Denn Ihr selbst tragt an eurem Finger den Ring, welchen ich den Mördern als Kaufpreis des Leichnams gegeben, den die Grausamen zu schänden im Begriffe standen. Leset o Herr, den Spruch, der rings um den Talisman geschrieben, und vielleicht erblickt Ihr selbst dann in dem Spiegel des Opals die traurige Geschichte, wie sie sich eigentlich zugetragen.

Der Kadi war ein strenger aber rechtlicher Mann. Schon in dem Augenblicke als sich der Verurtheilte auf den Ring an seiner Hand berief, zitterte ein geheimer Schauer durch die Seele des Richters, als er aber nun vollends that was der Calender gebeten und den blutigen Vorfall und seine Urheber in dem entwölkten Talisman erblickte, vermochte er sich kaum aufrecht zu halten; schmerzgebeugt verhüllte er das Haupt mit beiden Händen und strengte seine letzte Kraft dahin an, die Befreiung des Unschuldigen zu befehlen und

ihn nach seinem — des Kadi — Hause geleiten zu lassen.

Hier befand sich der Prinz durch drei Tage allein in einem Prachtgemache und von Ueberfluß umgeben: aber von Niemand besucht als von den beiden stummen Sclaven, die jedem seiner Winke gehorchten und ihn mit allem, was er wünschen konnte, reichlich versahen. Zuweilen war es ihm wohl als hörte er nebenan seinen milden Wirth, den Kadi, seufzen, weinen und wehklagen: aber da er sich den Grund hievon nicht erklären und die Lage, in welcher er sich jetzt befand, recht gut ertragen konnte, so mußte er die endliche Lösungs dieses Räthsels geduldig abwarten.

Endlich am vierten Tage erschien der Kadi in vollem Ornate, gefolgt von mehren Gerichtspersonen, und Schaarwache und Henkersknechte geleiteten vier gefesselte Männer herein, in welchen der Prinz alsogleich die vier Mörder aus dem Gehölz erkannte, und auf die Frage, welchem von ihnen er seinen

Ring gegeben? alsbald denjenigen bezeichnete, der an dem Leichname freveln wollte.

Es hatte, wie es schien, nur dieser gleichlautenden Auskunft des Calenders bedurft, denn auf einen Wink des tieferschütterten Kadi setzte sich der Zug wieder in Bewegung und unmittelbar vor dem Thore des Hauses wurde der Mörder erdrosselt.

Der Gerichtete aber war des Kadi einziger Sohn.

Der Nichtswürdige hatte mit einer Rotte böser Schandgesellen seit längerer Zeit insgeheim die ärgsten Verbrechen begangen und war frech genug, den Ring, welchen er als Preis eines Frevels erhalten, seinem gerechten Vater unter irgend einem Vorwande zum Kauf anzubieten. Seine Mordgesellen bekannten, zitternd vor dem Tode, die Reihe ihrer gemeinsamen Schandthaten, und der vernichtete Vater beschloß als Richter ein Beispiel seiner unerschütterlichen Gerechtigkeitsliebe vor dem ganzen Volke zu geben.

Aber zugleich konnte der biedere Greis nicht ohne Entsetzen und Reue an den ungerechten Spruch gedenken, welchen er über den unschuldigen Calender gethan und schon vollziehen lassen wollte. Seine ganze verwaiste Vaterliebe wandte sich daher dem unglücklichen Jünglinge zu, dessen Leben er mit seinem eigenen Blute erkauft hatte. Er legte sein Amt nieder, um den Himmel in Einsamkeit um Verzeihung des aus Unwissenheit und Uebereilung begangenen Fehlers anzuflehen, und nahm Duzim-Dchantey wie einen Sohn zu sich, den er — dies war des Kadi letzte Amtshandlung — öffentlich für seinen Erben erklärte. So sehr der Prinz sich diesem Edelmuthe widersetzen mochte, der Greis ließ von seinem Vorhaben nicht und sprach:

Nur deine Anwesenheit wird die Stunden meiner Einsamkeit erleichtern und mich die Ungerechtigkeit, die ich begehen wollte, und die Gerechtigkeit, die mir so großen Schmerz brachte, vergessen lassen. Bleib also bei mir, wenn du irgend Mitleid mit einem unglückli-

chen Vater haſt, der nur um deinetwillen leben mag.

Der Prinz blieb, ſo ſehr ihn auch Liebe und Sohnespflicht weiter zogen, und mußte die Erfüllung ſeiner heißen Wünſche der Zeit anheimſtellen. Er ſollte nicht allzu lange warten. Der ſchwache Greis hatte nicht die Kraft und Geiſtesſtärke eines Brutus in ſich, um Vorfälle ſo ſchrecklicher Art, wie ſie in ſeine jüngſten Tage hineingegriffen, ertragen und lange überleben zu können. Das Auge, das die Todeszuckungen des einzigen Sohnes, das Barmherzigkeit-Jammern des gräßlich Endenden geſehen, konnte den eitlen Schimmer der leeren Welt nicht mehr ertragen; das Herz, das den Eingebornen auf ſo gräßliche Weiſe verloren, konnte ſich an den mahnenden fremden Nachfolger nicht gewöhnen und brach, vielleicht als Opfer des Zwanges, den es ſich ſelbſt über Macht auferlegt. Der alte Mann erkrankte, ſeine Kräfte ſchwanden zuſehends und wenige Tage ſpäter zitterte die kalte ſegnen-wollende Hand des Sterbenden über dem

Haupte des Angenommenen — und die Lippe bebte leiſe und unverſtändlich vielleicht einen Segen über den Jüngling, vielleicht einen Klagelaut über den Mörder ſeines Sohnes.

Der Greis war nicht mehr und des Prinzen Herz von erſchütternden Gefühlen beengt. Er befand ſich jetzt umgeben von einem bedeutendem Reichthume, den ihm der Nachlaß des edlen Todten auswies und trug vorerſt Sorge für eine glänzende Beſtattung des Verblichenen, dem er ein prachtvolles Denkmal, von ſeinem Leben und Ende Kunde gebend, ſetzen ließ, und vertheilte noch am Tage der Beerdigung mehr als die Hälfte aller vorfindlichen Schätze, die ihm ſo unverhofft zugefallen waren, an die Armen und an die milden Stiftungen der Stadt.

Nachdem der Prinz ſo alles erfüllt hatte, was eines liebenden und betrübten Sohnes würdig war, ergriff ihn die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande mit unwiderſtehlicher Macht. Zugleich feuerte ihn das Andenken deſſen, was er geweſen, unabläſſig an zu Heldenthaten,

aus denen seine edle männliche Natur wieder hervorblitzen sollte, und er raffte daher den noch sehr ansehnlichen Rest seines Erbes zusammen, pries den Himmel daß er nicht mehr als Calender zu reisen brauchte, und bestimmte den nächsten Tag um fortzuziehen.

Die Nacht war unter den mancherlei Vorkehrungen für Morgen hereingebrochen und Duzim-Ochantey überließ sich dem Segen des Schlummers. Es mochte noch keine Stunde verflossen sein, so gemahnte es den Schläfer, als fahre eine kalte Hand über seine Stirne hin, oder es streiche der Hauch des Nachtwindes über seine Schläfe. Er erhob sich, nichts anderes meinend, als daß man ihn bereits zum Aufbruch weckt, und sah das Gemach ringsum von wunderbarem Lichte erfüllt, welches von einer blassen Geistergestalt ausging, die mit tiefer Todeswunde in der Brust vor ihm stand.

Der Prinz vermochte seiner Sinne kaum Meister zu werden und starrte mit ohnmächtigem Entsetzen auf die Erscheinung hin, in

deren verklärten Zügen er jetzt den Unglücklichen erkannte, dessen irdische Reste er aus frevelnder Mörderhand eingelöst und zur friedlichen Urstätt bringen wollen. Aber wie er so regungslos hinblickte und in der leblos stillen Miene ängstlich forschte, warum sich die Geisterwelt zu ihm niederneige, entdeckte er schaudernd eine unläugbare, aber an der blutenden Leiche unaufgefundene Aehnlichkeit mit dem jungen Manne, den er selbst zum Retter Gulpenhe's bestimmt und mit dem magischen Ringe in die Residenz des Königs Kush zurückgesendet hatte.

Abdu, bist du es?! rief der Angstgefolterte.

Ja, ich bin es! entgegnete die tonlose Stimme des Grabes, — denn die Dankbarkeit, o Prinz von China, reicht über das Grab hinaus. Du hast mich, da ich lebte, mit gutem Herzen glücklich gemacht; dein Ring wirkte Wunder und brachte mir irdische Seligkeiten und reiche Schätze ein. Beseelt von Dankgefühl schiffte ich rasch nach deinem Va-

terlande, um deine Braut vor Gefahren zu wahren, deren ich kundig geworden, und in ihre Hand dankbar dein Kleinod zurückzugeben. Als ich heimkehrte durch dieſe Stadt, um im nahen Walde von Ruchloſen ausgeplündert und ermordet zu werden, da handelteſt du an dem unbekannten Todten ſo edel, wie Menſchen deines Schlages ſelten an Lebenden; du gabſt der Leiche des Unglücklichen, dem du im Leben Freuden bereitet, die letzte Ruhe, die des Grabes: — und ich ſteige herauf die Pflicht der Dankbarkeit gegen dich zu erfüllen. Wie der Morgen dämmert, ſo brich auf mit Tapferen und Getreuen und ziehe gegen Oſt bis hin, wo der Hoangh in der Nähe von Kurä an einer finſtern Höhle vorüberrauſcht. Dort wirſt du einen böſen Emir aus Teflis finden, der mit anderen ausgezogen deiner Braut nach dem Leben zu ſtreben, weil das Volk daheim nach ihr als Königstochter verlangt und der Böſewicht ihr Recht an ſich reißen will. Sie aber hat einen heiligen Eid an ihren ſterbenden Großvater geleiſtet, dem Manne ihrer Beſtim-

mung dann erſt angehören zu wollen, bis er ihr Recht erkämpft hat. Zieh' hin, du warſt mein Rächer, werde nun auch der ihre. Dieſer Weg führt dich zum Glücke und zur Braut. Du wirſt ſiegen: die Hand des Todes verleiht dir Kraft gegen die Bosheit des Lebens.

Bei dieſen Worten ſtreckte die Erſcheinung die Hand nach dem Prinzen aus; zugleich fühlte dieſer ſich wunderbar an Stirn und Herz berührt, er ſank auf ſein Angeſicht und wollte Worte des Dankes ſtammeln — aber der überirdiſche Schein war verſchwunden, er ſah nichts mehr als die Nacht, die ihn mit geſpenſtiſcher Stille umgab. Er ſank in einen Schlummer der Erſchöpfung, aus dem er aufwachte, als der andämmernde Tag mit leiſem Finger an ſein Fenſter pochte.

Bald erſchienen die auserleſenen Männer, welche ſich Ouzim-Ochantey zu Reiſegenoſſen erwählt hatte und der Weg nach dem Flußbette des Hoangh wurde nun ohne Zögern eingeſchlagen.

Niemand wird bezweifeln, daß man wohl

daran thut, der Stimme eines Geiſtes, der ſich auf uns niederſenkt, zu folgen. Da bei Prinzen die Erſcheinung des Geiſtes ſeltener iſt, als bei anderen Menſchen ſo geben ſie bei ſolchen Vorkommenheiten und ſolange ſie noch Prinzen ſind, zuweilen etwas auf ſeine Stimme, — und auch unſer fahrender Prinz hatte nicht Urſache dieſe Folgeleiſtung zu bereuen. — Doch wir haben uns jetzt hinreichend um den glücklichen Abenteurer bekümmert, und es iſt an der Zeit, daß wir uns nach ſeiner ſo ſchmerzlich vermißten Geliebten, nach der reizenden Gulguli umſehen.

D.

Kaiſer Fanfur hatte ſich nach ſechsjähriger Abweſenheit des Prinzen endlich entſchloſſen, dem allgemeinen Wunſche zu entſprechen und zu einer zweiten Vermählung zu ſchreiten, welche dem Reiche für den räthſelhaft verſchwundenen, einen neuen Erben geben ſollte. Seit drei Monaten hatte er die ſchöne Sclavin Kanzem erleſen und auf den Thron erhoben, als eines Tages ein fremder Jüngling von zartem Bau und feinen Zügen, der ſich Schemad Prinz von Georgien nannte, in Nanking ankam und die Neugierde der chineſiſchen Majeſtät auf's äußerſte reizte. Kaum aber hatte man erfahren, daß der ſchöne Fremde von ſo hohem Range ſei, als ihm eine Wohnung im kaiſerlichen Pallaſte angeboten

und von ihm mit Dank angenommen wurde. So schlau wußte Kanzem ihren Plan zu spielen, denn der erste Anblick hatte sie mit unaussprechlicher Glut für den fremden Jüngling erfüllt, und sie beschloß um jeden Preis seines Besitzes froh zu werden. Der Zufall war günstig und bot ihr bald Gelegenheit den Prinzen allein zu sehen. Sie zögerte nicht lange, den Schleier ihrer Leidenschaft zu lüften. — Ich liebe euch, sprach sie, eben so glühend, als sich mein Herz von dem alten Manne verächtlich abwendet, der mich zu besitzen wähnt. Meine Macht, mein Anhang im Reiche ist groß, Gift schnell und sicher wirksam, und der Thron von China, wie meine Person für eure Wünsche bald erledigt. Ein Wort von euch, dem ich mich ganz ergebe — und der Plan soll bald ausgeführt sein.

Schemad trat vor solchen Anträgen bestürzt zurück und eine unerklärliche Macht der Sympathie, die ihn für Fanfur einnahm, wandte ihn von Kanzem's frevelhaften Anträgen so sichtbar ab, daß diese mit dem schar-

sen Blicke der Begierde nur gar zu bald den ungünstigen Eindruck gewahrte, welchen ihr Vorschlag bei dem Prinzen erregt, und ihre Liebe in Rache zu verwandeln beschloß.

Als daher der Kaiser ganz unvermuthet in das Gemach herein trat und auf Beider Mienen eine unerklärliche Verlegenheit sah und sich an Kanzem um Aufschluß wandte, begann diese mit erkünstelter Fassung: Die Ursache meiner Bestürzung, hoher Herr, ist das kühne Vornehmen unseres Gastes, welches mir derselbe soeben eröffnet. Er warf sich zu meinen Füßen, daß ich ihm bei euch die Erlaubniß erwirke, am nächsten Vollmond mit dem schwarzen Centaur kämpfen zu dürfen; und er will seinen Kopf verlieren, wenn er euch denselben nicht lebend gefangen überliefert.

Der Prinz wußte in der Verlegenheit, worin er sich befand, nichts anders als die Worte der Lügnerin zu bestätigen, und Fanfur gab endlich, wiewohl mit Widerstreben, und nur weil seine Gemahlin so dringend bat, die Erlaubniß zu diesem Kampfe.

An diesem Abende traf es sich zufällig, daß Abdu von weiter Reise aus des Königs Kusch Landen in Ranking eintraf und an dem kaiserlichen Pallaste vorübergehend in dem Prinzen Schemad bald denjenigen erkannte, dem er den anvertrauten Zauberring überreichen und gar mancherlei Warnungen zuflüstern konnte: denn es wird wohl für Niemand mehr ein Geheimniß sein, daß hinter dem georgischen Prinzen die liebenswürdige Gulguli steckte.

Wie sich nun so unverhofft der erprobte Talisman in den Händen des fremden Prinzen befand, da zweifelte dieser nicht länger an dem glücklichen Ausgange des gefährlichen Unternehmens und sann nur auf eine List, wie er sich dem gefürchteten Ungeheuer mit seinem Ringe nähern könnte.

Der schwarze Centaur aber war ein Monstrum von riesiger Größe, halb Mensch, halb Pferd und schwarzbehaart, welches an jedem Vollmonde aus einer Höhle des nahen Ramswaldes bis in die Nähe der Stadt hervorstürzte, eine fürchterliche Verwüstung unter

den Herden anstellte und dann jedesmal mit ansehnlicher Beute in seine unzugänglichen Schlupfwinkel zurückkehrte.

Am Vorabende des bestimmten Tages ließ Schemad einen großen ganz mit Eisen beschlagenen Wagen, der rings mit starken Ketten versehen war, mit süßen Kuchen und einem Fasse süßen Weins beladen und nach Entfernung des weidenden Viehes, gleichsam als Tribut, dahin stellen wo der Centauer einzufallen pflegte. Er selbst verbarg sich sehr vorsichtig in der Nähe. Es tagte kaum, so erschien das Ungeheuer, stürzte sich über die Lockspeise her und verschlang eine so große Masse Weines, daß es die Folgen bald fühlte und sich schlummernd hinstreckte. Jetzt war der Augenblick da für Schemad um hervorzutreten, und das Ungethüm durch Berührung mit dem Ringe vollends unschädlich zu machen. Erstarrt durch den Zauber, wurde es nun leicht auf den Wagen gebracht, mit Ketten an allen Gliedern fest gebunden und im Triumphe nach der Stadt geführt. Erst auf dem Wege

dahin brachte der Prinz durch leise Berührung mit seinem Talisman den Gefesselten wieder zur Besinnung, welcher in eine furchtbare Verzweiflung gerieth, als er sich in dieser Lage erblickte. Da es ihm aber unmöglich war sich der festen Ketten zu entledigen, so ließ er sich endlich wie ein gebundenes Thier führen wohin man wollte.

Indessen wurde der Zug durch das Leichenbegängniß eines Kindes aufgehalten, dessen Vater laut weinend und betrübt hinter dem Sarge herging, während ein Bonze, der den Conduct führte, einen heiteren Gesang zu Ehren Wischnu's anstimmte. Als der Centaur diese Töne vernahm, hob er den Kopf in die Höhe, betrachtete die Ceremonie mit Aufmerksamkeit, und brach dann in ein so furchtbares Gelächter aus, daß es durch die ganze Stadt hin bis zum Kaiserschlosse hallte und alles Volk darüber in großes Erstaunen gerieth.

Es dauerte nicht lange, so fuhr man über einen Platz, auf welchem soeben ein junger Dieb gehenkt worden war, um den sich jetzt eine dichte

Schaar von Zuſehern ſammelte, die mit dieſer Execution ſehr zufrieden ſchienen, worüber der Centaur abermals in ein übermäßiges Gelächter ausbrach.

Als ſie hierauf an dem Kaiſerpalaſte anlangten und die neugierige Menge den Prinzen mit ſchallendem Freudengeſchrei und mit dem Rufe „hoch lebe der Sieger! der tapfere Prinz Schemad!“ empfing, da donnerte aus dem Rachen des gefeſſelten Ungethüms die dritte grauenerregende Lache, durch welche alles entſetzt wurde.

Indeſſen war Fanfur mit ſeiner Gemahlin und ihren Dienerinnen herabgekommen um den kühnen Jüngling willkommen zu heißen und das Opfer ſeines unternehmenden Muthes in allerhöchſt neugierigen Augenſchein zu nehmen. Als der Centaur dieſe Gruppe erblickte, ſchlug er zum viertenmal ein ſo gräuliches Gelächter auf, daß ſich alle beſorgt entfernten und der Befehl gegeben wurde, wie der Gefangene in einen mit rieſigen Eiſenſtäben verwahrten Käfig zu bringen, in die kaiſerlichen Gärten zu

ſchaffen und dort mit allem Nöthigen reichlich zu verſehen ſei.

Des Prinzen Wagſtück war ſomit vollkommen gelungen und die allgemeine Auszeichnung hätte ihn in die angenehmſte Lage verſetzt, wenn nicht Kanzem's Liebe wieder zu neuen Verſuchungen und Wünſchen erwacht wäre. Es fand ſich kein guter Grund den Geſprächen der glühend Begehrenden auszuweichen, indem Fanfur ſelbſt dem Prinzen die Ehre erwies, ihn in das Allerheiligſte ſeiner ehelichen Gemächer einzuführen, und die Begierde des ſehnſüchtigen Weibes hatte ſonach mancherlei Veranlaſſung dem ſchönen Jünglinge ihre neuerwachten Wünſche nahe zu legen. Warum dieſer ſo deutlichem Entgegenkommen nur eine um ſo deutlichere Kälte entgegenſetzte, lag freilich als Geheimniß in der Natur des Verhältniſſes: aber dieſer unbeſiegbare Widerſtand, dem ſie ſich wiederholt blos gegeben hatte, machte Kanzem ſo ergrimmen, daß ſie jetzt zu einem unfehlbaren Mittel der Rache ihre Zuflucht zu nehmen beſchloß. Denn

als ſie ſich wieder allein mit dem Prinzen befand und dieſer ihrer Lockungen nicht mehr achtete als zuvor, zerraufte ſie mit einemmal ihr Haar, brachte ihr Gewand in Unordnung, rief nach Hilfe und befahl den herbeieilenden Verſchnittenen den Prinzen gefangen zu nehmen. Sie ſelbſt aber lief mit weinenden Augen zum Kaiſer, und verklagte Schemad, als ob er Ungebührliches von ihr begehrt und ſie hätte zwingen wollen, auf ſeine Wünſche einzugehen.

Da Fanfur viel auf die Tugend ſeiner Gemahlin hielt und im Punkte der Hahnreiſchaft etwas kitzlich war, ſo hörte er den Verklagten gar nicht an, ließ ihn in Ketten werfen und ſofort in den Käfig zu dem Centaur ſperren: überzeugt daß dieſer ſich an ſeinem liſtigen Beſieger gewiß grauſam rächen werde.

Aber dieſe Vermuthung traf nicht zu; der Centaur empfing vielmehr ſeinen neuen Geſellſchafter ſehr freundlich, und als er ihn ſo mit Ketten beladen vor ſich liegen ſah, brach er zum fünftenmal in ein brüllendes Gelächter aus.

Die Majestät war außer der Regierung auch sehr für Neugierde portirt, und diese hatte nun den höchsten Gipfel erreicht. Er verfügte sich also in höchsteigener Person an den Käfig und versprach dem Centaur seine Freiheit, wenn er künftighin die kaiserlichen Herden unangefochten lassen und ihm jetzt gestehen wollte, warum er zu fünf verschiedenen Malen in ein so unbändiges Hohngelächter ausgebrochen sei: weigere er sich aber, so sei sein augenblicklicher Tod beschlossen.

Der schwarze Centaur, mehr durch die Aussicht auf Freiheit gereizt als durch die Drohungen erschreckt, erhob jetzt zum erstenmale seine Stimme, die alle erbeben machte, erbot sich den Wunsch des Kaisers zu erfüllen, wofern dieser den ganzen Hofstaat versammeln, sein früheres Versprechen wiederholen und endlich die zu vernehmenden Aussagen genau untersuchen lassen wollte.

Fanfur willfahrte in allem; er hieß dem Gefangenen die schweren Ketten abnehmen und

seinen Kerker öffnen, und dieser begann wie folgt:

Kaiser von China, ich lachte zum erstenmale als wir dem Leichenzuge begegneten, weil ich den Vater hinter dem Sarge seines vermeintlichen Kindes bitterlich weinend gehen sah, während der wirkliche Vater dazu, der Pfaffe, der den Conduct führte, und der den Alten mit seinem Weibe betrügt, ein heiteres Lied für Wischnu anstimmte, blos um nicht in Lachen über den höchst überflüssigen Schmerz des Gehörnten ausbrechen zu müssen.

Ich lachte zum zweitenmale auf dem Richtplatz, wo sie deine Gerechtigkeit priesen, weil du einen kleinen Dieb hast henken lassen, der einem weit größeren zehn Zechinen gestohlen, um Weib und Kind, die daheim hungerten, mit Nahrung zu versehen. Die aber umherstunden und dieser Justiz Beifall zollten, der Bestohlene selbst und deine Beamten, diese großen Diebe an Land und Volk, hätten wohl zehnmal eher verdient, den Galgen statt dieses armen Schelmes zu zieren.

Der Redende hielt inne, als wollte er das Uebrige für ſich behalten, der Kaiſer aber drang in ihn fortzufahren, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ſeine weiteren Eröffnungen der Majeſtät Kummer und Verdruß erregen ſollten.

Nun wohlan denn, ſprach der Centaur weiter, ich lachte zum drittenmale, als ich das Volk rufen hörte: Hoch lebe der Sieger! der tapfere Prinz Schemad! weil ich wußte, daß die trügeriſchen Kleider meines jetzigen Kerkergenoſſen, nur ein ſchwaches Mädchen, eine liebliche Prinzeſſin aus Teflis verbargen, an welche ſich Glück und Unglück deines Hauſes knüpft.

Man denke ſich Fanfur's Betretenheit bei dieſen Worten, noch mehr aber ſein Erſtaunen, als eine der Sclavinnen ſich überzeugte daß hier Wahrheit geſprochen worden. Gulguli's Antlitz überzog Purpurröthe, während Todesbläſſe auf Kanzem's Wangen ſank. Sie konnte den zornflammenden Blick des Ge-

mahls nicht ertragen und war einer Ohnmacht nahe.

Ich lachte zum viertenmale, o Kaiser von China, fuhr der Centaur auf Kanzem weisend fort, weil ich diese an deiner Seite für ein Tugendbild gehalten und von dir über die Maßen verehrt sah — während sie ihr Begehren auf den falschen Prinzen von Georgien warf und dem Widerstehenden darum Rache geschworen. Nicht zufrieden mit den Jünglingen, welche sie verkleidet als Sclavinnen um sich hat und davon du drei unter den anwesenden Dienerinnen finden wirst, wollte sie den freilich allzuschönen Schemad auch in ihre Netze locken, der jetzt ihr Verderben und so ein Unglück deines Hauses wird.

Die Scene, welche dieser Rede folgte, war eine fürchterliche; daß der Centaur wahr gesprochen, wies sich gar bald durch Ueberzeugung aus; eine Pause des gräßlichen Stillschweigens trat ein — und wenige Augenblicke später lagen vier blutige Häupter, worunter ein vormals gar schöner Frauenkopf, von ihren

Rumpfen getrennt zu des Kaisers Füßen, der mit eigener Hand den Schimpf seines Bettes gerächt hatte.

Ich lachte zum fünftenmale, schloß jetzt der Centaur, da man den zarten Frauenprinzen gefesselt in meinen Kerker warf; ich lachte deines blinden Sinns o Kaiser von China, weil du unbekannt mit dem nahen Glücke deines Hauses diejenigen mit Ketten beludest und zum Tode bestimmtest, die du bald nachher überaus glücklich machen mußtest; die Prinzessin von Teslis durch die Hand deines Sohnes Ouzim-Ochantey, der noch lebt, sie über alles liebt und soeben in Nanking einzieht, — und mich, der dir die Augen geöffnet, durch meine Freiheit, die mir das höchste Glück ist.

Er hatte sich nach diesen Worten unter den Zuhörern Bahn gemacht und stürzte nun in ungehindertem Laufe fort, während einige kluge Mandarine meinten, man hätte ihn doch halten und ihm die Redaktion der Hofzeitung anbieten sollen. Fanfur aber war durch die unverhoffte Nachricht von dem Leben seines

Sohnes und dem bevorſtehenden Wiederſehen ſo überraſcht und in Entzücken verſetzt, daß er kaum Zeit gewann, die ſchöne unſchuldige Gulguli von ihren Ketten befreien und die blutigen Spuren ſeines gerechten Zornes bei Seite ſchaffen zu laſſen.

In dieſem Augenblicke ſchlug Freudenklang der Inſtrumente und Jubel des Volkes an ſein Ohr; ein dichter Menſchenknäuel wogte die Straßen herauf und nach dem Kaiſerpalaſte: einige Augenblicke noch und nach langer, faſt ſiebenjähriger Trennung lag der als todt beweinte Sohn an dem freudig klopfenden Herzen eines entzückten Vaters.

19.

Duzim-Dchantey war nicht allein gekommen; er brachte wie ein römiſcher Triumphator Geißeln für die Vollkommenheit ſeines Glückes mit; der böſe Emir aus Teflis mit ſeinen Genoſſen befand ſich gefeſſelt in dem Gefolge, — und da dieſe Nichtswürdigen daheim ausgeſendet worden waren, Gulguli zu ſuchen und auf den Thron der Väter zu führen, welchen Auftrag ſie jedoch in Mord zu verwandeln beſchloſſen, — ſo gab es nach erfülltem Schwure der Prinzeſſin nichts mehr, was ihrer Verbindung mit dem Thronerben von China hinderlich geweſen wäre. Fanfur aber hatte keinen ſehnlicheren Wunſch als das Glück ſeines geliebten Sohnes zu beſchleunigen und reſignirte um die Ausſicht auf ſchöne Enkel gern dem Beſitze anderer Erben, die durch Beſchaffenheit der Mütter dem Vater oft als ein zweifelhaftes Eigenthum erſcheinen können.

Wie die lang und ſchmerzlich getrennten Liebenden ſich bewillkommten und wie ſie nun im wechſelſeitigen Beſitze ganz ſelig wurden, davon genüge die Andeutung; die Beſchreibung, die ehedem, wo Kamadewa, der heitere Liebesgott, nur loſen Scherz trieb und einen Jüngling für den Ernſt der heiligen Triebe vorbereitete, die Beſchreibung, die damals gern den Ort der ſüßen Spiele neugierig umſchwärmte und belauſchte, tritt vor dem ſeligen Looſe zweier Glücklichen ehrerbietig zurück.

Als Ouzim-Chantey ſeinen Talismaniſchen Ring, der ſo viel Glück und Unglück gebracht, an der Hand ſeiner Braut erblickte, weihte er dem Angedenken des redlichen Abdu, der ihm die Geliebte gerettet, eine Thräne und erzählte die wunderbaren Abenteuer, die auch ihn mit dem Unglücklichen in Berührung gebracht und deren Folge die Gefangennehmung des Emirs und die glückliche Wiederkehr nach Nanking war.

Wie der Prinz hinwieder den Ring in Augenſchein nahm, welchen Gulguli an ihn

gegeben und der ihn auf seiner Reise begleitet hatte, siehe da war die Umwölkung von dem Opal gewichen, gleichsam als werde der Stein jetzt klar, wo sich auch das Schicksal der Liebenden aufgeklärt hatte. Wie sie so hineinblickten und die Bilder der Vergangenheit musterten, die darin an ihrem Auge vorüberzogen, da sahen sie manches was sie miterlebt, aber auch manches, worüber sie nicht genug erstaunen konnten.

Als unter andern das verlassene Reich Seb an die Reihe kam, gewahrte Duzim-Dchantey denselben Marktplatz, wo ihn die Beredsamkeit Achmed's dem Volke als König aufgeschwatzt hatte, und auf diesem Platze prangte jetzt ein Blutgerüst, welches kurzvorher die Herren Reichsräthe und Minister Bakmas und Achmed bestiegen, weil sie sich zu sehr um die finanziellen Angelegenheiten des Reiches und um seine Goldmünzen gekümmert und darüber vergessen, wie ein neuer Prophet vor dem Standbilde des todten Königs gepredigt, daß man die Fremden endlich zum Lande

hinauswerfen und von dem abwesenden Fremdherrscher keine weitere Notiz nehmen solle.

Jetzt entfaltete sich ein anderes Bild; die reizende Gulpenhe, fast noch schöner und stralender als sie der Prinz verlassen, saß da umgeben von allen Ihrigen und ein kleines bluhendes Knäblein auf den Armen schaukelnd, wozu sich Prinz Atabek, wie es schien, Vater zu sein bemühte. Der alte König Kush hüpfte wonneselig herum, umarmte einmal über's andere seinen Tochtermann, küßte und herzte den kleinen Enkel und vertheilte an alle Anwesende bis auf die Hofwehmutter herab Bänder und Ordenszeichen. Die Scene war überaus drollig anzusehen, aber in den Zügen des Kleinen, der Gulpenhe mit so unabwendbarer Zärtlichkeit anblickte, lag eine so deutliche, ja so unläugbare Aehnlichkeit, daß Duzim-Dchantey für rathsam fand, die ferneren gemeinschaftlichen Betrachtungen des Ringes einzustellen und schnelle Vorkehrungen zu seiner glänzenden und glücklichen Hochzeitfeier zu treffen.

Sängerfahrt.

Idylle von Jetzt.

Den Morgen einzuathmen ſtand ich ſchweigend
Am Gartenfenſter, Lüften ſüß und kuhl
Das Haupt mit Luſt entgegen neigend, —
Zu fühlen gab es da, zu ſehen viel!
Rings in den Bäumen ſangen hell die Vögel,
Mich überkam ein wunderbar Gefühl.
Ein Wölkchen flog mit weißem Schleierſegel,
Als trüg es ſüße Botſchaft durch das Blau;
Luſt, Friede, Glück nach ihrer goldnen Regel,
Sie ſiedelten auf Berg und Wald und Au.
Es war ein Morgen recht ſo für die Liebe:
Den Vöglein zum Geſang und Neſterbau,
Den Bäumen zur Erweckung friſcher Triebe,
Den Menſchen, um zu ſammeln Liebesglück
In ihrer Herzen Danaiden-Siebe. —
Mich überlief mein eigenes Geſchick,

Dies Einzelnſtehen in der Welt, als Schauer:
Doch allzu heiter war der Augenblick,
Im Zauber der Natur verſchwand die Trauer.
Mein Auge glitt, aus Träumerei'n erweckt,
Entlang an der umbuſchten Gartenmauer
Bis wo das Seitenpförtchen, dicht umheckt,
Den Dolmetſch bildet zu dem Nachbargarten.
Da ſah ich, halb im Grün des Baum's verſteckt,
Die ſchöne Tochter meines Hauſes warten,
Dann klatſchen mit erhob'nem Händepaar,
Auf dem ſich Schnee und Roſenblätter paarten.
Und kaum das Zeichen noch erklungen war,
So ſchlüpfte durch die nachbarliche Thüre
Ein Jüngling raſch herein mit blondem Haar,
Und holte ſich, als ob er ihm gebühre,
Den Morgengruß von ihren Lippen ab.
Es ſchien, daß er manch ſüße Rede führe,
Weil ſie ihm ſelbſt gar bald den zweiten gab,
Und ſich ſo innig an den Lieben ſchmiegte
Wie Reben feſt umwinden ihren Stab.
Der Gott des Glückes und der Liebe wiegte
Sie beide ein in ſüße Schwärmerei'n,
Wozu den Reiz noch das Geheimniß fügte.

Sie merkten es gar nicht, wie leis' herbei
Die Aeltern aus den beiden Gärten kamen
Und hier belauschten die verliebten Zwei.
Still hinter Sträuchen horchten alte Damen,
Aus Büschen wuchsen, schien es, alte Herrn,
Mitsammen formend den antiken Rahmen
Um dieses Bildes jugendlichen Kern.
Nun kamen Liebesschwüre an die Reihe:
Die Alten hörten das Gekose gern,
Und als die Beiden ihren Bund der Treue
Besiegelt mit dem „ewig dein!" und heiß
Umarmt sich hielten, traten rasch in's Freie
Die Väter mit dem Segenswort: „So sei's!"
Von Müttern, Tanten, fröhlich sich bewegend,
Schloß um die Ueberraschten sich ein Kreis,
Die Hände Beider in einander legend; —
Die fühlten plötzlich sich im Paradies
Und sanken auf ihr Knie, das Glück erwägend,
Das diese Stunde ihnen reich verhieß.
Dem Lenz auch schien das Bündniß zu gefallen,
Weil er mit Blüten es bestreuen ließ,
Reich abgeschüttelt von den Bäumen allen.
Den Alten aber schien es Wunsch und Plan;

Ich hörte nahe sie vorüber wallen
Da hub der Eine zu dem Andern an:
„Sieh, Bruder, weil sie insgeheim sich fanden,
Und Liebe knüpfte, was kein Zwang gethan,
So ist das Glück mit uns und ihren Banden!“
Den Liebenden noch sah ich lange zu,
Wie sie im Hafen des Entzückens standen,
Den Himmel über sich in milder Ruh;
Ich sah sie wonnetrunken küssen, kosen:
Neugierig horchten da die Bäume zu,
Und freundlich nickten ihnen alle Rosen.
Mir aber quoll ein Seufzer aus der Brust,
Nicht war's der Seufzer eines Freudelosen,
Denn in dem fremden Glücke fühlt' ich Lust:
Doch war's die stille Sehnsucht nach den Zeiten,
Da eines gleichen sich mein Herz bewußt!
Den Vorhang ließ ich leise niedergleiten,
Und lauschte fürder den Beglückten nicht:
Doch dacht' ich an der Liebe Seligkeiten,
Und was ich dachte — wurde dies Gedicht.

Der Schweizergeiſt.

Es wallt hoch ob dem Schweizerland
Ein ſtiller Rieſengeiſt,
Das Aug' zu Dem emporgewandt,
Der Sonnen kreiſen heißt;
Ein kühner, kräftiger Geſell,
Gewandten Schritt's und frei,
Ein Wanderer gar gut und ſchnell
Und wie ſein Volk ſo treu.

Bald ſteht er auf der Gletſcher Eis,
Bald auf der Matten Grün;
Es iſt ſo arm kein Dach und Kreis,
Daß ſie nicht bärgen ihn;
Er wandelt mit dem Hirten aus,
Er folgt dem Jägersmann;
Er iſt bei Weib und Kind zu Haus
Und wo er helfen kann.

Er war mit auf der Grütliſpitz',
Er ſtand zur Seite Tell's,
Der Morgenröthe Segensblitz
Sah damals er vom Fels;
Er hat beſchworen kühn den Bund,
Gelegt die Hand an's Schwert,
Und es bewieſen jederſtund,
Wie ihm die Freiheit werth.

Er hat auf Morgarten gewacht,
Gekämpft mit feſtem Muth,
Und hat den Lorber heimgebracht
Beſpritzt mit Feindesblut;
Er hat in Sempach's heil'gem Streit
Sich blutig abgemüht,
Und dann beweint mit ſtummem Leid
Den Helden Winkelried.

Er hat bei Näfels mitgekriegt
Und ſeinen Feind zerſtört,
Sanct Gallen's Abt hat er beſiegt
Mit ſeinem Rieſenſchwert:

Und dort an Baſels feſtem Thor,
Am heil'gen Gräberpaß,
Hat er gekämpft im Männerchor,
Des Volks Leonidas.

Ob der Burgunder ihn gekannt?
Fragt ihn um Granſon nur!
Fragt, wie er ihn bei Murten fand,
Und wie auf Nancy's Flur?
Fragt ihn, wie ſich der Schweizergeiſt
Die Siegespalm' erwirbt,
Und wie es ſich im Lande Schweiz
Von Heldenhänden ſtirbt?

Gekämpft für ſein Palladium
Hat er, der Schweizergeiſt;
Jetzt wandelt fröhlich er herum
So weit das Auge kreiſt,
Blickt bald vom hohen Alpenſchnee
Wie Morgenroth in's Land,
Bald hat er zu der Felſenhöh'
Den Blick vom Thal gewandt.

Er wachet für des Volkes Heil,
Er ſieht die Lande blüh'n,
Und Sturm der Zeit und Donnerkeil
Spurlos vorüber ziehn;
Frei, wie die Gemſe blickt vom Horn,
So ſieht er niederwärts,
Er kennt nicht Haß, er kennt nicht Zorn,
Nur Treue kennt ſein Herz.

O wende Schweizervolk, den Blick
Zu ihm, der oben thront;
Dann richte ihn auf dich zurück
Weil er in dir auch wohnt!
Was Großes man gethan und thut,
So weit dein Auge kreist,
Vollbracht hat es mit kühnem Muth
Der kühne Schweizergeiſt.

Dame Politik.

Politik, die ſchöne Dame,
Iſt bekannt im ganzen Land,
Weltenkundig iſt ihr Name
Und gefeiert iſt ihr Stand;
Alles liegt zu ihren Füßen,
Alles bittet um Verlaub,
Ihre ſchöne Hand zu küſſen,
Niederſinkend in den Staub.

Und die Holde lächelt gnädig
Reicht die Hand zum Kuſſe hin,
Alles iſt ja dienſterböthig
Ihre Farbe anzuzieh'n;
Alle Herren in den Kammern,
Alle Herr'n im Cabinet,
Mögen auch die Kinder jammern,
Wenn der Vater freien geht.

Politik, die ſchöne Gnäd'ge,
Spinnt die Netze ſchlau und fein,
Daß man Aller ſich entled'ge,
Um der Ihre nur zu ſein;
Alle Ritter ſind beſchieden,
Nicht vielleicht zum Waffentanz,
Nein in allem guten Frieden
Wie zu einem Abendkranz.

Nicht die Hälſe ſich zu brechen
Wechſelſeitig mit dem Schwert,
Alles mit dem Blut zu rächen,
Ihrer Hand zu werden werth;
Nicht ſich wechſelnd zu entflammen,
Daß verderbe Mann um Mann,
Und die Dame ſie mitſammen,
Alle dann beerben kann.

Nein, ſie ſetzen ſtill bedächtig
Sich an ihren großen Tiſch,
Rieſenſtark und minder mächtig,
Alle bilden ein Gemiſch;

Und die Dame lächelt huldig,
Jedem wirft ſie Blicke zu,
Darum bleiben ſie geduldig
Und verharren ſtill in Ruh'.

Als ſie nun ſich lang berathen
Und geredet Mann für Mann,
Sind ſie endlich d'rauf gerathen,
Daß nur Einer freien kann;
Folglich daß die Andern alle
Gingen leer und ledig aus:
Alſo daß es ſchmerzlich falle,
Führte Einer ſie nach Haus.

Und da hat ſie nun entſchieden
Mit gelehrtem Frauenwort:
„Ziehet Alle heim in Frieden,
Denket meiner fort und fort;
Alle will ich euch beſuchen
In der Runde nach und nach,
Speiſen eure Sonntagskuchen,
Wohnen unter eurem Dach."

Wie ſie alſo hat geſprochen
Und verheißen den Beſuch,
Sind ſie Alle aufgebrochen,
Und begannen ihren Zug.
Jeder wanderte nun ſchneller,
Froh erwägend den Vertrag,
Und beſtellte Tiſch und Keller
Daß ihr's wohlgefallen mag.

Doch bei ſolchem Lauf der Dinge
Gab es böſe Zwiſtigkeit:
Wenn ſie zu dem Erſten ginge,
Gab es bei den Andern Streit;
Wenn ſie bei dem Zweiten weilte,
Hatte Jener keine Ruh,
Und wenn ſie zum Dritten eilte,
Lärmten alle Andern zu.

So beſtändig nur auf Reiſen,
Ewig ohne Dach und Fach,
Schien die Dame ihren weiſen
Spruch zu ändern nach und nach;

Endlich that ſie nichts, als Salben
Theilt ſie für die Wunden aus,
Denn ſie ſcheint wohl allenthalben
Und iſt nirgends recht zu Haus.

Der Schatz.

Drei Männer fanden einen reichen Schatz;
Laß sehn, wie kam er ihnen denn zu statten?
Vorläufig blieb er liegen noch am Platz,
Weil alle Drei sie Durst und Hunger hatten.

Und Einen sandten sie zur Stadt hinein,
Daß Speis' und Trank er ihnen bringen wolle;
Dem ging es durch den Sinn, als er allein,
Wozu er mit den Andern theilen solle?

Ein bischen Gift, den Speisen beigemengt,
Das sollte ihn des Ungemach's entheben;
Die beiden Rückgeblieb'nen aber drängt
Ein gleicher Wunsch: sie wollen ihm an's Leben.

Er thut nach seinem Plan und kehrt zurück:
Sie küssen ihn, bevor sie sich erlaben, —
Da fährt ein Dolch ihm plötzlich durch's Genick,
Und bei dem Schatze wird er rasch begraben.

Indessen wirkt das Gift auch seinerseits,
Die Beiden sind gar bald in Todeszügen:
So starben alle Drei an Neid und Geiz, —
Der Schatz blieb auf der alten Stelle liegen.

Ein afrikaniſches Blatt.

1.

Er war Prophet, er war des Landes kühnſter Krieger,
Er ſchwang die lange Haſſagaie oft als Sieger;
Von ſeinen Lippen floß die Rede ſüß wie Manna,
Sein Arm war löwenſtark, ſein Name war Makanna.

Vom großen Fiſchfluß bis zum Ufer des Keiskamme,
Vom Amakoſa- bis zum Amapondaſtamme,
Soweit die Büffelhaut ſich ſchmiegt um Kaffernhüften,
Ward er vom Volk verehrt in Hütten und auf Triften.

Er ſprach das Donnerwort des Glaubens und der Lehre,
Er rüttelte das Volk an ſeiner Ketten Schwere:
„Beſiegen ſollt ihr ſie, die Weißen, die euch preſſen,
Dann ſetzen wir uns hin und wollen Honig eſſen.“

„Sie plündern unſern Craal, ſie rauben unſre Herde;
Sie drängen uns hinfort aus unſrer Mutter-erde;
Sie morden Weib und Kind, die Söhne und die Väter:
Jetzt ſchwingt die Keulen ihr zum Tod der Miſſethäter.“

„Der große Geiſt goß Licht auf meiner Augen Decke,
Er gab mir Kraft, daß ich die todten Väter wecke:

Sie ſteigen aus dem Grab, ſie helfen uns zu ſiegen:
Die weißen Würger all, ſie müſſen unterliegen."

Sie unterlagen nicht; die Weißen blieben Sieger;
Sie wütheten wie unter Lämmern haust der Tiger;
Vertilgung ſchworen ſie dem Kafferſtamm durch Waffen,
Wenn ſie Makanna nicht als Geißel ihnen ſchaffen.

Geflüchtet im Gehölz verſammeln ſich die Braunen,
Wo Fluch und Seufzer ſie ins Ohr der Bäume raunen:
Schwarz wie die Nacht ihr Loos, doch keiner unter ihnen,
Um dem Verrrath an ihrem Häuptling feig zu dienen.

Nicht mehr zu kühner That, zum Jammer nur beiſammen,
Der Wunden viel, der Leichen mehr, die Craals in Flammen,
Stumm der Prophet, um ſein unglücklich Volk erbangend,
Doch ſie mit Blick und Herz und Muth an ihm noch hangend.

Er aber ſelbſt, verſenkt in geiſterhaftes Schauen,
Erwartete des nahen Tages frühſtes Grauen,
Dann ſchritt er raſch, allein, abweiſend alle Frager
Zum Wald hinaus und mitten in der Feinde Lager.

Die kennen ihn gar wohl, Makanna den verhaßten,
Wie jubeln ſie ſo laut, daß ſie ihn jetzt erfaßten;

Er aber klaget nicht: er hofft daß dieſe Ketten
Sein armes Brüdervolk vom Untergang erretten.

2.

Ein Jahr iſt um, — und wo die ferne Robbeninſel
Vom Meißelſchlag der Sclaven und von dem Gewinſel
Der Deportirten tönt im tiefen Schieferbruche,
Dort Menſchenfreund, Makanna den Propheten ſuche.

Zu Frevlern hier geſellt und feigen Miſſethätern,
Des Volkes Oberhaupt und Retter zu Verräthern,
Mit Schandgeſellen hier dieſelben Steine ſchlagend,
Und mit Unglücklichen dieſelben Ketten tragend.

Er aber ſprach das Wort des Geiſtes auch zu ihnen,
Er lehrte ſie die ſchwere Schuld des Lebens ſühnen,
Erkräftigte mit ſeinem Seherſpruch die Armen
Und ließ ein Ziel der Pein ſie hoffen und Erbarmen.

Und wie ſein Volk ihn einſt umgeben mit Vertrauen,
Schien auf Makanna hier das Unglück auch zu bauen,
Von ſeines Geiſtes Licht veredelt und getroffen,
Von ſeinem Geiſt allein die Rettung nur zu hoffen.

Ein Wink von ihm, und löwenkräftig ſtanden alle,
Die Kette ſank zerklopft von wildem Hammerſchalle,

Die Wache fiel vom Arm der raſchen Ueberwinder:
Frei der Prophet inmitten ſeiner neuen Kinder.

An ſchroffer Küſte harrt die flüchtige Pinaſſe,
Geräumig kaum, daß ſie die Freigeword'nen faſſe.
Sie rudern raſch und der Prophet erhebt die Stimme,
Daß ein Orakelſpruch ſie weit mit ihnen ſchwimme.

„Frei ſeid ihr jetzt, der große Geiſt, der euch gerettet,
Geleitet euch dahin, wo ihr euch friedlich bettet;
Der Lehre doch gedenkt, die euch durch mich geworden,
Kehrt ihr zurück in euer Haus, zu euren Horden."

„Euch Brüdern, braun und schwarz, galt meine Unternehmung,
Jetzt frei, spart künftig ihr dem Retter die Beschämung!
Mir galt es nicht: nie denken sollen es die Weißen,
Daß ihre Fesseln ich um mich je dachte zu zerreißen."

„Frei seid ihr jetzt und glücklich eures Lebens Wendung,
Vollbracht ist so mein Loos, vollendet meine Sendung:
Mir spricht der große Geist wo diese Wellen schlagen,
Und heißt Makanna sie in seine Reiche tragen."

Er sprach's und sank ins Meer; die Ruder alle schwiegen;
Die Kühnsten stürzten nach wo ihn die Wellen wiegen.

Umſonſt! das Meer zog über einem großen Manne
Den grünen Vorhang zu der weichen Otto-manne.

Nacht und Tag.

1.

Er träumte: aber was?
Was der wohl träumen kann,
Der lang' im Kerker ſaß
Als ein gefang'ner Mann.

Die Wände rückten rings
Zuſammen mehr und mehr,
Und wurden rechts und links
Stets enger um ihn her.

Es ſank der Deckenraum,
Des Lichtes Schein verſchwand,
Und auszuſtrecken kaum
Vermocht er noch die Hand.

Nicht Luft genug, davon
Er Athem holen ſollt',
Und in der Bruſt kein Ton,
Wie er auch ſchreien wollt'.

Zuſammen Ruck um Ruck
Kam Wand und Decke gar,
Er fühlte ſchon den Druck
Und ſträuben ſich das Haar.

Er fühlte ſich gefügt,
Gleichwie in einen Sarg
Gezwängt ein Todter liegt,
Es rieſelt ihm das Mark.

Und über ihm, da klingt's
Wie Todtenliederſchall,
Und auf die Decke ſinkt's
Wie Schollen, ſchwer im Fall.

Gott, Gott! lebendig und
Begraben auch zugleich!
Er wühlt die Hände wund
Sich durch das Erdereich.

Er wühlt, und es gelingt,
Die Hand dringt durch die Nacht,
Der Grabesdeckel ſpringt
Und er iſt — aufgewacht.

2.

Frühmorgen iſt's, kein Laut
Noch auf der Straße wach,
Er betet angſtbethaut
Und denkt dem Traume nach.

Nachſinnt er jener Zeit,
Da ſein Gewiſſen frei,
Und er ſich oft erfreut
An Träumen mancherlei.

Und wie ihm im Verfolg,
Er zählte zwanzig kaum,
Geträumt von einem Dolch:
Nein, nein — das war kein Traum!

Furchtbare Wirklichkeit!
Wo er in wildem Mord
Der armen Adelheid
Den Dolch ins Herz gebohrt.

Er rauft das Haar und weint
Um Gnade, Troſt und Licht,
Die Morgenſonne ſcheint
In's blaſſe Angeſicht.

Es klingt ein Glöckchen hell,
Durch's Gitter fliegt ein Straus;
Es wanket der Geſell
In's Freie nun hinaus.

Zur Seite ihm ein Freund,
Den kennt er lange gar,
Der's gut mit ihm gemeint,
Da er ein Kind noch war.

Der tröſtet ihn gar mild
Mit manchem frommen Spruch:
Sie kommen durch's Gefild
An eines Hügels Bug.

Wie iſt der Arme müd'
Und ſchwach, den Stuhl heran!
Sein wüſter Kopf, er glüht,
Man legt ein Tuch ihm an.

Es ſingt der Vöglein Chor,
Der Freund hält ſeine Hand;
Jetzt tritt ein Mann hervor —
Ein Haupt rollt in den Sand.

Der Perſerſchah.

Von Perſien der Schah,
Der lag in ſeinem Diwan und ſprach:
„Ergetzt will ich ſein,
Komm, führe fröhliche Menſchen herein!“

Und es geſchah, —
Wie füllten ſich ſchnell die Säle da,
Und Tanz und Geſang
Begann ringsum daß es erklang.

Manch ſanfter Blick
Traf ihn und kehrte zu ihm zurück,
Manch Arm und Bruſt,
Sie winkten dem Düſtern zur Luſt.

Der aber ſaß
Das Auge ſtier, die Wange blaß
Und ſtumm das Herz,
Als brächʼ es in ſtillem, tiefem Schmerz.

Beſiegt! Beſiegt!
So murrt er dumpf in ſich und fliegt
Von ſeinem Sitz,
Verbannend von ſich Scherz und Witz.

Und an das Meer,
Da wandelt er ſtill hinaus und ſchwer,
Und dumpf rauſcht die Flut,
Als ſpräche ſie: ich ſah dich in Schandʼ und Blut!

Da ſinkt er nieder:
Es iſt kein Gebet, es beben die Glieder,
Wie Donner und Fluch,
So tönt in die Wellen ſein Spruch.

Da naht ein alter Krieger
Und hört den beſiegten Sieger,
Den königlichen Tiger,
Der in ſeiner Schmach um ſo ungefüger.

Und wie er's vernommen, da ſpricht er
„Es lebt über uns allen ein Richter,
Und wären die Feinde noch dichter,
Der Herr macht dich zu ihrem Vernichter."

„Und biſt du gefallen
Und mußteſt blutig rückwärts wallen:
Wie wirſt du ſteigen,
Wird jetzt der Feind den Rücken zeigen!"

„Mein Blut, mein Blut
Vergoß auch des Feindes Wuth,
Erſchlagen ruht
Der Sohn mir und ſein Eiſenmuth."

„Geſchont die Väter,
Getödtet die Söhne haben die Verräther:
Laß ſehen, ob röther
Im Feindesblut das Schwert nicht färben die Väter!"

„Und laß die todten Söhne
In ihrer blutigen Kriegerſchöne
Hintragen auf den Markt,
Und ſieh, ob nicht jeder Vater erſtarkt!"

„Und ob die Väter
Als blutige Vertreter
Nicht an dem frechen
Feind ihr erſchlagen Leben rächen!“ —

Der Schah aber ſann
Und faßte ins Auge den Mann,
Und faßt' ihn in Arm
Und küßt' und drückt' ihn warm.

„Den Glauben, das Leben,
Den haſt du mir wiedergegeben,
Den Glauben an mich,
An Aller Treue und dich!“

„Ja, die blutigen Fahnen,
Die will ich aufſtecken, die ſollen euch mahnen;
Die blutigen Söhne als Opferherd,
D'ran ihr mir blutige Rache ſchwört!“

Geſcheh'n iſt's wie gelobt;
Wie haben die greiſen Löwen getobt!
Doch als ſie zurück aus der Schlacht,
Hat keiner mehr des Schmerzes gedacht.

Armand Carrel.

Wieder Einer hingeſunken,
Der die Freiheit glühend liebte,
Der an ihrem Götteraltar
Treue Prieſterdienſte übte;

Der die flammenden Standarten
Seiner heil'gen Herzensſendung
Aufgepflanzt, um abzuwenden
Schlaubedachte Volksverblendung.

Einer, dem das Recht der Menſchheit
Und das Heil der freien Brüder
Mehr galt als die Machtgebote,
Mehr als der Parteien Hyder.

Solch ein Mann iſt hingeſunken,
Seiner Zeit vielleicht der letzte;
Der den ſchlauen Gaunereien
Kühn den Dolch an's Herzblatt ſetzte.

Schwarz auf weiß mit ſcharfen Lettern,
Schärfer als des Hofes Degen,
Die ſich nur zu Ordonnanzen
Aus der Scheide raſch bewegen:

Alſo kämpft' er gegen Alle,
Die ſein edles Volk bedrohten,
Erſter Ritter in dem Kreuzzug
Gegen Willkühr und Despoten.

Und die nationalen Fahnen
Männlicher Geſinnung rauſchten
Als ein Zauberwort der Freiheit,
Dem die Völker alle lauſchten.

Noch mit ſeinem Blute ſterbend
Schrieb er das Geſetz der Ehre:
Wie ein freier Mann des Geiſtes
Gegen Feinde ſich erkläre.

Daß es in ſo ſchlechten Tagen
Noch ſo edlen Mann gegeben:
Weſſen Herz die gute Kunde
Noch in Stolz und Luſt macht beben; —

Daß der Eine hingeſunken,
Von des Gegners Blei getroffen:
Wer den ganzen Schmerz empfindet,
Darf auf beſſre Zeiten hoffen.

Der Selbſtmörder.

Er brütet in finſterer Kammer,
In all ſeine Qualen verſenkt,
Er weidet ſich ſchweigend am Jammer,
Denkt nochmals an das, was ihn kränkt;
Er denkt an die treuloſe Liebe,
Sie die ihm die Ruhe zerſtört,
Dann faßt er verzweifelnd und trübe
Mit zitterndem Arme das Schwert.

Er ſtürzet hinaus in das Freie
Tief in die dichtfinſtere Nacht,
Im Buſen die gräßliche Weihe,
Die Pulſe zu Flammen entfacht.
Jetzt dringet die Hand zu dem Schwerte,
Das ziſchend die Bruſt ihm durchſticht:
Der finſtere trübe Gefährte
Iſt blutig geſchieden vom Licht.

Vernichtet iſt grauſam die Hülle,
Die Seele ſteigt ſchweigend heraus,
Sie wallt mit geſpenſtiſcher Stille
Hinauf in das ſternige Haus;
Sie wanket mit traurigem Beben
Zum Ringe der ewigen Welt,
Doch kann ſie nicht aufwärts ſich heben,
Weil ſinkend die Schwinge ihr fällt.

Sie ſchwindelt zurücke mit Zagen,
Hinunter zum irdiſchen Graus,
Und über ihr hört ſie es klagen
Im glänzenden himmliſchen Haus:
Du wurdeſt empor nicht gerufen,
Du haſt dich uns ſelber genaht,
Darum von den himmliſchen Stufen
Geh wieder zum irdiſchen Pfad.

Und mächtig erfaßt und ergreift ſie's
Mit glühender geiſtiger Kraft,
Und durch alle Weiten hin ſchleift ſie's
Im Kreiſe der irdiſchen Haft;

Hoch über den Raum und die Zeiten
Erhaben durch inneren Drang,
Gebannt an den Raum und die Zeiten
Durch eigener Frevelthat Zwang.

So zieht ſie mit ſchmerzlichem Grauen
Durch Thäler und Berge und Höh'n,
Und muß allen Jammer erſchauen
Und muß alle Thränen erſeh'n,
Die trüben verwundeten Herzen,
Die Flüche, die Klagen und all
Die endloſen Qualen und Schmerzen,
Erregt durch den gräßlichen Fall.

Hier einen verzweifelnden Vater,
Ausraufend ſein ſilbernes Haar,
Die blutige Leiche umfaht er,
Den Sohn, der ſein einziger war;
Er küßt ihn und näßt ihn mit Thränen,
Er drückt ſich ſo feſt an ihn an
Und ruft mit gebrochenen Tönen:
Mein Edmund, was haſt du gethan!

Die Mutter vom glühenden Fieber
Mit flammenden Armen umfaßt,
Sie blicket geſpenſtiſch hinüber,
Als ſäh ſie unheimlichen Gaſt;
Der lehnet, ein morſches Gerippe,
Erwartend an's Bette ſich an,
Da ſeufzt ihre bebende Lippe:
Mein Edmund, was haſt du gethan!

Und er, der die Quelle geweſen
Von all der unendlichen Pein,
Er ſieht, ein entkörpertes Weſen,
Den klagenden Jammerverein;
Jetzt fühlt er, wie tief es ihn quäle,
Gern ſchlöß er das Auge am Ort:
Doch bleiben die Augen der Seele
Geöffnet in Ewigkeit fort.

Und neue entſetzliche Bilder,
Sie dringen wie Flammen herein,
Als wollten die Seele ſie wilder
Und wilder mit Qualen umreih'n.

Ein einſames trauriges Stübchen
Erſchließt ſich dem Blicke behend,
D'rin ſchluchzt das verzweifelnde Liebchen
Das falſch er und treulos gewähnt.

Zerrauft ſind die goldenen Locken,
Sie ringet die Hände ſich wund,
Und jetzt wird das Auge ihr trocken,
Verſtummt iſt der klagende Mund.
Sie lächelt mit wilder Geberde,
Bald ſtarrt ſie mit eiſigem Blick,
Und wirft ſich laut winſelnd zur Erde,
Und fährt dann wie lauſchend zurück.

Jetzt faßt ſie ein Bildniß erſchüttert
Und herzt es und küßt es mit Luſt;
Sie ſeufzet, ſie wanket, ſie zittert,
Jetzt birgt ſie es ſchnell an der Bruſt;
Sie blickt nach der Thüre mit Beben,
Als fürchte ſie Menſchen zur Stund':
Der Tod und der Wahnſinn, ſie geben
Verborgene Liebe auch kund.

Auf thut ſich die Thüre und ſendet
Den knöchernen Schatten herein,
Die Mutter hat ſterbend vollendet,
Jetzt holt er die Liebſte auch ein;
Die ſcheint ſich in Ruhe zu ſammeln,
Zum Himmel noch blickt ſie hinan,
Die ſterbenden Worte zu ſtammeln:
Mein Edmund, was haſt du gethan!

Da faſſet die irrende Seele
Des Mörders ein ſchmerzliches Loos,
Als ob er Jahrtauſende zähle,
So wächſt ihm der Kummer jetzt groß;
Er treibt, ein unglücklicher Schwimmer,
Im offenen Meere ſich fort,
Er ſehnt nach dem Lande ſich immer,
Und nirgends erſcheint ihm ein Port.

Doch zuckt jetzt ein Leuchten von oben,
Da wird es im Geiſterreich hell,
Die Seele, das Auge erhoben,
Blickt betend in's Wolkengeröll;

Dort ſieht ſie im roſigen Glanze
Zwei Weſen, wie ſie, aber ſchön,
Geziert mit unſterblichem Kranze,
Verzeihung im Angeſicht ſteh'n.

Hier unten ſind Stürme und Wetter
Als Buße für ſündige That,
Dort oben am Throne der Götter,
Da keimt die Verzeihung als Saat.
Die Strenge und Gnade ergehen
Zugleich durch den himmliſchen Spruch, —
Was aber dann fürder geſchehen,
Steht nur in der Ewigkeit Buch.

Der zehnte Carl.

(Nach Victor Hugo.)

Er ſtarb. Nichts mehr. Kein Volksgewühl bezeugt,
Dem, urnengleich, Lieb' oder Haß entſteigt,
Dem Namen Mitleid, Achtung oder Ehre.
Kein Zeichen ihm; nichts das verändert wäre
In dieſer Sturmzeit, dieſen Meeresräumen,
Wo Thatenwogen über Gedanken ſchäumen.
In Tempeln kein Geſeufz, kein Klaggeläut',
Das mahnend uns die Todeskunde ſchreit.
Der Preſſe hundertzüngig Ungethüm,
Kaum dreht' verächtlich es das Haupt nach ihm;
Blieb ungereizt und wuthlos, und zerriß
Nicht dieſen Purpur mit dem letzten Biß.

Wie früher geht an's Land der Wellenſchaum,
An's Gold das Volk, der Denker an den Traum:
Und Alles drängt wie eh' und lauft und zieht,
Und nichts verräth, daß jetzt ein König ſchied.
— — — —

Ihr ſchweigt! Doch ich, ich deſſen Glutgeſang
Nie pries den Auf-, doch oft den Untergang,
Ich der zu Rheims nie zuließ Carl'n als Gaſt,
Ich der getadelt und ſein Thun gehaßt:
Ich ſchweige nicht! Gebückt ſteig' ich hinab
In des gefall'nen Königs ödes Grab;
Die Lampe häng' ich an den finſtern Stein:
Da tritt Erinnerung zu mir herein,
Und in der Zeit, die nur vergeſſen will,
Sinn' ich ein frommes Lied im Dunkel ſtill.

Was kümmerts mich, mich deſſen Liederſchwinge
Geſtreift mitunter an die Sternenringe;
Mich, der nur Liebe hat für Welt und Licht,
Für jeden Schmerz, nur den der Böſen nicht;
Mich, dem da banget, wenn ein Fahrzeug wankt
Und wenn ein Waghals auf dem Maſte ſchwankt;

Mich, deſſen Mitleid, tiefer Bruſt entſendet,
Vom Volksſchweiß ſich zum Schweiß der Für-
ſten wendet:
Was kümmert mich es, daß, ſeit Jahr' ent-
flogen,
Aus den Gekrönten dieſer Fürſt verſchwand,
Ruinengleich an unſern Brandungswogen,
Ein Schatten über unſern Thaten ſtand;
Daß nichts vermocht er über Kraft und Zahl,
Auftauchend ſich nur aus dem Dunkel ſtahl,
Und daß den Greis ohn' Zepter und Gebot
Verbannung traf, der Könige erſter Tod.
Ich nenne ihn: kein Haß erwache wieder!
Sein Schickſal, meine Jugend waren Brüder;
Den Königsgreis, den Jüngling mich, — der-
ſelbe
Tag führt' uns in Remy's Triumfgewölbe.
Und ich, der nie die Leier ihm verbarg,
Will nicht den König ſeh'n im nackten Sarg;
Indeß die draußen bunten Lärm entſandten,
O heil'ges Mitleid, Dienerin der Verbannten,
Die du im Grab in weiße Linnen hüllſt:
Erleuchte mich, das ſtille Lied zu wecken;

Du ſollſt, das Du von meiner Seele willſt,
Das Bahrtuch haben, dieſen Sarg zu decken.
— — — —

O zehnter Carl, der Herr, der gibt und nimmt,
Hatt' eine ſchwere Krone dir beſtimmt,
Ein Zepter ſchwank und eine Zeit der Trauer!
Es fiel ein Schatten noch auf unſre Mauer,
Des Kaiſers Schatten, ernſt und rieſengroß:
Und Frankreich, Heer und Volk, das der Koloß
Durch funfzehn Jahr gehalten unterthänig,
Verlangte jetzt nach einem großen König.
Und wahrlich, wer Paris Erſatz verleih'n
Für ſeinen großen Kaiſer wollte jetzt,
Wie Cäſar'n einſt in Rom Auguſt erſetzt,
Der mußte mehr wohl als ein Menſch nur ſein!
Carl war nur Menſch. Die Höhe macht ihn beben;
Die Tiefe lockt. Dem Schwindel hingegeben
Stürzt er, das Auge ab vom Licht gewendet,
Kopfunter in den Abgrund ſich und endet.
Doch ſtill am Grab. Aus iſt's, und nur die Wolke

Des Angedenkens ſchwebt noch über'm Volke,
Das wie die Welle, wo vorbei ſie ſchwimmt,
Nur leichte Schattenbilder mit ſich nimmt.
— — — —

Ruh' Frankreichs Sohn, in deinem fremden Grabe!
Schlaf ruhig Fürſt! Der bange Schatten habe,
Der todte Hirte ohne Land und Heerde,
Der alte König einen Flecken Erde
Zur Friedensſtätte, die der Tod verleiht,
Weil ſo bedrängt war ſeine Lebenszeit.
Hochherzig ſei o Volk, vergiß, verzeih!
Nicht lockt den Löwen Leichenduft herbei;
Im Haſſe iſt ein großes Volk noch groß,
Und ſenkt Verzeihung in den Gräberſchoos.
Das Leben nur hat Feinde; welchen Stein
Noch ſchleudertet ihr auf den Greis, den Pein
Ereilt und der Geſchicke ſtrenger Schluß,
Und der in fremder Erde liegen muß?

Er war ein mächt'ger Fürſt, den ihr vernichtet:
Der Todte werde fürder nicht gerichtet,

Und durch Verzeihung sei das Werk besiegelt;
Denn eines Volks, in welchem Gott sich spiegelt,
Unwürdig ist's, daß an den Arm, der tödtet,
Es eine freche Hand, die ohrfeigt, löthet.

Eine perſiſche Geſchichte.

Es war der Schah bedenklich krank,
Weil auf die hohen Augenlieder
Seit Wochen ſchon kein Schlummer ſank,
Das beugte die Weſſire nieder.

Sie ſagten ſich, wie daß ein Mann,
Der lange Zeit des Schlafs entbehre,
Sogar mitunter denken kann,
Was Keiner wohl vom Schah begehre.

Drum pflagen ſie um Hilfe Rath,
Die endlich Einer auch getroffen:
„Wir haben, ſprach er, in der Stadt
Ja einen neuen Philoſophen.

Den Derwiſch, der aus Indien kam,
Mit außerordentlichen Lehren:
Vielleicht kann er den böſen Gram
Vom hohen Herrſcherhaupt beſchwören."

Es hört der Schah den Rath und winkt,
Zwar nicht ganz ohne Widerwillen,
Wie nun der Abend niederſinkt,
Den weiſen Mann zu ſich im Stillen.

Wie freute Der im Herzen ſich
Ob ſolcher hohen Ruhmbezeigung:
Den Schah treibt, meint er, ſicherlich
Zu meinen Wiſſenſchaften Neigung.

Er kam und hub den Vortrag an;
Er ſprach von Urſach und von Wirkung;
Von Trieb und Kraft, Gedankenplan,
Vom Ich und ſeiner Weltbezirkung.

So ſchwätzt er eine Stunde hin,
Da war der Hörer eingeſchlafen,
Und ſeiner Wege fortzuziehn
Bedeuteten ihm jetzt die Sclaven.

Wie blähten ſich die Schüler da,
Als ſie vom Hofe her vernommen,
Des Meiſters weiſe Kabbala
Sie ſei zum Schahe ſelbſt gekommen.

Noch mehr; ein groß Edikt erſchien,
Gar ruhmvoll für den Weisheitslehrer:
„Dieweil als tiefgelehrt Wir ihn
Erkannt und als des Wiſſens Mehrer:

So ſchmücken Wir mit Unſerm Stern,
Bedenken ihn mit Ehrenpfründen,
Und mag im Lande nah und fern
Sein nützlich Dogma er verkünden.

Ja, zum Exempel, wohlbedacht,
Wie Wir durch ſein Syſtem zufrieden,
So haben Wir für jede Nacht
Zum Vortrag ihn zu Uns beſchieden.“

Der Derwiſch warf ſich in die Bruſt,
Er war ein großer Mann geworden,
Und kam wie mancher Andre juſt
Zu hohen Ehren und zu Orden.

God save Victoria!

Die City iſt geſchloſſen,
Geſperrt das ſchwarze Thor,
Und innen hält mit großem
Gefolg' der Lordmayor.

Er ſtehet an dem Gitter,
Sieht was vorüberzieht,
So wie ein ernſter Ritter
Aus ſeiner Veſte ſieht.

Da drängt es von Weſtminſter
In langem Zuge her,
Die Straßen werden finſter,
Es wogt ein Menſchenmeer.

Und mitten auf den Wogen,
Der Liebesgöttin gleich,
Wird sie daher gezogen,
Die Königin vom Reich.

Durch Jugendreize siegend,
Ein blühend holdes Weib,
Die Kron' am Haupte wiegend,
Den Purpur um den Leib.

„Laß tönen alle Riegel,
O edler Lordmayor,
Thu auf die Thoresflügel,
Die Fürstin steht davor."

„Sie kömmt von dem Pallaste
Zur City einzuzieh'n,
Es kömmt zu dir zu Gaste
Die junge Königin."

Es weicht das Thor der Bitte,
Die Wachen machen Platz,
Bald nimmt in ihre Mitte
Die City auf den Schatz.

„O Fürſtin, ſchöne, junge,
So ſpricht der Lordmayor,
Aufthut im raſchen Sprunge
Sich Deinem Wunſch das Thor.“

„Die Stadt, mir überkommen
Zum Schutze und zur Hut,
Sie hat Dich aufgenommen
Als ein geliebtes Gut.“

„O magſt auch Du desgleichen
Aufthun Dein Fürſtenohr,
Tritt je in Deinen Reichen
Gerechte Klage vor.“

„O öffne gleicherweiſe
Dein Herz, o Königin,
Und laß des Volkes Kreiſe
In ſeine Obhut zieh'n.“

„Erhalte was die Ahnen
An Rechten uns gewährt.
Glück ſei auf Deinen Bahnen
Dem Land und Dir beſchert!“

Die Königin nickt ſchweigend,
Erhebt die Finger nur,
Ernſt nach dem Himmel zeigend,
Als höre der den Schwur.

Sie blickt rings in die Runde,
Damit ſie Alle ſchau'n,
Und dieſer heil'gen Stunde
Und dieſem Blick vertrau'n.

Wie neigten alle Seelen
Zur Huldigung ſich da,
Es tönt' aus allen Kehlen:
God save Victoria!

Memnon.

In der Uferſtadt des Rhein's
Zwiſchen ſchlanker Häuſerzeile,
In dem alten frohen Mainz
Steht die deutſche Memnonſäule.

Deutſche Berge ſegenſchwer,
Deutſcher Fluß und deutſche Lieder,
Deutſche Reben ringsumher,
Deutſche Herzen — hin und wieder.

Sinnend ſteht der Erzkoloß,
Ein Geheimnißbild der Zeiten,
Wenn ein Lichtſtral ihn umfloß,
Scheint er Töne zu verbreiten.

Töne, die erregt vom Licht,
Jedes deutſche Herz erſchüttern,
Und als heiliges Gedicht
An die ferne Nachwelt zittern.

Sonne, die du niederſcheinſt
Auf die deutſche Muttererde,
Wache, daß ihr Memnon einſt
Nicht zum leeren Märchen werde!

Meine Reisegeschichte.

I.

Sagt, wo iſt er denn geblieben,
Und wo treibt er ſich herum?
Selten nur hat er geſchrieben,
Und nun bleibt er gänzlich ſtumm?

Alſo mögt Ihr Freunde fragen:
Doch die Antwort bleibt nicht aus,
Wenn ſie von der Poſt getragen
Auch nicht wird in Euer Haus.

Faſt zwei Jahre ſind vergangen,
Seit ich Euch Ade geſagt,
Und mit Frühlingsluſtverlangen
Raſch nach Salzburg hingejagt.

Soll ich Euch die Zauber ſchildern,
Die mich alle da berückt?
Ach, von Alp- und Traumſeebildern
War die Seele ganz entzückt!

Weiter ging es nun nach München,
Wo ſie zu Muſeen neu
Und zu Kirchen übertünchen
Eine alte Bauerei.

Herrlich iſt das Neue Alles,
Doch das Alte hat auch Platz,
Und ſo ſah ich bunten Schwalles
Alten Kram und neuen Schatz.

Doch von Kunſt ein reicher Wucher,
Leinwand iſt belebt und Stein,
Wonne faſſet den Beſucher,
Sieht er ihre Werke ein.

Frohe Menſchen aller Weile,
Luſt und Bier, ſo Nachts wie Tag's:
Keiner andern, nur der Säule
Neigt' ich mich des alten Mar.

Welch ein Leben, welch ein Schaffen
Wäre an ſo ſchönem Ort,
Machten Zapfen nicht und Pfaffen
Allzuſtarke Sprünge dort.

Augsburg hat mich drauf empfangen
Mit dem alten Fuggerhaus,
Doch die Fugger ſind vergangen
Und die Schätze gingen aus.

Von der großen Ruhmverbreitung,
Du der alten Städte Zier,
Blieb die allgemeine Zeitung
Jetzt die letzte Fahne Dir.

Reichsſtadt! ach, wie wenig paßt er,
Dieſer Name, jetzt für euch!
Ulm, ſprich iſt vielleicht dein Pflaſter
Noch reichsſtädtiſch Rumpelzeug?

Und nach Stuttgart ging ich eilig,
Um von der Literatur,
Die als fette Kuh dort heilig,
Zu gewinnen eine Spur.

Liebend beug' ich mich den Geiſtern,
Die dort Blick und Herz umfing,
Ehre den geehrten Meiſtern,
Aber nie dem feilen Ding.

Juden ſchleppen da die Bücher
Aus Fabriken zum Verkauf:
Sind nur die Prozente ſicher,
Hat der Trödel ſeinen Lauf.

Gute wirken, Gute ſchaffen
Im Gewirre wohl mither,
Doch die Menge ſchmutz'ger Affen,
Sie verbittert den Verkehr.

Nehmet Cotta aus der Maſſe
Mit noch Zwei'n und ſetzet kühn:
Quedlinburg bei Gottfried Baſſe
Auf das ganze Stuttgart hin.

Füglich finde dieſer Bann ſtatt,
Wo Geld mordet den Geſchmack:
Doch vergaß im lieben Cannſtadt
Ich den ganzen Plunderpack.

Schwergetäuſcht zog ich von hinnen,
Doch mein Aerger, er verging,
Als mit ſeinen heitren Zinnen
Carlsruh' freundlich mich umfing.

Leichte Häuſer, luft'ge Dächer,
Wie ſie lang mein Aug nicht ſah,
Und die Stadt liegt wie ein Fächer
Vor des Schloſſes Buſen da.

Muſterhaft und zum Gefallen
Iſt die Stadt, das Land gebaut,
Muſterhaft der Fürſt vor allen,
Der ſie beide überſchaut.

Halbherum ein weiter Garten,
Vorn das Land in voller Frucht,
Seitab ſcheint der Rhein zu warten,
Ob kein Städter ihn beſucht.

Wohl, der Fremde kommt gegangen,
Ruft bei Straßburg dir den Gruß,
Ihm in ſeines Münſters Prangen,
Dir als liebem deutſchem Fluß.

Kauderwelſch, Lärm in die Wette,
Rothe Hoſen, Kling und Klang:
Dies Amphibium der Städte
Machte mir die Seele bang.

Und ich eilte fort nach Baden,
Ach wie war es ſchön und friſch
In den heitern Collonaden,
In dem fröhlichen Gemiſch!

Bleibt mir weg mit eurem Spiele,
Grüner Tiſch iſt die Natur,
Die ich doppelt reizend fühle,
Seit ich fort von Straßburg fuhr.

Und nach Mannheim ging die Reiſe,
Dem gezirkelten Quadrat,
Das nach des Geduldſpiels Weiſe
Ein Chineſ' erbauet hat.

Laß zum zweitenmal dich grüßen
Rhein, auch Neckar kömmt daher,
Sich als Freund dir anzuſchließen
Wo's dir zu langweilig wär'.

Mannheim krankt an einem Ruhme,
Der im Längſtvergangnen liegt:
Jetzt iſt's eine welke Blume,
Die kein Auge mehr vergnügt.

Ach, wie hat mich's fortgetrieben
Aus ſo ſchläfrigem Quartier:
Doch in Sternen ſtand geſchrieben:
Ueberwintern ſollſt du hier!

II.

Kaum die erſten Knospen keimen,
Laßt uns wandern im Bezirk
Nach den ſchönen Rebenräumen
Hier am Fluß, dort im Gebirg.

Laßt uns manches da beſehen,
Was gerühmt wird weit und breit,
Heidelberg mit ſeinen Höhen,
Schloß und Faß und Fröhlichkeit.

Schwezingen jetzt, das moderne
Kühle Gartenlabyrinth,
Worms, dem in der nahen Ferne
Die Liebfrauenrebe grünt.

Speyer mit dem alten Dome,
Der zweithürmig niederſieht,
Wo der kaiſerliche fromme
Adolf Naſſau betend kniet.

Laßt euch nun ins Dampfſchiff laden,
Seht das ernſte, feſte Mainz,
Dort das liebliche Wiesbaden,
Doppelwächter ſind's des Rheins.

Und nun endlich aufgebrochen
Sei es gänzlich denn von hier,
Hör' ich doch den Frühling pochen
Wieder an die Fenſter mir.

Darmſtadt grüß ich nun, das eine
Gartenvorſtadt Frankfurts iſt,
Frankfurt ſelbſt am ſchönen Maine,
Das den Markt der Welt umſchließt.

Welche rege Menſchenpreſſe,
Gaſſen, Plätze, Laden voll:
Sagt, wo in der großen Meſſe
Ich zurecht mich finden ſoll?

Selber überfiel zu handeln
Mich auch ein Gelüſten da;
Ich begann herumzuwandeln,
Verſeproben hatt' ich ja.

Und wie ſonſt wohl Tuch und Bänder
Fanden auch den Käufer ſie:
Freundlich nahm Herr Sauerländer
Was die Muſe mir verlieh.

Mitten in des Marktes Lärmen
Hört ich Nachtigallenklang:
Ach, ganz Frankfurt mußte ſchwärmen,
Wenn Sophia Löwe ſang.

Und die alte Reiſepraxis
Nun begann von neuem ich;
Es ſpedirte Thurn und Taxis
Weiter meiner Wege mich.

Gießen, Marburg, kaum betreten
Hab' ich euren wirren Raum:
Solchen Univerſitäten
Dankte ich mein Wiſſen kaum.

Horch, Carossen im Gerassel
Ewig Wachparade dann,
Ja das ist das spröde Cassel,
Uniform der dritte Mann.

Ein Gewächshaus ist dies ganze
Hessen, wo da blau und grün
Wuchert die Soldatenpflanze
Wohlgepflegt in Klein-Berlin.

Gute Stadt, ich wünschte herzlich
Einen Strom dir groß und jach,
Denn du hast, und fühlst es schmerzlich,
Ach', nur einen reichen Bach!

Schön im Glanz des Wasserfalles
Preis' ich Wilhelmshöh' dich laut!
Schönes Land! wie schön ist Alles,
Wenn von oben man's beschaut.

Dich des neuen Reiches Pforte
Grüß ich, Göttingen, zuerst:
Wenn die sieben Schwert-durchbohrte
Heilige du nur nicht wärst!

Weinſt du um den todten Heiland,
Der an's Kreuz geſchlagen hängt?
Blickſt du nach dem fernen Mailand,
Wo die Gnade Ketten ſprengt?

Göttingen — doch laßt mich ſchweigen!
Deutſche Weſer nimm den Gruß,
Den ich deinem erſten Zeigen
Noch von Minden geben muß.

Aber jetzt ein treuer Lober
Wähl ich Worte zierlich glatt,
Denn ich ſpreche von Hannover, —
Doch ich meine nur die Stadt.

Eine ſüdliche Oaſe,
Reich und reinlich und vergnügt,
Liegt es an die ſchlanke Phaſe
Seiner Leine angeſchmiegt.

Menſchen, die dich herzlich grüßen
Und was etwa tief ſie plagt
In der Seele ſtill verſchließen,
Weil's dem Gaſte nicht behagt.

Engliſch deutſches buntes Leben
Hier vereint in einen Schoos,
Kunde vom vereinten Streben
Gibt die Säule Waterloo's.

Ach wie faßte mich beim Trennen
Doch ein gar ſo tiefes Weh:
Wohl ſo laßt mich weiter rennen
Auf gepflaſterter Chauſſee.

Sand und kahles Land zur Seite
Dünne Frucht die ſelten reift,
Weil die Lüneburger Haide
Schweren Arms herübergreift.

Und nun folget mir nach Bremen
In die alte Hanſaſtadt,
Wollt ihr Rolands Gruß mitnehmen,
Oder ein Havannahblatt.

Eilt mit mir zum Fluſſe ſchneller,
Reichbewimpelt, ſchiffbedeckt,
Oder kommt zum Rathhauskeller,
Wo die ſchönſte Roſe ſteckt.

Wollt ihr auf dem Walle lauschen
Wie die Frühlingslüfte wehn?
Oder weiter ziehn, im Rauschen
Naher Nordsee dazustehn?

Wer entschließt sich im Getümmel?
Unentschieden bin ich selbst,
Wo du lieber blauer Himmel,
Nächstens über mir dich wölbst?

Hamburg winkt mit seinen Reizen
Schiff- und menschenvoll der Strand,
Dampf und Segel seh ich kreuzen,
Jeder Richtung zugewandt.

Hoffnungen und schöne Träume
Sind im Herzen aufgetaucht:
Nicht zu ferne sind die Räume
Wo die große City raucht.

Dann die vielbefahr'ne Enge
Zwischen Dower und Calais:
Nicht unmöglich ist's, ich sänge
Euch ein Lied noch von der See.

Jetzt mein Lebewohl ihr Brüder,
Grüßt das liebe Vaterland.
Welch Entzücken! kehr ich wieder
An den heitern Donauſtrand.

Was ſich hier in bunten Bildern
Vor die Seele hat gedrängt,
Manches findet ſich zu ſchildern,
Wenn mich Freundesarm umfängt.

III.

Freunde, meiner Profezeiung
Fehlte die Erfüllung nicht,
Und in freundlicher Erneuung
Gibt der Reisende Bericht.

Hamburg wogte rings, das laute,
Börse hier und Hafen da,
Und aus naher Ferne schaute
Still das reine Altona.

Hier ein Lärmen und ein Treiben,
Handel wo ich geh und steh,
Dort ein ernstes Ruhigbleiben
Und das Grab von Ottensee.

Hamburg, große Wechſelbude,
Wo das Leben wird girirt,
Chriſt iſt Jude hier und Jude
Durch das Geld emanzipirt. —

Friedlich trug die deutſche Elbe
Auf dem Dampfſchiff mich hinaus,
Doch die Nordſee zwang daſſelbe
Bald zu hartem Kampf und Strauß.

Brach die Räder ab mit Krachen,
Zeigte ſich der Reiſe gram:
Unerreichbar unſerm Rachen
Blieb das ſchöne Amſterdam.

Und zurück zum Elbeſtrande
Flüchteten wir aus Gefahr,
Zu verſuchen auf dem Lande,
Was zur See unmöglich war.

Hingewälzt durch Sand und Haide,
Kehrt' ich müd' in Braunſchweig ein,
An des Löwenherzogs Seite
Blickt' ich in das Jetzt hinein.

Alte Sagen, alte Wunder,
Flüſtert hier der Vorzeit Hauch,
Doch der jüngſten Zeiten Zunder
Qualmt dir ins Gedächtniß auch.

Pyrmont eil' ich zu begrüßen
Zwiſchen Bergen ſchön und ſtill,
Wo die Heilungsquellen fließen,
Die der Kranke ſuchen will.

Wie ein Mädchen ſtill verborgen
Sitzt es an der Berge Fuß,
Doppelt reizend, gibt der Morgen
Ihm den erſten Roſenkuß.

Und ich rollte flüchtig ſchauend
In das ferne heil'ge Cöln,
Dort am Dome mich erbauend
Und an klaren Rheineswell'n.

Fühlte mehr nur das Bedürfniß,
Immer dort und froh zu ſein,
Seufzte nicht der Zeit Zerwürfniß
In mein Jubeln mit hinein.

Richterurthel ſei verkündigt,
Glaubensfriede will Gewähr:
Folge! wer ſich erſt verſündigt
An ſo rechtlichem Begehr.

Dich zu ſchauen, altes Aachen,
Kam ich, Carols Kaiſerplatz,
Doch nur neue Häuſer wachen
An der Quellen goldnem Schatz.

Zu Fabriksgebäuden ſchneiden
Sie die Räume fern und nah:
Großer Carl, wie viele Heiden
Gäb es zu bekehren da!

Endlich biſt auch du erſchienen,
Lüttich, wo ich halten will,
Um den König der Maſchinen
Zu bewundern, Cokerill.

Und nun fort auf Eiſenwegen,
Dampfgetrieben ſchnell und leicht,
Bis dich, reizend ſchön gelegen,
Heitres Brüſſel, ich erreicht.

Laß mich ſtaunen deinen Schätzen,
Deines Lebens bunter Haſt,
Laß das Auge mir ergetzen
An Oraniens Pallaſt.

Oeffne jegliche Pagode
Mir der Andacht, des Geſchäfts,
Zeige Helden wie Merode
Und Canova's mir wie Geefs.

Zeige was für bunte Beute
Deines Volkes Fleiß erſchafft,
Zeige ſelber mir die Leute,
Die zur Freiheit fühlten Kraft.

Zeig den ſchlanken Baum am Markte,
Der aufſchoß in ihrem Hauch,
Doch der Bäume dort im Parke
Kugelnarben zeige auch.

Opfer führen zum Gewinne:
Halte rein nur den Altar,
Daß dem Enkel Segen rinne
Wo das Blut der Väter war.

Und ich eilte von der Stelle,
Nach Antwerpen zog ich fort,
Musternd seine Citadelle
Und der Schelde grünen Bord.

Und wie wir Bewundrung schenken
Helden so von jetzt wie eh',
Feiert ich das Angedenken
Von Leonidas Chassé.

Neigte mich dem Riesengeiste
Rubens hier an seinem Grab,
Dem ich, gleichwie die verwaiste
Kunst, das Thränenopfer gab.

Weiter, weiter! Gent und Brügge
Wollen auch gesehen sein.
Wem ach, fielen die Geschicke
Kaiser Marens da nicht ein?

Wem der Dichter nicht desgleichen,
Der sie sang so schön und kühn?
Könnt ich dir die Rechte reichen,
Edler Anastasius Grün!

Plötzlich ſeh die Bergeswände
Ich verſchwinden um mich her,
Und ich ſtehe in Oſtende,
Schaue weit in's offne Meer.

Stürze in die milden Wellen
Voll Entzücken mich ins Bad,
Wie ſie wachſen, wie ſie ſchwellen,
Wie ſie rauſcht die grüne Saat!

Morgen will ich drüber ſtreichen,
Eine Schwalbe leicht und ſchnell,
Albions Küſte zu erreichen,
London's Rieſenſteingeröll.

Badmann, trockne mit den Leinen
Mich vom deutſchen Schmutze wohl:
Morgen trage einen Reinen
Das Paketboot Liverpool.

IV.

Katarakt von Dampf und Lasten,
Dich o Themse, grüß' ich sehr,
Trage durch den Wald von Masten
Mich in London's Häusermeer.

Wo du ernst vorüberrauschest
An den Docks so voll und reich,
Wo den Tower du belauschest,
Lauscht des Fremden Blick zugleich.

Nachen bringen uns zum Lande:
Riesenhaftes Labirinth
Von Westminster bis zum Strande,
Nimm es auf das deutsche Kind!

Wie von zaubriſcher Verblendung
Fühlt das Auge ſich gelähmt,
Dieſe Größe und Verſchwendung,
Dies Getoſe bunt und fremd.

Hier der Straßen weite Mündung,
Holborn, Orfort, Regentſtreet,
Pracht umgibt dich und Erfindung,
Wo das Auge hin nur ſieht.

Seitenab der wirre Knäuel,
Hütten alt und Gäßchen eng,
Wo des Elends Gauner-Gräuel
Lebt in ſchmutzigem Gedräng.

Staunend ſtand ich vor den Bauten,
Impoſant und ſtolz und ſchön,
Die ſo ſinnend niederſchauten
Wie am Rhein ein Gentleman.

Dich St. Paul vor allen grüß ich,
Ernſt andächtiger Gigant,
Wochenüber ſtill und müßig,
Sonntags menſchenvolles Land.

Dich Weſtmünſter, unverdunkelt
Prachtgeſchmeide Engellands,
Die Geſchichte überfunkelt
Dich mit ew'gem Krönungsglanz.

Zeig' die weltberühmte Ecke,
Die der Lorbeer reich umlaubt:
Traun, es fände ſich die Decke
Hier auch noch für Byrons Haupt!

Folgt mir jetzt in langer Windung,
Sagt, wie euch die Poſt gefällt?
Prachtgebäude der Verbindung
Englands mit der ganzen Welt!

Nebenab der Bau aus Quadern,
Londons Herz iſt er, die Bank:
Her, ſo wie an's Herz die Adern,
Strömet aller Wagen Gang.

Dort die abgebrannte Börſe:
Iſts ein Zauber, den ich ſchau'?
Dem zerſtörten auf die Ferſe
Tritt bereits ein neuer Bau.

Seht die stolzen Brücken ragen,
Themsegürtel sechs von Stein;
Jene Nebenbogen tragen
Greenwich's Eisenbahn allein.

Luftig über Dach und Zinnen
Rollst du da im Fluge fort,
Und zweitausend Bogen spinnen
Unter dir sich bis zum Ort.

Und nun folge meinem Gange,
Sieh das Wundermonument,
Tunnels große Riesenschlange,
Die sich unterm Wasser dehnt.

Jetzt am Abend in den Gassen
Schwimme durch des Gases Meer,
Und belausche rings die Massen,
Phryne, Dieb, Jokei und Herr.

Auch John Bull mußt du betrachten
Im Vauxhall und an den Docks,
Hier sein plumpes Weltverachten,
Dort sein Saufen und Gebor.

Raſch durchwandle die Theater,
Bunten, hoch- und niedern Rangs,
Bald der Luſt gewalt'gen Crater,
Bald des Ernſtes, bald Geſangs.

Holden Eindrucks volle Gloric
Zu gewinnen, gehe hin,
Wo die Königin Victorie
Du kannſt ſehn vorüberziehn.

Wie in Jugendreizen ſiegend
Dir das holde Weib erſcheint,
Das der Kron', am Haupte wiegend,
Auch die Schönheitskrone eint.

Jetzt der Weltſtadt zu entſagen
Mahnt das Dampfſchiff der Magnet,
Das dich nach Boulogne zu tragen
Qualmend ſchon im Hafen ſteht.

Steige ein mit leichten Sohlen,
Wo ſich Britt' und Franzmann drängt:
Stolzes England, Gott befohlen!
Jetzt nach Frankreich hingelenkt. —

Durch die jähe Meeresenge
Zwiſchen Dower und Calais,
Durch der Wogen wild Gedränge
Flog der Dampfcourier der See.

Scharfen Auges beide Strande
Komm' ich zu den Seiten ſchau'n,
Frankreich hier, dort Albions Lande,
Wechſel da, dort Selbſtvertraun.

Schien es doch, entgegenſtrecken
Wollten beide ſich die Hand,
Brauste nicht mit wildem Schrecken
Das Gewäſſer durch das Land.

Berge da und Felſen dorten
Schienen fein und nachbarlich,
Hier in Telegraphenworten
Freundſchaft vorzulügen ſich.

Aber zwiſchendurch mit Zürnen
Donnert Trennungswort die Flut,
Oder deckt die hohen Stirnen
Mit des Nebels weißem Hut.

Mächtig muß er dich erfassen,
Pilger, dieser Trennungsbann,
Den mit Portefeuilgrimassen
Kein Minister heben kann.

Lust muß dir im Herzen walten
Ob dem Ausspruch der Natur,
Diesem Sich = die = Wage = halten
Ueber einem Meerpaß nur.

Beide sie, vereint in Frieden,
Und die andre Erde fällt:
Beide von Natur geschieden,
Balanciren sie die Welt.

V.

Von Boulogne's ſand'ger Rhede,
Träumend mir ein Paradies,
Eil ich weiter ſtets, und jede
Ader zucket nach Paris.

Endlich ſtehts im vollen Lichte,
Vom Montmartre blick ich weit
In das Hauptbuch der Geſchichte
Meiner ganzen Lebenszeit.

Schönes Wandern! Alles ſpricht hier,
Straße, Platz, und ſelbſt der Stein,
Oft gelockert, gibt Bericht dir
Von Emeuten groß und klein.

Stadt der ewigen Bewegung,
Des politiſchen Gewirr's,
Zeig die Pulſe deiner Regung
Und dein Leben, zeige mir's!

Ewig ſchön und ewig heiter
Sieht mein Geiſt es vor ſich ſtehn,
Eine ganze Jakobsleiter
Leichter, witziger Idee'n.

Wunderbare Gegenſätze,
So Geſchichte auf nur löst:
Ludwige hier Schmuck der Plätze,
Dort der Kaiſer, ehern feſt.

Notre Dame hier, die ſchöne,
Altehrwürdiges Gebäu,
Dort die blanke Madelaine,
So modern und reich und neu.

Louvre, Tuilerie'n erheben
Sich als Pracht des Occidents,
Luxor's Obelisk daneben
Als Geſchenk des Orients.

Ein Triumphbau dort zu ſchauen,
Dem Paris gehuldigt hat,
Hier acht Städte ſteingehauen,
Huldigend der Einen Stadt.

Buntes Leben der Contraſte
So von Ehmals wie von Jetzt,
Wie haſt du dem deutſchen Gaſte
Mit Erſtaunen zugeſetzt!

Fröhlich trieb ich durch's Gedränge
Deiner Boulevarte mich,
Durch die eliſei'ſche Menge,
Dicht und Juli-feierlich.

Schlüpfte hin am Quai der Seine,
Schaute von den Brücken all,
Von Arcole mit einer Thräne
In den trüben Waſſerſchwall.

Bei des Morgens ſchönem Lichte,
O wie blättert ich in der
Lebenden Naturgeſchichte
Deines Pflanzenparks umher.

Wenn ſich Abendſchatten dehnen,
Freut ich ſtill mich eures Klangs,
Mars, du Zauberin der Thränen,
Düprez, König des Geſangs.

Hier dein Pantheon beſteig ich,
Schau ins Leben dir hinab,
Dort bei Pere la Chaiſe neig ich
Still mich an dein grünes Grab.

An den gasbeglänzten Pfeilern
Lehnt ich im Palais royal,
Stand vor deinen Schloß und Weilern,
O Verſailles, ſo manchesmal.

St. Germain, du nahgerücktes
Auf der Eiſenwege Spur,
Du mit altem Reiz geſchmücktes
Vielgenanntes Luxembourg;

Alles drängt ſich in der Seele
Als ein ſchönes Bild hervor,
Alles ſcheinet, als erzähle
Mir's von Ehmals Dinge vor.

Als ich mich zum Wandern richte
Und mein Lebewohl euch ſprach,
War's, als rauſcht' die Weltgeſchichte
Mir vom großen Ufer nach.

Rauſcht von Kronen und von Kränzen
Märchen wunderbar und lang,
Bis auf Deutſchlands fernen Gränzen
Ihr Geheimnißton verklang.

Sonnenberg.
Kunden und Sagen.
C. Dräxler-Manfred.
SIEGEN und WIESBADEN.
Friedrich Axhe Verlagsbuchhandlung.

SONNENBERG.

Kunden und Sagen.

Ein Gedenkbuch der Ruine

von

C. Prärter-Manfred.

Siegen und Wiesbaden.
Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung.
1845.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Prolog.

Wiesbaden.

Da wo vom Spielhaus dicht am Weiher
Der glatte Weg hinuntergeht,
Bald von der Büsche grünem Schleier,
Bald von der Blumen Kleid umweht:

Da ging ich schwelgend in den Düften
Des goldnen Sommerabends hin,
Und, badend in den stillen Lüften,
Dacht' ich so still in meinem Sinn: —

Was bist du reizend, o Wiesbaden!
Wie hat ihr Füllhorn die Natur
So recht mit ihren vollsten Gnaden
Gesenkt auf deine schöne Flur!

Wie bist du überreich gesegnet
Mit Pracht aus ihrem grossen Schatz,
Die überall dem Aug' begegnet,
Das Herz entzückt an jedem Platz!

Du Mädchen, schmuck- und anmuthvolles,
Das alle Sinne mir verwirrt,
Fast unbewusst des Liebeszolles,
Der dir von allen Seiten wird:

Bescheidnes Muhmchen du des Rheines,
Das sittsam war nach Haus geeilt,
Als seines grünen Edelsteines
Geschenk der Alte ausgetheilt.

Dafür schloss dich der Vater Taunus
In seine volle Liebe ein,
Und gab, was Flora und was Faunus
Je mochten Herrliches verleih'n.

Er wölbte dir grünsammtne kissen,
Darauf du lehnst am klaren Bach,
Und stellte Wächter, treubeflissen,
Die Berge, rings um dein Gemach.

Er braute all' die heissen Wasser,
Dir Schönheitsmittel und Genuss,
Vor deren Zauber jeder blasser
Anhauch von Krankheit schwinden muss.

Er pflanzte hier dir Hain und Schatten,
Dort rebenrankendes Gelock,
Hier goldne Saaten, grüne Matten,
Dort Nardenkraut und Blumenstock.

Und vollen Staat dir zu verleihen.
Schickt er von deinem Herrenhaus
Der grünen Bäume Doppelreihen
Rings an die Nachbarschaft hinaus.

Die kommt herbei im dichten Trosse,
Und dass sie schneller kommen kann,
Hat sie des Dampfes Flügelrosse
Gewählt zum flüchtigen Gespann.

Hei, wie das tobt und braust und larmet,
Und nun, mit einemmal entleert,
Vorbei an deinen Fenstern schwarmet
Und deines Anblicks nur begehrt!

Mit Nachbarn kommen fremde Gaste.
Ein Babel summt vor deinem Ohr.
Du grüssest sittig sie aufs Beste
Und öffnest Garten, Park und Thor.

Dann ziehst du leise dich zurücke,
Nachsinnend, was den Gästen frommt:
Sie aber schwelgen so im Glücke,
Dass gern ein Jeder wiederkommt.

O schönes, freundliches Wiesbaden,
Jungfräulich reizendes Asil,
Du, heimgesucht auf allen Pfaden
Und langer Fahrten schönes Ziel.

Wie sonnst du dich im Gnadenglanze,
Den dir ein milder Fürst gewahrt,
Der, selbst im Jugendblüthenkranze,
Mit reichem Schmucke dich verklärt.

O, schön ist Jugend, schön an Fürsten
Ein Drang von Kraft und Rittersinn,
Ein immer reges Thatendürsten,
Des Guten knospender Beginn:

Ein fester Wille, reich an Milde,
Ein Würdigen der neuen Zeit,
Ein gottgesegnet Lenzgefilde
Voll Hoffnung und voll Herrlichkeit.

Und schon ist Jugend auch an Städten,
Dess bist ein Zeugniss du mir selbst,
Die du aus immer neuen Beeten
Zum weiten Bau dich wachsend wölbst.

Da ist ein Schaffen und Gedränge,
Es wirkt der Fleiss mit rascher Hand,
Und sieh, verwandelt hat die Menge
Zum Lebensmarkt das stille Land.

Es spricht zu off'nem Ohr und Blicke
So Kunst wie Streben aller Art;
Man schätzt es hier ja noch zum Glücke,
Wenn sich das Schöne offenbart.

Nicht übersättigt sich mit Ekel
Hier Krämergeist in Eigennutz,
Noch nimmt kein Baal mit goldnem Seckel
Die Marken als Patron in Schutz.

Hier gilt ein heiteres Erwerben
Und dann — ein fröhliches Verthun,
Wobei die Wangen roth sich färben,
Indess die Arme feiernd ruhn.

Drum schallt die Lust hier beim Verdienste,
Wo rüstig sich die Hand bewegt,
Wie dann, wenn sie aus dem Gewinnste
Sich leichte Freudenmünzen schlägt.

Du Thron heilschaffender Najaden,
Von bunter Freude hold geküsst,
O sei, du freundliches Wiesbaden,
Aus voller Seele mir gegrüsst!

I.

Der Sonnenberg.

Ich schritt, erfüllt von heiterm Denken,
Leuchtenden Auges weiter fort,
Wo sich die Weiden tiefer senken
An des gewundnen Bächleins Bord.

Vorbei, wo auf dem Hügel lockend
Der Dietenmühle luft'ger Saal,
Und wo die Pfade plötzlich stockend,
Nach rechts und links mir liessen Wahl.

Tagmude summten schwere Kafer.
Schon stieg der Abend auf den Thron.
Und Vögel, laubbedeckte Schläfer,
Versuchten träumend noch den Ton.

Jetzt rückte das Gebirg zusammen.
Zu beiden Seiten nah gedrängt,
Des Abendrothes Purpurflammen
Als Königsmantel umgehängt.

Und wo in eines Hügels Knoten
Die Berge sich die Felsenhand
Zum Freundschaftsbund herüberboten,
Da wurzelte mein Blick gebannt.

Es prangt auf diesen Felsenfäusten
Wie zweier Siegelringe Stein':
Die alten Burgruinen gleissten
So täuschend dort im Abendschein.

Gemäuer voll Zerstörungsgrauen,
Geröll und Pfeiler einsam wild,
Wie du es wähnest wohl zu schauen
In eines Onyx Wolkenbild.

Zwei grosse, strauchverbundne Trümmer,
Hinblickend in die Ferne weit,
Eckpfeiler von dem Aussichtszimmer
Der dorngeschmückten Einsamkeit.

Geborstner Rest von alten Mauern,
Wo hier ein Thor den Eingang gab;
Die Warte blickt dort mit Bedauern
Auf solchen Vorhof still herab.

Verfallne Wand, gekopfte Thurme,
Die Spur vormaligen Längebau's,
Den Ringwall bröckelten die Sturme
Der Zeit zum lockern Schuttwerk aus.

Es trafen wohl aus ihren Kochern
Die Pfeile Krieg und Brand dies Dach,
D'rum weint Epheu aus hohlen Löchern
Jetzt der gesunknen Grosse nach.

Ein Bau, gespenstisch fast und graulich,
Doch auch mit mildem Reiz geschmückt,
Weil er so väterlich und traulich
Zum nahen Dorfe niederniekt.

Wie schon er prangt am Horizonte,
Beglüht vom letzten Tagesbrand!
So schön, dass ich begreifen konnte,
Warum er Sonnenberg genannt.

Wie hingezaubert sind die Blicke
Und starren fest in das Gestein,
Mir ist's, sie bauen eine Brücke
In die Vergangenheit hinein.

Da flustert es in meiner Nähe,
Ich wende mich, und siehe da!
Zwei Frauen sind es, die ich sehe,
Sie treten mir in Sitten nah'.

Die Eine, wie aus Erz die Züge,
Du weisst nicht, ob sie alt, ob jung,
Am Kleide reiche Faltenbüge,
Im Aug' Ernst der Begeisterung.

Ein grüner Kranz im glatten Haare,
Gerollte Schriften in der Hand,
Und dieser Mund hat nur das Wahre
Von seinen Lippen ausgesandt.

Ein Mütterchen die Andre, zitternd,
Doch mit gar heiter mildem Blick,
Von Blumen und von Goldflahn flitternd,
Sie putzt darein sich mit Geschick.

Als Spielzeug hält die Hand den Rocken,
Tief hängt ein Schleier vom Gesicht,
Doch flattert von den greisen Locken
Er manchmal hoch ins Dämmerlicht.

Dann zuckt dem sinnenden Beschauer
Ein seltner Zauber durch die Brust,
Der Wehmuth wundersamer Schauer
Und der Geheimnissinge Lust. —

O wohl! ich kannte sie, die Beiden,
Ich ehrte sie von Jugend auf,
Und sah sie wieder dann mit Freuden
In meiner Fahrten buntem Lauf.

Sudeten und Vogesenspitzen
Und Harz besuchten sie mit mir;
Ich sah sie in den Burgen sitzen,
Die ich bestieg am Rheine hier.

Und da sie fremd am neuen Orte
Mich sahen, traten sie herbei,
Und raunten wundersame Worte
Vom Sonnenberg mir mancherlei.

Wie ich die weiter nun berichte,
Gewahrt ein Jeder wohl das Ding,
Dass ich am Arme der Geschichte
Und an der Hand der Sage ging.

II.

Deutsche Urzeit.

Der Vorhang steigt. Uralte Tage,
Erfüllt von deutscher Riesenkraft
In Kampf, Versammlung und Gelage,
Erblickt der Enkel geisterhaft.

Der Ubier gewaltige Recken
Durchziehen Wald und Berg und Thal,
Sieh, wie sie sich ins Grüne strecken
Zur Lust des Spiels und zum Pokal.

Der Bar erlegt vor ihren Pfeilen
Und gibt den Jagern todt sein Fell.
Der Baum erseufzt von ihren Beilen
Und deckt, zerhau'n, ihr Erdgeroll.

Und wo am Sonnenberge spater
Verliesse sich hinabgetieft,
Da standen sie, die starken Vater,
Dereinst in schaurigem Geklüft.

Sieh dort die dunkle Felsengrotte,
Mit heilgen Fahnen ausgeschmuckt,
Altar dem grossen Doppelgotte,
Der auf die Mannen niederblickt.

Tyr ist's, der Gott der Kuhnheit, Starke,
Die Hand gestutzt aufs Riesenschwert,
Und zum erhabnen Schlachtenwerke
Mit drachenkopfigem Schild bewehrt.

Daneben Sunna, sie die Schöne,
Des Glanzes Tochter und des Glücks,
Bekränzerin der Heldensöhne
Und Lenkerin des Liebesblicks.

Die Grotte prangt von Waffenstücken,
Gefallner Brüder Ehrenmal,
Womit die Lebenden sich schmücken,
Wenn sie bewahrt den tapfern Stahl.

Horch! Hörnerklang, Druiden beten
Und Barden stimmen singend ein;
Die Aeltesten des Volkes treten
Mit einem Jüngling ernst herein.

Blau ist sein Auge wie die Treue,
Hochgelb das Haar, ein Löwenhaupt,
Mit Wolf und Bär geschmückt der Freie,
Die Stirn vom Eichenkranz umlaubt.

Vor Tyr das heilge Feuer lodert,
Der Jungling beugt sich vor dem Bild;
Sein alternder Begleiter fodert
Für den Erprobten Schwert und Schild.

Rasch schwingt sie von den Felsenwanden
Ein heiliges Druidenpaar,
Und reicht den jungen tapfern Handen,
Was Schmuck einst eines Helden war.

Und jetzt erhellt mit hundert Flammen
Urplotzlich Summa's Bildniss sich,
Die Horner klingen hell zusammen,
Die Chore tonen wonniglich.

Den Jungling fuhren nun die Alten
Hin zum Altare, wo entzuckt
Die schonste weiblicher Gestalten,
Die Stillgeliebte er erblickt.

Gern folget sie der Greisen Winke
Und legt als liebevolle Braut
Die Rechte fest in seine Linke,
Ihm ist die Recht' an's Schwert getraut.

Ein Weihetrunk dem schönen Bunde
Erscheint das Methhorn nun des Gau's;
Sie nippt daran mit süssem Munde,
Er stürzt in einem Zug es aus.

Nun schwingt, die Jungfrau stark umfassend,
Er auf den Schild den schlanken Leib,
Und schnell die Grotte 'ann verlassend,
Zeigt er den Brüdern Mann und Weib.

Die aber grüssen ihn mit Schweigen,
Denn aller Scherz ist rasch entfloh'n:
Der wilde Sueve will sich zeigen
Und wieder ihren Marken droh'n.

Es gilt das Heimathland zu schützen,
Gilt Männerthat und heissen Kampf;
Die Lanzen drau'n, die Schwerter blitzen,
Im Arme zuckt der Kriegeskrampf.

Der Führer schlägt im heilgen Zorne
Den Speer an seinen Schildesrand,
Dann geht der Meth im grossen Horne,
Ein Schlachtentrunk, von Hand zu Hand.

Man holt die Fahnen aus der Grotte
Und trägt dafür die Braut hinein;
Fort stürmt der Jüngling mit der Rotte,
Man hört sie Kriegeslieder schrei'n.

Hin rasen sie; der wilde Sueve
Droht ungestraft den Grenzen nicht!
Sieh, wie der gelbe Ubierlöwe
Hervor aus seinen Wäldern bricht!

Was dann geschehen? wie sie fochten?
Es wird das Lied zum leisen Ach,
Und weint den edlen Unterjochten
Und dem gefallnen Jüngling nach.

Es sieht die Sueven kurz gebieten,
Und dann die Zwingerin der Welt,
Das stolze Rom, den Deutschen hüten:
Die Freiheit — und der Vorhang fällt.

III.

Ein Märchen.

Noch blickt kein Schloss vom Sonnenberge
Mit stolzem Dach ins Land hinaus,
Doch Zaubergnomen, Wunderzwerge
Erwählten ihn zum Wohnungshaus.

Seltsames wissen Die zu brüten,
Bald losen Scherz, bald argen Hohn,
Und reiche Schätze streng zu hüten, —
Der Aberglaube raunt davon.

Er weiss auch um ein holdes Mädchen,
Das, eingesperrt im Bergverschluss,
Den Gnomen drin am goldnen Rädchen
Schneeweisses Linnen spinnen muss. —

Johannisabend ist's; ein Schafer
Sitzt an des Berges Abhang da:
Singvögel bunt und Frühlingskäfer
Flattern dem schonen Jungling nah.

Er sinnt, was Junglinge wohl träumen
Im milden Strahl des Abendlichts,
Von seiner Wünsche goldnen Bäumen
Und seiner Plane rosigem Nichts.

Da tritt ein reizend Frauenwesen
Urplötzlich aus des Berges Zelt,
Der, wie sich ihr die Locken lösen,
Ein Blümlein von den Schläfen fällt.

Rasch stürzt der Schäfer nach dem Funde,
Die Blume nimmt er hastig auf,
Und küsst sie mit entzücktem Munde,
Und steckt sie an den Hut darauf.

Ist sie von Euch? aus Euren Händen?
Fragt er mit frohem Ungestüm;
Sie aber schweigt, zeigt nach den Wänden
Des Bergs, und winkt zu folgen ihm.

Sie gehn, und wo des Felsens Glätte
Sich ins Gebüsch heruntersenkt,
Erscheint an niegesch'ner Stätte
Ein Pförtchen, ins Gestein gezwängt.

Es thut sich auf; durch dunkle Gänge
Gelangen sie in einen Saal
Voll Gold und Edelsteingepränge
Und offnen Schätzen ohne Zahl.

In Kisten Perlen und Rubinen,
In Haufen blankgeprägtes Gold.
Und Gnomen stehn mit starren Mienen
Als Wächter um den Zaubersold.

Inmitten eine goldne Kunkel.
Da setzt die Jungfrau still sich hin
Und schafft im hellen Glanzgefunkel
Des Geistersaales ihr Gespinn.

Sie winkt dem Jüngling, zuzulangen,
Begierde flammt aus seinem Blick:
Schnell überwunden ist das Bangen,
Er rafft vom Golde Stück um Stück.

Nicht hindern ihn die Zwerge dessen,
Auch das Gestein ist ihm gewährt:
Da ist das Mägdlein bald vergessen,
Weil er der Schätze nur begehrt.

Und wie er voll die Taschen raubte
Und immer mehr ihm noch gefällt,
Reisst er, als leer, den Hut vom Haupte,
Wobei das Blümlein ihm entfällt.

Da schwindet, ohne dass er's ahnet,
Die Jungfrau aus des Saales Licht.
Und eine milde Stimme mahnet
Ihn laut: Vergiss das Beste nicht!

Er nimmt und nimmt; die Zwerge regen
Sich jetzt aus ihrer starren Rast:
Es dröhnt von fernen Donnerschlägen,
Dass stilles Grauen ihn erfasst.

Er sucht die Führerin, die schöne,
Das holde Mädchenangesicht,
Da klingen leise Schmerzenstöne
Zu ihm: Vergiss das Beste nicht!

Er eilt, des Schreckens nicht mehr Meister,
Hin durch den Felsgang lastgedrückt,
Den hinter ihm die Hand der Geister
Zur glatten Wand zusammenrückt.

Und nun ins Freie hingeflüchtet,
Erblickt er sich der Blume bar,
Des Talismans, wodurch vernichtet
Vielleicht der Bann der Jungfrau war.

Klar sind ihm jetzt die Mahnungsworte
Und alle Schätze freudenlos,
Denn Sehnsucht zieht ihn zu dem Orte,
Wo er versäumt sein schönstes Loos.

Was soll ihm jenes Gold der Sünden,
Worüber er verlor die Zeit,
Der Freiheit Götterglück zu gründen
Und sich der Liebe Seligkeit!

Dort liegt er, da es Jahrstag eben,
Stillseufzend, und sein Herz, es bricht,
Die blassen Lippen aber beben
Das Wort: Vergiss das Beste nicht!

— Ein Märchen dies, gar alt und kläglich,
Und doch bis heut unendlich wahr:
Die Jungfrau leidet noch unsäglich,
Geknechtet von der Zwerge Schaar.

Noch Mancher will es liebend hindern,
Und kommt er hin, so trachtet er
Sich alle Taschen voll zu plündern,
Und denkt der Dulderin nicht mehr.

O die ihr kennt das holde Wesen,
So schön in Wort und That und Licht,
Seid stark, um jenen Bann zu lösen,
Ach, und vergesst das Beste nicht!

IV.

Der Schloßbau.

Graf Henrich, zubenannt der Reiche,
Urahn von Nassau's Heldenzug,
Die altehrwürdige Königseiche,
Die herrliches Gezweige trug

Gezweig der Walram' und Ottonen,
Die ihm als Heldensöhn' erblüht,
Er sass umringt von seinen Frohnen,
In tiefen Sorgen das Gemüth.

Erbvogt des Rheins, der Wetterau
Ganherr und auch des Westerwalds,
Belehnt im Nuremberger Gaue
Und stark wie Wenige der Pfalz.

Er konnte mit des Friedens Segen
Beschenken nicht sein schönes Land,
Weil Die von Eppstein stets verwegen
Die Waffen hielten in der Hand.

Das Lehn von Nassau anzunehmen
Für ihren Königsundrathteil,
Dess mochten sich die Ritter schämen,
Und suchten mit dem Schwert ihr Heil.

Sie buhlten um des Mainzers Gnaden,
Der heimlich ihnen half und gern;
Denn wo es gilt der Kraft zu schaden,
Da bleibt die Pfaffenlist nie fern.

Und was sich nicht erschleichen lassen,
Da sie den Krummstab selbst geführt,
Das wollen mit Gewalt sie fassen,
Dieweil der Faust ihr Recht gebührt.

Drum trägt ein väterlich Bedauern
Der Graf um seiner Lande Ruh:
Doch fügt die Weisheit stillem Trauern
Der Hilfe rasche That hinzu.

Denn offen ist dem bösen Nachbar
Wiesbaden und gar bald erreicht,
Und vor dem Einfall unbewachbar,
Wenn er vom Staufen nahe schleicht.

Dies Thal, das gleich der lockern Dirne
Einlass gewährte jedem Schelm,
Nun sei's bewaffnet an der Stirne
Mit einer Veste Eisenhelm.

Und sieh, vom Sonnenberge steigen
Ringwälle auf und fester Thurm,
Dem Gegner Widerstand zu zeigen
Und abzuhalten List und Sturm.

Ein Bollwerk gegen Streit und Hader,
Woran zerschellt der Feinde Trutz,
Ein Fürstenwort aus Erz und Quader,
Gesprochen zu des Landes Schutz.

So stand der Bau, Wiesbadens Wächter
Und treuer Schirmvogt in Gefahr,
Bis für den riesigen Verfechter
Ringsum kein Feind zu sehen war.

Da schloss er müd' die Augenlieder,
Vorbei war Hüteramt und Strauss,
Und streckt' die alten Riesenglieder
Erschöpft auf seinem Berge aus.

Es überging sein Schlaf zum Tode.
Jetzt kommen Stadter oft hergan
Und seh'n im milden Abendrothe
Des treuen Dieners Grabstein an:

Und seh'n jetzt still die Landschaft schmücken,
Was einst ein Hochpunkt der Gewalt:
So blickt von eines Hügels Rücken
Die Zeit in wechselnder Gestalt.

V.

Adolph und Imagina.

O Sonnenberg, die Zeit der Wonne,
Sie war dir reichlich auch verlieh'n.
Als dich der Liebe goldne Sonne
Und die der Herrlichkeit beschien.

Ja, Liebe zog in deine Räume,
Sie sah von deinen Warten aus,
Und träumt' die rosigsten der Träume
In deinem hohen Felsenhaus.

Die legten sich wie Zauberschimmer
Und prägten sich in dein Gestein,
Und glänzen noch mit sanftem Flimmer
Bis in die Gegenwart herein.

Und Herrlichkeit trieb deine Flanken
Vergrossernd auseinander all,
Und schmückt' voll sinniger Gedanken
Dir Säle, Mauern, Thurm und Wall.

Des Herzeneinklangs stille Freude,
Des lauten Glanzes neue Pracht,
Es hat ein Held die Zauber beide
Verherrlichend zu dir gebracht.

Ein Held, wie Wenige zu schauen
In der Geschichte hellem Reich,
An kuhnem Muth, an Selbstvertrauen,
An hoher That und Weisheit reich.

Adolph von Nassau, Stern dem Stamme,
Den ewig er mit Ruhm bestrahlt,
Weil in die deutsche Oriflamme
Sein Heldenblut hinein gemalt.

Adolph, der schlichte Graf vom Rheine,
Und bald des Reich's gekröntes Haupt:
Ein Lorbeer, der im Sonnenscheine
Des Purpurs doppelt sich belaubt. —

Es war im fernen Ostergaue,
Wo mit dem Feind der Kaiser rang,
Dass eines Schwertes scharfe Klaue
Zu tiefst ihm in das Leben drang.

Hinschmachtend kam er an die Schwelle
Des nahen Klosters frommer Frau'n,
Die sorgsam in der niedern Zelle
Balsam in seine Wunden thau'n.

Und als des Siechthums schwerer Fittig
Vor Adolph's Sinnen mählig schwand,
Sah er ein Mägdlein, schön und sittig,
Das sorglich um sein Lager stand.

Entzücken war's, als Er erwachte,
Was der Novize Blick verrieth,
Und dieser Freudenblick, er machte,
Dass schnell genesen er sich sieht.

Vernarbet an des Schwertes Wunden,
Doch neu verletzt vom Augenpfeil,
Was wurde nun dem Krank-Gesunden
An süssem Balsam erst zu Theil!

Nicht widerstand dem schmucken Ritter
Die schöne Herrn von der Lahn,
Die hinter ferne Klostergitter
Des Bruders Schatzgier gethan.

Die Flucht nur führte zum Besitze:
Und als nun auf der Ritter brach,
Folgt' ihm die reizende Novize,
Ein allerliebster Page, nach.

Dem Ritter war sie nachgeflüchtet,
Den sie als Kaiser wieder sah:
Der Liebe reinster Himmel lichtet
Sich über dir, Imagina!

O Schicksalswechsel, voll von Wonne,
O vielgeprüfter Frauensinn!
Erst hingeopfert fast als Nonne,
Und nun mit einmal Kaiserin!

Fort ging's zum schönen Heimathflusse,
Es ruht des Helden rastlos Schwert,
Weil nach dem stillen Vollgenusse
Des neuen Glückes er begehrt.

Das Glück, das ach, nur allzu sparsam
Dem Ruhmgekrönten sich erwies,
Jetzt soll's in freundlicher Gewahrsam
Begründen ihm ein Paradies.

Unfern, wo Heilung auszuspenden,
Die Quellen Schwalbach's perlen klar,
Und zwischen engen Felsenwänden
Hindurch sich drängt die grüne Aar;

Dort steigt aus eines Berges Runde
Der Liebe reizendes Versteck;
Ein trauter Ort dem Herzensbunde
Wird dort vollendet, Adolphseck.

Indess, bis jener Bau geschlossen,
Umfängt des Sonnenberges Rast
Die beiden zärtlichen Genossen
Und wird der Liebe zum Pallast.

Was mochten da für Rosen sprießen
Um der Beglückten Brautgemach!
Verliebte Turteltauben ließen
Ringsum sich nieder auf dem Dach.

Neugierig an die Fensterkreuze
Wand sich des Epheu dunkles Grün,
Und aus der Schutzen enger Spreize
Guckt' stillvergnügt der Rosmarin.

Thurmfahnen riefen: Leise! leise!
Zugbrücken hingen im Gezäum,
Und auf der Warte eine Meise
Sang hell in's Land: Kein Mensch daheim!

O reizgeschmücktes Lustgelage,
O Stätte stiller Seligkeit!
Der Abglanz jener goldnen Tage
Verklärte dich für alle Zeit!

Und kommt noch jetzt ein Liebesparchen
In deiner Reste grünen Raum,
So fühlt es wie von Zaubermärchen
Umrauscht sich und von holdem Traum.

Und wenn es heimlich suss erbebte
Und wusste nicht, wie ihm geschah,
So war's der Genius, der einst schwebte
Um Adolph und Imagina!

VI.

Der treue Burgmann.

O düstres dreizehntes Jahrhundert,
Vom Aberglauben nur bewegt,
Und nur vom Pfaffentrug bewundert,
Der rings die schwarzen Flügel regt.

Noch jetzt der Bonzen stolze Labe,
Die dort als kirchlich Gnadenlehn
Von Inful und vom Hirtenstabe
Den Kaiserthron verleihen sehn.

Zeit, wo des Geistes Feuer brannte,
Zu Scheiterhaufen angefacht,
Die ehrfurchtsvoll Canossa nannte
Und noch kein Wittenberg gedacht!

Du sahest Gerhard's Schmachverbrechen,
Des Mainzer Hirten wilden Hass,
Der über Adolph auszusprechen
Das Anathem sich frech vermass.

Du sahst von einer Heldenstirne
Den Kaiserkronenreif geraubt
Und ihn mit lockerm Pfaffenzwirne
Geknüpft an Albrecht's falsches Haupt.

Du sahst mit Ruhm den Helden sterben
In Gellheims grossem Trauerspiel,
Und einen geizigen Zwergen erben,
Was einem Riesen dort entfiel. —

Es schlugen bald des Krieges Krallen
Mit Ingrimm ins Nassauerland,
War es doch Dessen, der gefallen,
Und gleichen Bannstrahls Opferbrand.

Verwüstung zog und wildes Plündern
Durch die gesegnet stillen Gau'n,
Der Mord war bei den Ueberwindern
Als blutiges Gespenst zu schau'n.

Des Krummstabs Losung war: Verheerung.
Der Schergen Albrechts: Raubbegehr:
Die Flammenaugen der Zerstörung,
Sie sahn von Stadt und Bergen her.

Und eine Schaar von rohen Kriegern
Hat sich den Sonnenberg ersehn;
Die Burg soll den gewandten Siegern,
Die reiche Beute, nicht entgehn.

Erbburgmann war der greise Ludwig
Des tollen Adolphs Hofmarschall,
Aus dessen Herzen nie der Muth wich
Vor eines Feindes Ueberfall.

Sein Sohn, des Kaisers Pannerträger,
Er liegt in Gellheims Leichenfeld:
Wohlan, ihr raschen Beutejager,
Seht, was der Vater für ein Held!

Sie stürmen, doch sie fliehn von dannen,
Denn der Empfang war blutiger Art:
Sie fallen, doch zugleich die Mannen,
Die um den Alten sich geschart.

Und gierig kehren bald sie wieder
Und lichten wieder ihre Reih'n:
Doch dringt des Todes wilde Hyder
Auch in des Schlosses Mauern ein.

Und endlich, da nur Zehn noch halten,
Die erst als Hundert wild gestürmt.
Da sehen sie allein den Alten,
Der mit dem Schwert die Burg beschirmt.

Triumph! das Werk gelingt: erklettert
Ist bald der Mauern öder Rand.
Und eines Schurken Streitaxt schmettert
Den grauen Helden in den Sand.

Nun geht es an ein Spähn und Suchen
Nach Gold und Beute, Schatz und Schmaus.
Bald aber tönt ein wildes Fluchen,
Denn baar von allem ist das Haus.

Ein Feuerstoss, im Hof errichtet,
Verkohlter, bunter Reste voll,
Er zeigt, dass hier die Glut vernichtet,
Was Diebesfaust nicht holen soll.

Da fassen sie nach Feuerbränden
Und schleudern sie an Dach und Thor;
Bald leckt die Flamme an den Wänden
Mit rothen Zungen rings hervor.

Ein Abendroth der Dienertreue,
Fällt bis auf Adolphs Grab ihr Stral,
Dass sie auch ihre Rosen streue
Dem Helden in sein Rosenthal.

Damals, im Glanz von solchem Lichte,
Das auch vom Sonnenberge schien,
Sass trauernd ernst die Weltgeschichte
Vor blutbeflecktem Hermelin.

Sie, die Vergeltung sieht und Strafe,
Sah Adolph schmuck im Heldenkranz
Eingehn zum ewigen Todesschlafe,
Rückstrahlend ritterlichen Glanz.

Sie sah's, und eine Thräne blinket:
Dann blickt sie hin zu andern Ort,
Und schaut, wie kläglich Albrecht sinket
Durch eignen Stammes Meuchelmord.

Und wo Geschichte einst gesessen
Auf ihrer grossen Wanderfahrt,
Weilt jetzt mit sinnigem Ermessen
Ein schönes Weib, die Gegenwart.

Die blickt vom Sonnenberg nach Speier,
Dort kniet ein Held aus Marmorstein,
Den schmückt sie zur Gedächtnissfeier
Mit Lorbeer und mit Rosenschein.

Sie kennt, wie einst die strengsten Richter,
Dies grösste, beste Herz der Welt,
Und hat begeistert einen Dichter
An seinen Grabstein hingestellt.

VII.

Mönch und Ritter.

Auf Sonnenberg, im Rittersaale,
Da sitzt ein altes Degenpaar,
Das schon im frühsten Jugendstrale
Vereinigt sich in Freundschaft war.

Es ist der Eine der Bejahrten
Ein Westerburg von edlem Stamm,
Der jetzt nach langen Ritterfahrten
Den Jugendfreund umarmen kam.

Der Burgherr, selber jetzt ein Greiser.
Streitbar genannt als Kampfgenoss,
Graf Ruprecht, von dem deutschen Kaiser.
Von Adolph war's ein Enkelspross.

Zum Willkomm kam nun noch ein Dritter,
Alt, aber feurig muntrer Art,
Der schon vom grossen Karl zum Ritter
In Rüdesheim geschlagen ward.

Gefangen sass im tiefen Kerker
Des mainzer Stiftes er gar lang,
Wobei statt schwächer, immer stärker
Streitmuth und Feuer ihn durchdrang.

Ihn zu erlosen ist gelungen,
Des Burgherrn Gold hat es gethan:
Jetzt löst den Alten Er die Zungen
Und brennt der Zwiesprach Lampen an.

Der Westerburger kam aus Böhmen.
Von Wenzels Hof im fernen Prag:
Er mochte sich der Dienste schämen,
Die dort gefordert sein Vertrag.

Dem Edlen mochte nicht gefallen,
Was dort im Slavenland geschah,
Wo er den deutschen Kaiser wallen
Am Freundesarm des Henkers sah.

Wo Männern, denen das Gewissen
Muth gegen freche Willkür gab,
Die Zunge ward herausgerissen
Und Moldau wies ein offnes Grab.

Wo einzeln Wenzel die Barone
Im schwarzen Saal erscheinen liess,
Und, die gefügig nicht der Krone,
Zum blutig rothen schleppen hiess.

Satt solcher Graul und solcher Schande,
Drangt es den Ritter, fortzugehn:
Nun steht er froh im Heimathlande,
Das er als Jungling nur gesehn.

Die Becher klingen hell zusammen,
Ein lauter, jubelnder Accord,
Begleitet von des Auges Flammen,
Dann nimmt der Burgherr so das Wort:

O Freund, seit unsrer Jugend Tagen,
Welch eine weite Kluft von Zeit!
Drin sitzt die Echo meiner Klagen,
Doch auch so mancher Seligkeit.

Du kanntest mich, der Söhne jungern,
Aus zweiter Ehe nachgestammt,
Den sein Geschick mit strengen Fingern
Zu kargem Zukunftsloos verdammt.

Stiefbrüder zwei von ältrem Rechte,
Und Nassau's Erben durch Geburt;
Mein dritter Bruder, Graft, der echte,
Geschmücht schon mit dem Waffengurt.

Was mochte für den Jungsten bleiben,
Als der Talar und die Tonsur,
Empfand ich gleich ein heisser Treiben
Zum Liebes- als zum Ordensschwur.

Der schlaue Mainzer schon, er meinte,
Dass sein der Enkel Adolphs war,
Und aus den schönen Aeuglein weinte
Des Grafen Kind von Hadamar.

Dess fühlt Erbarmen meine Mutter
Und sprach mit mildem ernstem Ton:
Du bist zu gut zum Klosterfutter,
Kein Mönch, ein Ritter sei mein Sohn!

Und sie, die für das engbezirkte
Dorf, hier am Bergesabhang tief,
Sich einen Freibrief rasch erwirkte
Von Karl dem Böhmen, — einen Brief.

Wie Frankfurt nur und Mainz besitzen,
Mit Blutbann, Schöppenstuhl und Wall, —
Gar bald gelang es ihren Witzen,
Dass auch mein Loos kein Trauerfall.

Ihr eignes Wilthum, dies Gemarke,
Sie gab es an ihr Söhnepaar,
Und dass ich ganz der Welt erstarke,
Ward Anna mein von Hadamar.

O Freund, der junge Mönch, wie kehrte
Als Ritter er ins Leben da:
Was las ich Messen mit dem Schwerte,
Was sang zu Ross ich Gloria.

Was predigt' ich vom Sattelknopfe,
Was consecrirt' ich Opferwein,
Wie salbt' ich manchem Feindeskopfe
Die letzte Oelung blutig ein.

Gar gross war jener Zeiten Sprengel,
Um nie im Hirtenamt zu ruhn,
Und mit dem blanken Weihbronnschwengel,
Dem Degen, gab es heiss zu thun.

Das eigne und der Gattin Erbe,
Es wollt erkämpft sein und geschützt:
So hat ein blutiges Gewerbe
Mein ganzes Leben abgenützt.

Die Mutter und der Bruder liegen
Schon längst in Hügeln, grünbemost,
Auf allen Zügen und in Siegen
War Anna nur mein Lebenstrost.

So ging es über dreissig Jahre,
Um die sie streitbar mich genannt,
Bis ich, ein Greis mit grauem Haare,
Den Harnisch hing an diese Wand.

Klein war das Gut, so mir beschieden,
Ein grösseres erwarb die Kraft:
Jetzt wirk ich rüstig noch im Frieden,
Wie ich in Fehden einst geschafft.

Ein Flüchtling aus der Klosterzelle,
Gedacht ich doch der Seele gern,
Und baut' im Burgraum die Kapelle,
Ein kleines Haus dem Himmelsherrn.

Dort hang' mein Schwert als morsches Ruder,
Dort ruhe friedlich mein Gebein,
Dort will ich gar ein stiller Bruder
Im Schoos der Mutter Kirche sein.

Er sprach's; sie leerten die Pokale,
Der Fremde schied ins Gastgemach,
Und bei des Morgens erstem Strale,
Da war die ganze Gegend wach.

Zur Burg ein Eilen und ein Drängen,
Landleute, Ritter, Geistlichkeit:
Es ward mit heiligen Gesangen
Das neue Kirchlein eingeweiht.

Die hellen Glocken, sie erklingen
Und zittern durch die Maienluft;
Die frommen Erstgeloste schwingen
Sich auf in süssem Weihrauchduft.

Noch jetzt, wo vierfach das Jahrhundert
Sich hinter jener Zeit verzweigt,
Vernimmt ein Läuten stillverwundert
Der Wandrer, der den Berg ersteigt.

Das sind des Herzens leise Glocken,
So hier der Schönheit Zauber rührt,
Und die zur stillen Andacht locken,
Die solchem Orte gern gebührt.

Das Herz erbebt, die Wang' erröthet,
Da Main und Rhein, dort Taunushöhn,
Die frohe Lippe aber betet:
O Gott, wie ist es hier so schön!

VIII.

Der Jude.

Wahnglaube, grässlichster der Feinde,
Der heuchelnd aus dem Dunkel steigt,
Und statt des Lichtes der Gemeinde
Den trügerischen Irrwisch zeigt;

Gespensterbild aus Frevlerhänden,
Die Opferbrust allein ergetzt,
Das zu vergiessen und zu schänden,
Der blinde Haufen wird gehetzt!

Dass ich auch dir auf diesen Pfaden
Begegnet, die ich froh durchstreift,
Das ist ein Stück vom Sündenfaden,
Der um die ganze Erde läuft. —

Blut war am Westerwald geflossen,
Der Rabbi Samuel fiel dort,
Den Christi Kirche erst umschlossen,
Durch heimlich schauerlichen Mord.

War's Rache um verlassnen Glauben?
War's um des reichen Alten Gut?
Wer mag ein Urtheil sich erlauben,
Wo dicht des Rathsels Schleier ruht?

Nicht so in Mainz, die ihn bekehrten
Zu Christi liebendem Gebot,
Die frommen Hirten, sie erklärten:
Ein Werk der Juden sei sein Tod.

Einkerkern liessen sie und fahnden,
Was ihrer Gunst sich nicht erfreut,
Mit Blut vergossnes Blut zu ahnden
Zu ihrer Kirche Herrlichkeit.

Und Schergen kamen hergeschritten
Von Mainz zum Sonnenberge gar,
Auslieferung sich zu erbitten
Des Juden, der geflohen war.

Ein alter Mann mit grauen Haaren,
Verstreutes Korn aus Levi's Saat,
Der schon seit langen, langen Jahren
Im Handel Burg und Ort betrat.

Heut kam er flüchtig und umklammert
Mit seinem Sohn des Burgherrn Knie;
Er fleht um Schutz und weint und jammert:
Zum Tode führen woll' man sie.

Doch mit den Mainzern kam voll Aerger
Ein kleiner feister Kapellan,
Der schob sich vor den Sonnenberger
Und hub also die Rede an:

„Nicht lasst zum Mitleid Euch erweichen,
O Herr, für diesen Judenhund:
Der Kirche Opfer, mag erreichen
Verdiente Strafe ihn zur Stund.

„Wisst Ihr, was Israels Gezüchte
Gefrevelt und gelästert all?
Von ihren Sünden spricht Geschichte
Und Gegenwart allüberall.

„Die Christenkirchen frass das Feuer
In Alexandrien durch sie;
Gift schütteten die Ungeheuer
In jeden Bronn der Normandie;

„Jüngst meuchelten sie Jesu' Heerde
In Thüringen vor dem Altar;
Es blutet auf dem Judenherde
Der Christenkinder reiche Schaar.

„Und ihre Lehren des Versuchers!
Christ gilt und Heide ihnen gleich,
Reif beide für das Gift des Wuchers
Und für des Mordes Meuchelstreich.

„Ein Nächster ist der Christ mit nichten
Für sie, er gilt als Bösewicht!
Kein Eidschwur kann sie ihm verpflichten,
Denn rein sind sie, er ist es nicht.

„Sie thun und halten an dem Spruche,
Dem ihre Bücher Kraft verleihn:
Wie man auch Israels Frevel suche,
Wird keiner doch zu finden sein.

„Er ist gefunden, seit vergossen
Des neubekehrten Christen Blut,
Das nur durch Judenfaust geflossen,
Abtrünnigem ein Straftribut.

„Die Kirche rächt ihn an den Mördern,
Weiss, wo die Schuld, und lohnt dafür:
Drum helft ihr heilig Urtheil fördern
Und übergebt den Juden mir.“

Der alte Werner, wohlberathen,
Er schüttelt mit dem Haupt und spricht:
„Oh, was Ihr sagt, die Juden thaten,
Ehrwürdiger, ich weiss es nicht.

„Der Kirche bin ich treu ergeben,
Wo's Glauben gilt und Seelenheil,
Doch wo sie feilscht um Gut und Leben,
Da wahrt der Ritter auch sein Theil.

„Ihr habt als Menschen euch vermessen,
Beschuldiget und strafet blind;
Doch habt ihr Eines ganz vergessen:
Wie auch die Juden Menschen sind.

„Ihr drückt und plackt sie gleich dem Hunde,
Doch sind sie Gottes Ebenbild,
Und wundert euch, kommt eine Stunde,
Wo Hass die Judenbrust erfüllt.

„Thut, wie ihr mögt, in euren Landen,
Doch stellt kein solch Ansinnen mir:
Ich habe, wenn es gilt zu ahnden,
Selbst Schöppenstuhl und Blutbann hier.

„Und der dort zitternd steht, der Alte,
Weil's Euch um seinen Hals zu thun,
Er ist erprobt mir, ich behalte
In meinem Ritterschutz ihn nun."

Der Burgherr winkt nach dem Pokale:
„Ihr wart mein Gast, Herr Kapellan;“
Der Pfaffe trinkt; zum zweitenmale
Fullt man ihn für den Juden an:

„Du bist mein Gast!“ Der bange Lauscher
Wahnt erst, es sei des Ohres Trug,
Dann trinkt er, war er gleich nicht kauscher,
Den Becher aus in einem Zug.

Das Pfaffiein und die Seinen gingen.
Die Mainzer hielten ihr Gericht,
Und funfzig Judenleichen hingen
Am Pfahl im nächsten Morgenlicht.

Der Enoch sah gerettet nieder
Vom Sonnenberg, und weinte dort
Um seine hingewürgten Brüder,
Und sprach zum Sohne dann das Wort:

„Kind, lass uns beten, nicht um Rache.
Nein, um der Zukunft Morgenroth.
Wo, Brüder unter einem Dache,
Christ sich und Jude nicht bedroht.

„Wo, reife Kinder des Verstandes,
Das festverbundene Geschlecht
Als Religion jedweden Landes
Anbetet Liebe, Freiheit, Recht.

„Ja, kommen wird der Tag, der grosse,
Messias uns, der Welt ein Glück:
Wie aus den Dornen steigt die Rose,
Steigt er aus unserm Missgeschick!"

— Viel Tage sind indess vergangen,
Die Rose trieb manch Knospe klein:
Doch wann zur Blüte sie gelangen,
Das weiss der liebe Gott allein!

IX.

Die Hexe.

Hussa! die Hexen müssen brennen!
So schallt es grässlich durch das Land:
Des Wahnes blinde Diener rennen
Mit Feuerbränden in der Hand.

Was Dummen irgendwo verdächtig,
Missliebig was der Bosheit war:
Der Bonzen Arm, so streng und mächtig,
Beut jetzt erwünschte Rache dar.

Vereint mit weltlichen Gerichten,
Auflauern listig sie dem Schein,
Um zu verdammen, statt zu richten:
Gott mag den Hexen gnädig sein!

Graf Johann, blind von vielem Glauben,
Des frommen Wahnes frommer Mann,
Er mocht in seinem Land erlauben,
Was schlaue Grausamkeit ersann.

O Fürsten, schwach durch eigne Räthe
Und nun durch die des Himmels gar:
Ein Höfling und ein Pfaffe sä'te
Im Paradiese noch Gefahr!

Du Muse, löse nicht die Siegel
Vom grausen Bilde jener Zeit,
Das der Geschichte treuer Spiegel
Dem Fluch der Nachwelt hat geweiht!

Der Scheiterhaufen Schmachgepränge,
Das Flammenbett der Zauberei,
Nicht zieh', geadelt durch Gesänge,
Es an dem schönen Heut vorbei.

Zwar gält' es wohl, die Brust zu stählen
Und grell zu zeigen jenen Wahn,
Denn lauernd schleicht er an die Seelen
In andern Kleid auch jetzt heran.

Doch ist es nur das letzte Zucken
Der Zwietracht, die sich bald erhellt,
Ein lächerlich Gespensterspuken,
Indess der Geist längst Herr der Welt.

Ein Flüstern, das gar bald sich leget,
Wenn laut man aus die Losung spricht,
Die jetzt, in jedes Herz geprägel,
Uns leitet: Freiheit, Recht und Licht! —

Wie Blumen am Schaffot oft liegen,
Gestreut von unsichtbarer Hand,
Wie oft ein Witz mit kecken Zügen
Durch der Tragödie Ernst sich wand:

So schlingt um jener Trauertage
Cypressen sich ein froh Gerank,
Von einem Mädchen eine Sage,
Halb thränenwerth und halb ein Schwank.

O sie war schön! sie hiess Susanne,
In Idstein wohl das schönste Kind,
Schlank, wie des Waldes schmucke Tanne,
Und stolz, wie es die Schönen sind.

Wie lieb und reizend Stirn und Wangen,
Das Haar so schwarz, so fein der Bau,
Der Leib ein anmuthvolles Prangen,
Das Auge gross und heiss und blau.

Wie hingen All' an ihren Blicken,
Wo sie erschien und wenn sie sprach.
Und eifernd um ihr freundlich Nicken
Zog ihr der Schwarm der Bursche nach.

Drum nannten Hexe sie die Dirnen,
Die Jünglinge wohl Zauberin,
Und eines Ritters heimlich Zürnen
Gab solchen Reden bösen Sinn.

Er warb um sie als geiler Buhle,
Sie aber liess mit Hohn ihn ziehn:
Jetzt sass auch er im Richterstuhle,
Vor dem die Flammenopfer knien.

Ein Vorwand fand sich, eine Klage,
— Milch weigerte des Nachbars Kuh —
Und sieh, man schleppt am hellen Tage
Susanna schon dem Kerker zu.

Doch Frauenschönheit, sie verführet,
Und Wunder übt der Thränen Macht:
Der greise Wärter liess, gerühret,
Entfliehen sie in nächster Nacht.

Wie eilte sie da rasch ins Freie
Und schritt am Bächlein dann bergauf,
Und durch der Bäume dunkle Reihe
Ging hastig ihr beschwingter Lauf.

Die hohe Kanzel, bald erstiegen,
Erglanzt im goldnen Morgenroth:
Hier will sie auf den Knieen liegen
Und Gott anflehn in ihrer Noth.

Und fort nun von der schönen Stelle,
Waldein, waldaus, bergab, bergan,
Bis an des Salzbachs kleine Quelle
Und mit dem Bache weiter dann.

So durch des Waldes grüne Pforte
Kam sie nach Sonnenberg herab,
Wo eine Muhme ihr im Orte
Wohl heimlich Schutz und Obdach gab.

Gewagt schien das der alten Frauen,
Sie stieg zum Schlosse drum hinan,
Dem edlen Junker zu vertrauen,
Was sie aus Mitgefühl gethan.

Der hört' es, sah die schöne Dirne
Und ward im Herzen so entzückt,
Dass nach zwei Monden ihre Stirne
Er mit dem Brautkranz hat geschmückt.

O Hexerei der holden Mienen!
O Zauberwerk, das hier geschah!
Schutzflehend war sie erst erschienen
Und stand nunmehr als Herrin da!

Und Wunder wusste sie zu wirken,
Die eine deutsche Hausfrau übt:
Trost gab sie in der Burg Bezirken
So manchem Herzen, das betrübt:

Verherrlichte der Ihren Loose,
Beglückte liebend den Gemahl,
Und trieb, sie selber eine Rose,
Der holden Knospen reiche Zahl.

Und als den Ritter, dessen Grollen
Sie einstmal in den Kerker stiess,
Der tapfre Gatte strafen wollen,
Da hinderte ihr Mitleid dies.

Wie glücklich, wer im Weltgetümmel
Sich lehnt an solchen Zauberstab,
Und wem der gnadenreiche Himmel
So wackere Gefährtin gab! —

— Was soll dies Bild, so hör' ich fragen,
Von Hexennoth und Liebestand,
Was soll's in unsern hellen Tagen
Heraufbeschworen an der Wand?

Meint ihr vom Wahn so frei die Zeiten,
Und pilgertet am Moselstrand?
Und hörtet Märchen rings verbreiten
Vom wunderwirkenden Gewand?

Und seht die Scheiterhaufen schüren,
Worauf die Eintracht man gestellt!
An Rittern auch, die gern verführen,
Fehlt es fürwahr nicht in der Welt!

Und was bedeuten mag Susanne?
O stellt euch doch so einfach nicht!
Ihr kennt die Wahrheit, die im Banne,
Sobald ein freies Wort sie spricht.

Bald muss sie flüchten fort vom Harze
Und findet ein Asyl am Rhein,
Weil sie die Lüge dort, die schwarze,
Bedroht mit Kerker und mit Pein.

Bald muss sie anderwärts entfliehen,
Wo ihrem Zauber man erbebt,
Und in die fremde Ferne ziehen,
Wo sie ihr holdes Haupt erhebt.

Wohl findet sie, die herrlich Schöne,
Bald einen Gatten, fest und stark,
Und schenkt ihm stolze, freie Söhne,
Verherrlichend ringsum die Mark.

Und wo sie wandelt, da gestaltet
Zur Insel der Glückseligen sich
Das Land, von ihrem Geist verwaltet,
Und windet Kränze feierlich.

Und die sie einst hinausgetrieben,
Die sehen, aber ach, zu spät,
Dass als ein Engel, um zu lieben,
Sie durch die Nacht der Erde geht.

O dringe überall die Klarheit
Mit ihrem Segen doch herein,
Und dürfe unbeirrt die Wahrheit
Uns eine deutsche Hausfrau sein!

X.

Der Verfall.

Zweihundert Jahre sind's, da schüttert
Vergänglichkeit an diesem Schloss,
Dach, Mauerwerk und Grund erzittert
Von der Verwüstung Todesstoss.

Hier frisst die Flamme einen Flügel,
Durchwühlend so die heisse Wand,
Bis er auf dem entblössten Hügel
Ein trauerndes Gerippe stand.

Dort starrt, ein unbewohnt Gemäuer,
Der andere ins Land hinaus,
Bis ihn des Krieges wildes Feuer
Rasch wandelte in Schutt und Graus.

Zerfallen, der so stattlich prangte,
Ein Trümmerwerk der stolze Bau,
Der Grosse letztes Denkmal, langte
Die Warte noch empor ins Blau.

Dem Ausblick eine schone Bühne,
Geschicht' und Sage dran gepaart,
So zeichnet herrlich die Ruine
Ins Album sich der Gegenwart.

Steinmauern, die vom schweren Schritte
Der Harnischmänner einst gerauscht,
Jetzt lehnt im Makintosh der Britte
An eurem morschen Bruch und lauscht.

Wo einst der Herold euch gerufen
Des Friedens und der Fehde Wort.
Es sitzt auf grünen Rasenstufen
Der Maler mit dem Griffel dort.

Dereinst besetzt vom Tross der Knappen,
Jetzt habt ihr anderen Besuch:
Sammt, Seide, Liverei und Wappen,
Sporn und Glacee und Schleiertuch.

Dereinst durchtönt vom Wächterhorne,
Vernehmt ihr jetzt von eurem Riff
Auswiehern im verhaltnen Zorne
Das Dampfross seinen grellen Pfiff.

Vormals des Landes Schutz und Schrecken,
Jetzt seine malerische Zier:
Des Alters Riesenglieder strecken
Sich vor der neuen Welt Panier.

Und so ist's gut: kein Neubau trüge
Das Auge mit Vergangenheit
Und trage die getünchte Lüge
Ins Sonnenlicht der jungen Zeit.

Kein Mittelalter, neugeschaffen,
Verderbe hier die Lust des Blicks,
Und zeige uns statt Männern Affen
Und Zwang statt eines freien Glücks.

Kein Gold, an solchen Tand verschwendet,
Gemahne an der Armuth Groll,
Dem solcher Ueberfluss gespendet
Des Auges Thränen trocknen soll.

Kein Spielzeug, hier emporgemauert,
Erinnere die Zeit des Lichts,
Dass ihr um die vergangne trauert,
Zurückgewendeten Gesichts.

Vergangenes lasst sein vergangen,
Ihr zwingt herbei es nimmermehr!
Neu ist die Sonne aufgegangen,
Hell glänzt der neue Tag daher.

Und wenn ihr hinter dunklen Quadern
Dem Tod ein Ehrenfest bestellt:
Das Leben braust in tausend Adern,
Die Ingrimm gegen euch geschwellt.

Das Leben ist die Kraft, die Strömung,
Der heisse Trieb, das gute Recht;
Es hält die Fackel der Beschämung
Ins Aug' dem wankenden Geschlecht.

Es wirft seine Gedankenrosen
Euch frisch auf offnem Markte zu,
Und spricht sein Zürnen und sein Kosen
Verständlich aus im raschen Nu.

Es ehrt Vergangenheit als Amme
Und lässt Erinnrungsblumen blühn.
Doch seiner Liebe volle Flamme
Muss für die eignen Kinder glühn.

Drum zeigt sich mir in holden Lichte
Die Stätte, wo mit Siegerschritt
Natur, nachrückend der Geschichte,
In ihre alten Rechte tritt.

Darum, ein Sohn des neuen Lebens,
Umspäh den Sonnenberg ich gern,
Wo keine Spur des Rückwärtsstrebens
Verdunkelt meinen Hoffnungsstern.

Epheu und Brombeer, Busch und Bäume,
Zertrümmert, was die Zeit zerbrach,
Tags menschenvoll die schönen Räume,
Leuchtkäfer Nachts und Amsel wach.

Des Sonntags lärmt herauf die Schenke,
Durch süssen Aepfelmost belebt,
Doch stört sie nicht, woran ich denke,
Und was in Bildern vor mir schwebt.

Der Zeiten denk' ich, die vergangen,
Der gegenwärtigen doch mehr,
Und färbet Röthe meine Wangen,
Dann schwärm' ich von der Zukunft sehr!

XI.

Ein Denkmal.

Das war vor fünfundzwanzig Jahren,
Da schritt ein Mann des Weges hier,
Fruhalt durch Täuschung und Gefahren. —
Er trug des freien Worts Panier.

Im Herzen tief des Rechtes Name,
Dem Blicke Schwermuth eingeprägt.
Johannes Weitzel war sein Name,
Der sprach zum Freunde zornbewegt

O Fluch des öffentlichen Lebens,
Das meine Seele heimgesucht!
Wo einst ich Blüten sah, vergebens
Spah' jetzt ich nach verheissner Frucht.

Von Vaterland und Glück und Ehre
Träumt' ich für Deutschland meinen Traum,
Indess jetzt Misstraun, die Megäre,
Umschleicht durch seinen öden Raum.

Von Leipzig, als dem blutigen Siegel
Der deutschen Freiheit, schwärmt' ich laut,
Indessen Karlsbad sie als Riegel
Den heissen Trieben vorgebaut.

Jetzt spielen nur noch kindische Alten
Und alte Kinder — Vaterland,
Als Parodie der kraftgestalten,
Die einst das grosse Wort entbrannt.

O Schmerz, dies Deutschland neuzubauen
Aus Vorzeit und aus Fremdenhass,
Und nicht dem Volke zu vertrauen:
Wie ärgert es, wie kränkt es das!

Wohl mocht' es sich in Schmerzen winden
Vor fremdem Ruthenstreich, doch kann's
Stockschläge zärtlicher nicht finden
Von Händen des verwandten Mann's.

Wohl mocht' es für den Ahn sich schlagen,
Doch nimmer darben will es itzt,
Damit sein Enkel voll Behagen
Am Tisch des Ueberflusses sitzt! —

Wie Crösus' Sohn, der stumm geboren,
Der Sprache Gluck durch Schreck gewann,
Als, seinen Vater zu durchbohren,
Das Schwert gezuckt ein Kriegesmann:

So find' auch ich die Worte wieder
Bei meines Vaterlandes Noth,
Und rufe warnend: Nieder, nieder!
Was deutsches Recht und Wort bedroht.

Mich selber machten schlau sie schweigen,
Mich täuschend mit dem Wirkungskreis,
Der sich dem Redner würde zeigen,
Der da zum Volk zu sprechen weiss.

Die Wetter sollten erst sich legen,
Wobei ich half zu ihrem Schutz:
Und nun vorüber ist der Regen,
Ist auch der Schirm nicht länger nutz.

Die alte Posse, Freund! Im Wege
Stand ich mit deutschem Freiheitsdurst;
Da wandten sie das Blatt, und Schläge
Bekam der ehrliche Hanswurst." —

Er sprach's vor fünfundzwanzig Jahren:
Dass aber solcher Klagen jetzt
Auch keine Spur mehr zu gewahren,
Hat man in Kenntniss uns gesetzt.

Doch Ruhe gibt solch wunderlicher
Gesell erst in der Erde, stumm.
Und seit er modert, das ist sicher,
Geht hier kein Weitzel mehr herum.

Er ist verschollen, wie gebührlich
Dem Unzufriedenen es war,
Nur seine Bücher, die, natürlich,
Verschleisst noch mancher Antiquar.

Da, denkt euch nur! erscheint vermessen
Ein Narr, ein Dichter, ein Scribent,
Und setzt dem Mann, Gottlob vergessen!
Ein unbefugtes Monument.

XII.

Die Ruine.

Was freut' ich mich an dieser Stelle,
Auf bunten Pfaden oft besucht;
Was wogte der Gedanken Welle
An dieser Trümmer stille Bucht!

Hier die Terrasse, rund sich schmiegend,
Ein grünumbuschter Ruhesitz,
Von wo der Blick, zur Ferne fliegend,
Von tausend Bildern nimmt Besitz.

Die Warte hochgestreckt, wo doppelt
Das Auge reiche Aernte hält,
Bis das Gebirge, dichtgekoppelt,
Sich wehrend ihm entgegenstellt.

Jetzt diese Seite, wo am Saume,
Von Wald und Bergen hingelenkt,
Der Geist, gewiegt vom schönen Traume,
In Rauhach's Frieden sich versenkt.

Und jener Laute stilles Sehnen,
Dem Herzen ein geweihter Ort,
Um nachzusinnen dem Gesch'nen
Und Bildern zu verleihn das Wort.

Die Sonne, in ihr Dunkel dringend,
Durchschimmert zitternden Smaragd,
Und Finkenpärchen halten singend
In ihren Ranken Liebesjagd.

O dort ist's schön! die Arme schränkend.
Sass ich gar oft in ihrem Kreis,
Viel schönere Gedichte denkend,
Als jemals ich zu singen weiss. —

Ein Morgen war's; ich sah ins Oertchen
Mit heiterm Blick herab und sann.
Da öffnete ein Haus sein Pförtchen.
Zwei kleine Mädchen kamen dann.

Mit Blumensträusschen in den Händen
Begaben sie sich auf den Pfad,
Wo den Spazierenden sie fanden,
Der sich dem Sonnenberge naht.

Da sahn sie mich an der Ruine,
Und lenkten dahin ihren Lauf,
Und boten mir mit zager Miene
Von ihren Blumen nn zum Kauf.

So lieblich waren sie, die Kleinen,
Selbst Unschuldsblumen, zart und rein,
Doch statt des Frohsinns schien das Weinen
Der blauen Aeuglein Gast zu sein.

Ich nahm, doch durch die Seele gingen
Gedanken düster mir und herb:
Was mag die armen Kinder zwingen
Zu solchem müssigen Erwerb?

Ich fragte: Antwort gab die Grösste:
Ach lieber Herr, wir sind verwaist,
Die Mutter krank, dass Gott sie tröste,
Seit Jahren krank an Leib und Geist.

Die ältre Schwester ging nach Londen
Und bietet Fliegenwedel aus;
Mich trifft dies Loos nach wenig Monden,
Dann ist die Kleine nur zu Haus! —

Das traf mein Herz! Nach jenem Lande
Die deutschen Kinder, schön und gut!
Gestossen in den Pfuhl der Schande,
Gebrandmarkt bald zur Lasterbrut!

Ein schwaches Rohr im Sündensturme,
Verkauft um einen Bissen Brod,
Und dann zertreten, gleich dem Wurme,
Und wohl geschändet noch im Tod!

Ich gab — o wär' ich reich! — mein Baares
Und sagte: Kinder, seid getrost!
Viel liegt im Umschwung eines Jahres,
Der Armuth Wetter auch verlost.

Der fürsorgt für des Sperlings Futter,
Wacht über Alle, die gekränkt;
Es hat das Land jetzt eine Mutter,
Die ihrer Kinder gern gedenkt.

Was Männerblicken leicht entgangen,
Die Frau, die Fürstin wird es sehn:
Ihr sollt mit Besen und mit Wangen
Nicht mehr nach England handeln gehn!

Das Pärchen ging, die Blumen blieben,
Ich sah mit stiller Wehmuth nach;
Zu beten fühlt' ich mich getrieben:
O dass ich Trost und — Wahrheit sprach. —

Und eines Abends war's; dort oben
Sass in der Laube ich allein,
Der Nachtigallen Kehlen hoben
Den Wirbel an im Mondenschein.

Leuchtkäfer flogen sacht, die Grille
Liess ab von ihrem heisren Lied,
Des Sommerabends Feierstille
Durchathmete rings das Gebiet.

Da knistert's berghinauf im Sande,
Gestreiftes Aestwerk rauscht empor,
Dann tritt ein junger Mann am Rande
Des Felsenabhangs rasch hervor.

Blass wie im Tod die finstern Züge,
Die Hände wie geballt vom Krampf,
Jetzt sinken seines Knies Büge,
Er betet wohl mit inn'rem Kampf.

Dann springt er auf mit Flammenblicken,
Die Feuerwaffe in der Hand,
Die will er vor die Stirne drücken,
Als mächtig ihn mein Arm umspannt.

Ein Ringen — und es ist gelungen,
Mein nun das tödtliche Geschoss,
Und neu ins Leben heimgezwungen
Ist der verzweifelnde Genoss.

Was ihm vertraut und was sein Habe,
Verschlungen hat es das Hazard,
Der Tisch, davon zum Bettelstabe
Schon mancher Span gebrochen ward.

Das Spiel, der Drache, der, ummauert
Von Säulenzier und Marmorpracht,
Auf blinde Menschenhabgier lauert
Und hinter Haufen Goldes wacht.

Das Spiel, die lockende Hetäre,
Die Schande treibt auf offnem Platz,
Bedrohend frech des Bürgers Ehre
Und des Gewissens heil'gen Schatz.

Der Dieb, der um die Steuerzetteln,
Die man ihm zu am Thore warf,
Durch Gaunerei die Stadt erst betteln
Und dann verzweifeln machen darf.

Wer hört den Schrei aus tiefem Grimme,
Der, eine Furie, nach ihm zog,
Und wer der armen Opfer Stimme,
Die er um Gut und Leben trog!

O lenkte Einer je die Waffe,
Statt auf sich selbst, frei in den Saal,
Und schösse mitten im Gegaffe
Todt den Croupier, der ihn bestahl!

Die Kugel, auf die Scheibe rollend,
Wo eines Lebens Nummer stand,
Wird das Gesetz sie ahnden wollen,
Das fast sie selbst geführt, die Hand?

Vielleicht dies Blut, so grell vergossen,
Auslöschen würd' es den Vertrag,
Der, widerstrebend abgeschlossen,
Ein Fürstenherz nur kränken mag.

Mein Spieler lag in meinen Armen,
Ich predigte ihm Trost und Kraft:
Was er bedurfte, das Erbarmen
Der Freunde hat's herbeigeschafft.

Er schied von uns mit heisser Thräne:
Gott segne seinen Erdenlauf!
Ein Angedenken jener Scene,
Bewahr' das Terzerol ich auf.

Und nun mit jenem welken Strausse
Und diesem rostigen Geschoss
Tritt, Muse, aus dem niedern Hause
Und zeige dich im Herzogsschloss.

Die Blumen, Unschuldstalismane,
Bring' in der schönen Fürstin Saal,
Und weil die Waffe ziemt dem Manne,
Leg' dies Pistol vor den Gemahl.

Kein Wort, kein Bitten und kein Klagen:
Beredte Zeichen selber sie:
Nie, wo zwei edle Herzen schlagen,
Vergisst und übersieht man die!

Dann magst du scheidend dich verbeugen,
Und sei's in Güte dir gedacht,
Dass du die kleinen stummen Zeugen
Vom Sonnenberge hergebracht.

* * *

— Ich sang es in des Herbstes Golde:
Da kam des Winters strenge Noth
Und überzog so vieles Holde
Mit Schmerz, Erstarrung und mit Tod.

Auch Sie, die schöne Fürstenrose,
Erst kurz und jubelnd hier gepflegt,
Erlag dem dunklen Schauerloose:
Noch stehen Alle leidbewegt.

Ein Herz, woran das reiche Hoffen,
Woran die Liebe sich gerankt,
Das milder Huld und Güte offen,
So früh dem Grabe zugewankt!

Mehr, als der Glanz von Perl' und Steinen,
Ziert Dich die edle Thräne, Fürst,
Die nachgeweinet Du der Reinen
Und oft Ihr noch nachweinen wirst.

O dass mein Wort, das die Verklärte
Um Rettung hier und Segen bat,
Dein mildes Fürstenherz gewährte,
Als Erbe ihrer Gnadensaat!

Zwei Bitten, ehmals für zwei Herzen,
Jetzt für Ein grosses nur bestimmt,
Das seines Volkes Glück und Schmerzen
Als treues Vaterherz vernimmt.

O winke sie hinweg die Mängel,
Dann hörest Deutschland jauchzen Du,
Und oben nickt ein schöner Engel
Dir seinen Liebessegen zu!

Anmerkungen.

Einer der reizendsten Punkte in den schönen Umgebungen **Wiesbadens** ist der **Sonnenberg**; im Sommer ein wahrer Wallfahrtsort der Spaziergänger, der Einwohner Wiesbadens wie der Kurfremden. An der einladenden **Dietenmühle** vorüber, im freundlichen Thale auf anmuthig grünschattigen Wegen weiter hinauf wandelnd, erblickt man das schön gruppirte Dörfchen und über ihm die pittoresken Ruinen der Burg. Der Ausblick von oben ist herrlich; die Gesellschaft, die stets wechselnd und wiederkehrend da hinaufpilgert, ist eine so anziehende Staffage der Landschaft; der Boden selbst, auf dem man steht, die ehrwürdigen Mauerreste, die uns überragen, alles das, in ein historisches Helldunkel gehüllt und der Phantasie viel freien Spielraum gewährend, ist so interessant und auffordernd, — dass man es begreiflich finden wird, wie ein Dichter solchen Anregungen nicht zu widerstehen vermochte. Was sich von Historischem und Sagenhaftem poetisch und meiner Individualität zusagend an den Ort knüpfen liess, den die herrliche Natur für die Gegenwart so fesselnd macht, das enthalten die vorstehenden Blätter, welche zugleich ein inniger Dank sein sollen für die mir in

Wiesbaden so vielseitig zu Theil gewordene liebevolle Aufnahme; wer liebt es nicht, offen und dankend auszusprechen, wo er sich gern befand?

Weit entfernt von der Eitelkeit, dieses Büchlein werde um seiner selbst willen eine freundliche Aufnahme finden, glaube ich vielmehr, dass es von Manchen als ein Auskunfts- oder Gedenkbuch an den reizenden, vielbesuchten Ort mitgenommen werden durfte. Darum die nachfolgenden topographischen und historischen Notizen. Die ersteren sind aus **J. P. Zimmerman's** „Wiesbaden mit seinen Umgebungen" entlehnt; ich danke dem Verfasser nicht nur die Genehmigung dieser Mittheilungen, sondern seiner freundlichen Willfährigkeit, als Sekretär an der öffentlichen Bibliothek Wiesbadens, auch weitere Notizen und Materialien, die mir sehr zu Statten kamen. Das historische Beiwerk, welches ich als Anmerkungen an den poetischen Text reihte, rührt zum Theil aus **G. A. Schenk's** „Geschicht-Beschreibung der Stadt Wiesbaden", Frankfurt 1758, und aus dem fleissig zusammengestellten geschichtlichen Umrisse: „Sonnenberg, Burg und Thal" von **C. P. Vogel**, Decan in Hirberg, von dem soeben eine höchst beachtenswerthe „Beschreibung des Herzogthums Nassau" erschienen ist.

In einem von steilen Abhängen umgebenen Grunde liegt das **Dörfchen Sonnenberg** malerisch versteckt; die Ruinen des alten **Schlosses** aber erheben sich kühn auf einem verwitterten Talkschieferfelsen. Bequeme Wege führen auf seine Höhe, von wo eine überraschende Aussicht für die kleine Mühe lohnt. Südlich erblickt man durch die Bergschlucht den

Rhein, die Fluren der Pfalz und den in bläulicher Ferne sich erhebenden Donnersberg; nördlich windet sich das Thal durch waldbewachsene Hügel, über denen das Kapellchen von **Hambach** und der wellenförmige Taunusrücken den Hintergrund schliessen.

Der Sage nach soll in uralten Zeiten ein heidnischer Sonnentempel und später die Burg eines Alemannenfürsten hier gestanden und dem Orte den Namen gegeben haben. Gewisser ist es, dass schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts in diesem einsamen romantischen Erdwinkel, nach dem gängigen Ausdrucke jener Zeit, ein **Haus** (in diesem Sinne mit Burg gleichbedeutend) aufgeschlagen war. Als kurmainzisches Lehen kam die Burg an die Grafen von **Nassau**, und während der häufigen Fehden mit den Dynasten von **Eppstein** wurde sie von ihnen, besonders aber von Kaiser **Adolph von Nassau**, erweitert und mehr befestigt. Im dreissigjährigen Kriege verwüsteten die Schweden einen Theil des Schlosses, welches kaiserliche Besatzung eingenommen hatte, und in den verheerenden französisch-deutschen Kriegen, am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, wurde auch der andere Theil zur Ruine.

Noch jetzt zeigt das Schloss in seinen Ueberbleibseln die frühere Grösse und Bedeutenheit. Der Burgthurm, die Kapelle, die Ringmauern, auch mehrere Thorthürme haben vorzüglich der Zeit und der Zerstörung getrotzt, und noch kann man sich leicht in die ursprüngliche Oertlichkeit hineinfinden. Dicht neben dem Thurme, auf der Seite nach dem Steinbruche zu, scheint ein grösseres Gemach, vielleicht der Rittersaal, gestanden zu haben; noch gewahrt man dort die Spuren zweier Kamine in den dicken Mauern. Weiter unten schlossen sich die Wohngebäude an, wo die Zimmerabtheilungen deutlich zu

unterscheiden sind; einige Vertiefungen in den Wänden hatten wohl die Bestimmungen als Schränke. Der übrige Theil in der Tiefe war zu Höfen und Stallungen benutzt.

Einen herrlichen Anblick gewahren die Ruinen und das Dorfchen mit seinen Umgebungen von der hochsten Terrasse des **Schulzischen** Gartens. —

Wie die Burg selbst einst zum Schutz und Schirm des Landes diente, so gewahrt ihre malerisch schone Ruine jetzt Erholung und Vergnügen. Zur Sommerszeit wird sie täglich von vielen Einheimischen und Fremden besucht. Gut angelegte Spazierwege fuhren vom Kursaal aus an einem schlängelnden Erlenbache vorüber und allmählich zu ihrer Höhe hinauf. Sie ist überall zugängig gemacht, und selbst die hohe **Warte** kann wieder bequem erstiegen und die reizende Aussicht von hier aus genossen werden. Ueberall sind Terrassen, Ruhesitze von Baumästen und vor der Sonnenhitze schutzende Lauben angelegt. Und so treibt jetzt, wo einst geharnischte Ritter hauseten, sich ein munteres Kurpublikum herum.

Deutsche Urzeit (II).

Etwa 100 Jahre vor Christo. Die Ubier, ein kleiner germanischer Volksstamm, bewohnten in diesen früheren Zeiten die hiesige Gegend; die Grenzen ihres Gebietes waren nordlich die Lahn, südlich der Main und die Mundung der Nidda, westlich der Rhein und ostlich die Eder. Der Name Ubier (altgermanisch bezeichnet Uwer, Ueber und Ower die

Ufer, so wie Owe und Oba eine niedere Flussgegend oder Aue) mag von der Lage ihrer Wohnstellen abzuleiten sein. Vogt nennt sie daher auch Hüberer im Gegensatze der Drüberer oder Trevirer. In mündlichen Ueberlieferungen und in dem Gedächtnisse der Barden lag die Geschichte ihrer Thaten und Schicksale, die mit jenen Sängern allmählich verhallte. Zur Zeit des Julius Cäsar, also etwa 70 J. v. Ch., war die Selbständigkeit der Ubier schon verloren, da die Sueven (ein mächtiger Volksstamm, nordlich an das ubische Gebiet grenzend) sie nach langem Widerstande bereits überwunden und zinsbar gemacht.

Die Sage, dass ein allemannischer oder vielmehr fränkischer König Namens **Sunno** der Burg Sonnenberg das Dasein und den Namen gegeben, gehört unter die Dichtungen. Dass aber der Burgberg in der dunkeln Vorzeit des Naturdienstes eine religiöse Bestimmung gehabt, und davon, dass er der Sonnengottin geweiht, seinen Namen führe, ist nicht unwahrscheinlich. S. *Schenck Memorab. urbis Wisbadenae* I. 41.

Der Schloßbau (IV).

Seit dem zehnten Jahrhunderte erscheinen die Ahnen des Hauses Nassau in der „Königeshundrete" mit der höchsten richterlichen Würde, als Gaugrafen, bekleidet, später auch Lehenträger und Erben der königlichen Güter, die Herren von Eppstein wurden ihre Vasallen. So kam die Gegend nach **Walram** I. Tode im Jahre 1198 als väterliches Erbe an den

Grafen **Heinrich** II. oder **Reichen** (den gemeinsamen Stammvater der beiden noch jetzt fortblühenden Nassauischen Hauptlinien) und an seinen Bruder **Ruprecht** (Rupert) IV., welcher letztere sich in einem Kreuzzug in das gelobte Land unter Kaiser Friedrich I. sehr hervorgethan.

Die allgemein verbreitete Unsicherheit und die dauernden Fehden, in welchen die Herren von Eppstein denen meist feindlich gegenüber standen, — weil es diesen lästig war, ihren Theil der Königshundrete erst von Nassau zu Lehen zu empfangen —, veranlasste die beiden Brüder, ihrem Landesdistricte nach dieser Seite hin eine schützende Burg zu geben. So begannen sie im Anfang ihrer Regierungszeit in dem angenehmen Wiesenthale, das sich von Rambach nach Wiesbaden schlängelt, auf dem Vorsprunge eines Berges (ein talkartiger Schieferfels, der der Sonnenberg hiess) eine Burg zu gründen, der sie den Namen des Berges, der sie trug, beilegten. Der am Fusse der Burg liegende Ort gleiches Namens entstand erst viel später.

Adolph und Imagina (V).

Diese Romanze spielt etwa im Jahre 1293. Eine alte Volkssage bezeichnet den deutschen König Adolph von Nassau als den Erbauer des Sonnenbergs und der Burg Adolphseck. Letztere unweit von Schwalbach, in dem schönen Aarthal romantisch gelegen, ziert einen ziemlich hohen, abgerundeten Felsen, in welchen der Schlossgraben mit vieler Mühe eingehauen ist, und zeigt sich jetzt dem Auge bis auf wenige

Mauerreste verfallen. — Adolph hatte mehrere Jahre vor seiner Erhebung auf den königlichen Thron eine heftige Fehde mit Gottfried von Eppenstein, in welcher dieser einige Zeit die Oberhand hatte und die Stadt Wiesbaden, wahrscheinlich also auch den Sonnenberg zerstörte. So gewinnt die Sage historischen Grund, dass Adolph die Burg Sonnenberg nach ihrer Zerstörung von Neuem wieder aufgebaut, mehr befestigt und erweitert hat.

Der treue Burgmann (VI).

Im Jahre 1299. Auch hier wurden gleich nach Erbauung der Burg, wie anderwärts, Familien aus dem niederen Adel von den Grafen zu Erbburgmännern bestellt. Der Burgmannseid fesselte sie an die Burgherren, die Burghut war ihr Geschäft. Die älteste Familie, welche hier in dieser Eigenschaft vorkommt, ist die, welche von der Burg selbst den Namen führt, nämlich die von Sonnenberg, ein Zweig des altadeligen Stammes von Eichenstein (Idstein) und von dort aus hierher verpflanzt. Ludwig von Sonnenberg erscheint als Marschall des deutschen Königs Adolph. — Die historischen Thatsachen, welche Adolphs Fall und Tod herbeiführten, sind zu bekannt, um sie hier weiter zu berühren. Denkwürdig ist es, dass Adolphs bitterster Gegner, Gerhard, Erzbischof von Mainz, beim Anblick des in der Schlacht bei Gellheim getödteten Kaisers unter Thränen ausrief und frei bekannte: *eor validissimum & probissimum perüsse.* Der entseelte Leichnam wurde eine Zeitlang in dem Kloster „Rosenthal" unweit

Worms beigesetzt, bis ihn Kaiser Heinrich nach Speyer (1309) bringen liess.

Mönch und Ritter (VII).

Graf Gerlach, der ältere Sohn des Königs Adolph, hatte aus seiner ersten Ehe mit Agnes zwei Söhne, Adolph und Johann. Als er sich im Jahre 1337 zum anderenmale mit Irmgard von Hohenlohe vermählte, bewilthumte er diese auf die Burg Sonnenberg, wo er (nach Abtretung seiner Herrschaft an die Söhne erster Ehe im J. 1346) den Rest seiner Tage verbrachte. Irmgard gebar ihm auch zwei Söhne, Craft und Ruprecht, deren letzterer dem geistlichen Stande gewidmet war. Sie hegte eine besondere Vorliebe für den Ort Sonnenberg, dessen Emporkommen und Verschönerung sie besonders durch ein Stadtprivilegium beförderte, welches sie bei Kaiser Carl IV. dafür erwirkte. Es wurde am 29. Juli 1351 von Prag aus ertheilt, und erlaubte, den Ort mit Mauern und Gräben zu umgeben und zu befestigen, einen Schöffenstuhl daselbst zu errichten, dem selbst der Blutbann mit seinen Zeichen, Stock und Galgen, verliehen wurde, und einen Wochenmarkt anzulegen. (Siehe die förmliche Urkunde in Dekan C. D. Vogel's „Sonnenberg" S. 42. 43: „alle recht gewonheyt gnade freiheyt als vnser lieben getreuen burger zu Mentz und Franckfurt und in andern vnsern und des riches Stetten"). Aus Liebe zu ihren Söhnen, die von der Erbfolge ausgeschlossen waren, bot Gräfin Irmgard Alles auf, um für diese eine Abfindung an Land und Leuten zu bewirken, und brachte ihnen ihr eigenes Wittthum zum Opfer, welches ihnen am 4. Juli 1355

als besondere Herrschaft zugetheilt wurde. Craft scheint bald darauf unvermählt gestorben zu sein, und Ruprecht, aus dem Kloster in die Welt zurückgekehrt, verheirathete sich 1362 mit Anna, des Grafen Johann von Nassau-Hadamar Tochter. Sein ganzes Leben war kriegerischen Unternehmungen gewidmet, daher sein Beiname „der Streitbare". Im Jahre 1384 liess er die Burgkapelle einrichten und starb nach einer funfunddreissigjährigen Regierungszeit im J. 1390.

Der Jude (VIII).

Die Verfolgungen der Juden in den rheinischen Landen kommen häufig vor, und im Jahre 1336, wie später um 1445 und noch im J. 1620 blieben die nassauischen Lande darin nicht zurück. Der Inhalt der vorliegenden Romanze bezieht sich auf die mittlere Jahrszahl und eine Thatsache, welche Dieffenbach in seinem *Judaeus convertendus* anführt: dass die Juden zu Mainz den gelehrten und bekehrten Rabbi Samuel in einem jenseitigen Wahle durch einen Mörder, dem sie 400 Thaler gegeben, haben ermorden lassen, worauf funfzig Juden gerichtet worden sind. — Um den Beschuldigungen, so gegen die Juden damals vorgebracht wurden, auch im Tone und in der Art treu zu bleiben, habe ich diese aus Eisenmenger's berüchtigtem Buche „das entdeckte Judenthum" geholt. Dort heisst es an verschiedenen Stellen: In Alexandria im J. 418 haben die Juden die Christenkirchen in Brand gesteckt und die Löschenden gemordet; im J. 1321 in Frankreich durch Aussätzige

die Brunnen vergiftet; 1394 zu Meiningen die Christen in der Kirche überfallen; Kindermorde unter den Christen begingen sie in Arragonien im J. 1250, in München 1282, in Prag 1305 u. s. w. Die Christen nennen sie Bösewichter, *reschoim*; das *col-nidre*-Gebet entbinde die Juden von allen Eiden; der Christ sei dem Juden kein Nächster; sie lehren: „gegen den Reinen bist du rein, gegen den Verkehrten verkehrt," ferner: „man wird die Missethat Israel's suchen, aber es wird keine sein." Jeremia 50. V. 20. u. dgl.

Die Hexe (IX).

Um den sogenannten Zaubereikünsten, welche durch den Krieg gar stark in Gang gekommen, bestmöglichst abzuhelfen (so drückt sich äusserst naiv Schenck in seinem „Wissbaden" 1758 aus), wurde in Idstein ein eigenes Gericht angeordnet, und von solchem diese unselige Sache gründlich untersucht, auch über die schuldig Befundenen das Feuer oder das sogenannte Hexenbrennen verhängt. Es ist diese Sache in dem Nassau-Idstein- und Wissbadischen Landen von einem sehr weisen und dabei sehr christlichen Herrn (wie der damalige Landesherr Graf Johannes, laut allen Berichten, gewesen ist) unternommen worden, und also auch von demselben nur sehr verständigen und gewissenhaften Richtern anvertraut worden. Demungeachtet aber kann es dennoch gar wohl geschehen sein, dass manchmal aus menschlichem Versehen allerlei Fehler von diesen Richtern begangen und Mancher ohne hinlängliche Ursache durch Gottes unerforschliche Zulassung (!)

als ein Zauberei-Schuldiger ist hingerichtet worden; wie solches Beginnen auch verschiedene merkwürdige Tragödien erregt hat.

Die „hohe Kanzel" ist ein Berg, südwestlich von Idstein gelegen; unweit davon, auf dem Kellerskopf, entspringt der Salzbach, der sich nach Sonnenberg und Wiesbaden herabschlängelt.

Der Verfall (X).

Ein Nassauischer Bericht an den Mainzer Lehnshof von 1674 sagt: „Das alte Schloss Sonnenberg ist mehrentheils ruinirt" (seit 1611 unbewohnt und unbewohnbar), „insonderheit aber, als im vorigen Kriegswesen die Herrschaft Wiesbaden Chur Mainz inne gehabt, hat der damalige Churmainzische Rentmeister das Holz aus obigem Schloss theils aushauen und ein Haus unten in dem Flecken nächst daran bauen lassen, so itzo auch vor einem Jahr durch die Ahirten in Brand gesteckt worden; Übriges an bemeldetem Schloss haben die Soldaten und Unterthanen in Abwesenheit der Herrschaft ruinirt."

Ein Denkmal (XI).

Der jüngste Vergangenheit habe in diesen Blättern auch der Dichter Johannes Weitzel, geboren zu Johannisberg den 24. October 1772, gestorben als

herzoglicher Hofrath und Bibliothekar zu Wiesbaden am 10. Januar 1837, ist einer der Männer, auf deren Besitz Nassau mit Recht stolz sein durfte. Als Mann des Fortschrittes und der Reformen wurde er besonders durch Herausgabe seiner freisinnigen „Rheinischen Blätter" eine politische Notabilität, auf welche sogar Hardenberg seine volle Aufmerksamkeit richtete. Der Minister bot ihm eine Uebersiedelung nach den preussischen Rheinlanden an, wo er sein Journal unter neuem Titel und mit Berücksichtigung Preussens, ja sogar censurfrei fortsetzen sollte. Die „Rheinischen Blätter" hatten zu diesem Ende aufgehört, um sich auf ihre neue Folge würdig vorzubereiten, da kamen die Karlsbader Beschlüsse und der hochgesinnte Minister stiess mit seinem Weitzelschen Projecte auf so vielerlei Schwierigkeiten, dass der Publicist vergessen werden musste. W. gerieth dadurch in Verlegenheit für seine Existenz, aus welcher ihn die Gnade seines Herzogs rettete. Sein früheres Leben hat W. selbst in seinen „Denkwürdigkeiten" geschildert; über die oben angedeutete spätere Periode gibt Dorow's „Erlebtes aus den Jahren 1813 — 1820" mannigfaltigen Aufschluss durch Mittheilung der darauf bezüglichen Briefe. Aus diesen, insofern sie von W. selbst herrühren, mögen folgende Stellen hier ausgezogen werden, welche zur Beleuchtung des Mannes und zur Darlegung der Gründe, sein Andenken zu feiern, beitragen mögen.

„Darum gibt es auch etwas Grösseres und Heiligeres, als den Staat, nämlich Das, warum er selbst da ist, damit er es bewahre und erhalte: den Menschen, seine Rechte und seine Würde." — „Wie ist es im Sommer etwas warm geworden, und wo ich Blatter sah, suche ich vergebens die verheissene Frucht. Hätte ich nie ein öffentliches Leben gehabt, dann wäre ich mit meinen kleinen Wünschen wohl

leichter zu befriedigen; aber da denke ich mir ein Vaterland, eine Nation, Nationalehre und Nationalglück, und gehe in dem verwaisten Hause durch die hohlen Gänge, wo Mistrauen und böser Anschlag im Verborgenen lauern und höchstens einige alte Kinder und kindische Alten Vaterlandchens spielen, um das Grosse in der Ernst des Menschen und der Geschichte zu parodiren. Jetzt ist mir's manchmal, als müsste ich das Schweigen brechen .... Doch was würde auch alles Reden helfen? Aus Judenvolk würde schwerlich ein Mosen, auch arbeit in der Wüste, etwas Tüchtiges erziehen." — „Die Ereignisse sind ausserst wichtig und folgereich. Alles hat die Staatsklugheit, wie seit dreissig Jahren, vorausgesehen, nur nicht, was geschehen musste, zum Theil geschehen ist und noch geschehen wird. Wenn unsere Fursten, von denen doch viele wirklich gut sind, das Volk kennten und ihre Zeit." — „Mein erster Band (Sammlung zerstreuter Schriften) ist nun fertig und wird bald in die Welt gehen. Ziehe hin, trotziger Junge, du wirst dir auch mehr Feinde als Freunde machen, und mehr Kummer als Vergnugen finden. Es ist ein Glück für dich, dass du, wie dein Vater, viel ertragen kannst, dich den Teufel um die dummen und boshaften Teufel schierst." — „So toll auch die Kirchweihmusik sein mag, ein gutes Pfarrkind übernimmt dabei eine Stimme, wenn sie auch selten gehört wird." — „Man soll mich allenthalben entbehren können, das lasse ich mir gefallen, aber an keinem Orte soll man mich verächtlich finden; das ist meine Sorge." — „Das Spiel war eine lustige Posse, in der ich als ehrlicher Hanswurst Prügel bekam. Einmal ist es den Herren Ernst gewesen, da die Rheinischen Blatter noch im Gange waren. Diesen hat es gegolten; sie sollten gewonnen werden, da sie nicht unterdrückt werden konnten. Kaum hatten die Karlsbader Conferenzen der Sache

ein anständiges Ende gemacht, als man auch eine andere Sprache führte. Es hat ja zu regnen aufgehört, warum sollte man den lästigen Schirm nicht in eine Ecke stellen? So ist's, und ich beklage mich nicht darüber. Ich bin nur einfältig zutraulich, aus lauter Achtung und Ergebenheit furchtsam gewesen." — „Ueber dem Nationalen aber steht das Menschliche, wie der Mensch denn in dem Bürger erst vollendet werden soll und dieser nur das Schutz- und Bildungsmittel von jenem ist. Auch kann das Nationale, Bürgerliche und Vaterländische nur Entwicklung und Steigerung des Menschlichen sein, dieses die Blüthe, von welcher jenes die Frucht. Ohne Familie, Haus und Boden, ohne Vater, Mutter und Kind kein Vaterland. Ohne Liebe des Nächsten und Bekannten auch weniger Liebe des Fernen und Fremden. Tüchtige Menschen geben tüchtige Bürger. So ruhet auch auf dem Gemeindewesen das Staatswesen, die Staatsverfassung auf der Gemeindeverfassung, wenn der Staat fest stehen soll, wie die Pyramide auf ihrer breiten Grundfläche, nicht auf der schmalen Spitze. Auf diese kann sie allerdings künstlich gestellt werden, auf jener aber steht sie natürlich selbst. Der Instinkt des Volkes führt auch hier sicherer, als die Weisheit seiner Gelehrten. Diese wollten das Deutschthum auf Fremdenhass und auf die Geschichte der Vorzeit gründen; der Bürger aber greift nach dem Nächsten und Einfachsten und konnte Stockschläge aus verwandter Hand nicht zärtlicher finden, als Ruthenstreiche aus der fremden, und dem wackeren Ahnherrn zu Liebe, den er vertheidigt hatte, nicht darben und leiden, um den müssigen Enkel im behaglichen Ueberfluss zu füttern." —

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

Geschichten
aus und nach dem Leben.

Von

E. Dräxler-Manfred.

Stuttgart.
Carl Mäcken, Verlagsbuchhandlung.
1853.

Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Die Erbschaft	1
Der Fuchs in seinem Bau	83
Die kleine Königin	161
Ein Fehltritt	295

Die Erbschaft.

Staats-Bibliothek
München

Es war fast neun Uhr Abends im Juli; der letzte Tagesschimmer lag mit seinem zweifelhaften Dämmerlicht auf den starkbelebten geräuschvollen Straßen Wiens und war aus den engeren Gäßchen, die von hohen Gebäuden beherrscht sind, schon gewichen; ein junger Mann, in einen kurzen enganliegenden Ueberrock bis an die Cravate eingeknöpft, mit weißen Pantalons und einem blonden Barte, der ihm ein militärisches Ansehn verlieh, war im Begriffe, vom hintern Petersplatze kommend und nach der Goldschmiedsgasse hinüberwendend, in eine Putzwaarenhandlung einzutreten, welche dicht am Ausgange des Schlossergäßchens liegend, den Schild „Zur künstlichen Blume" und den Namen der Eigenthümerin Katharina Radelmayer in goldener Schrift präsentirte. Es ist dieß eine Stelle mitten in der Stadt, wo man sich weder über Geräumigkeit noch über große Helle zu beklagen hat. Zur Zeit, von welcher hier die Rede ist, litt Wien im Sommer wohl zuweilen an Wasser Noth; es befremdet also nicht, zu so später Stunde einen Wasserfuhrmann in der Goldschmiedsgasse halten zu sehen; — in dem Augenblick, als unser junge Mann sich zwischen

Karren und Mauer vorüberrückte, trabte ein raſcher Fiaker durch die Straße und ſtieß in der engen Paſſage ein wenig an das Waſſerfaß, daß die Flüſſigkeit in überſprudelnde Bewegung kam und das weiße Pantalon des jungen Herrn mit einem reichlichen Guſſe tränkte. Dieſer, wüthend über das unwillkommene Fußbad, wollte ſchon die Reitgerte erheben, womit ſeine Hand bewaffnet war, um einen Unſchuldigen ſeinen Zorn fühlen zu laſſen, als der Waſſerfuhrmann, der eben zu ſpät gekommen war, um ſeinen Karren bei Seite zu ſchieben, mit höflicher Verbeugung und mit pfiffigem Geſichte zu ihm ſagte: Ich bitte um Verzeihung, Herr Offizier! Bei dieſen Worten legte ſich der Groll des jungen Mannes, und ein ſelbſtgefälliges Lächeln machte die Spitzen ſeines Bärtchens emporſteigen.

Ich rede von einer Zeit, die etwa fünfundzwanzig Jahre hinter uns liegt, und wo es allenthalben, namentlich aber in Oeſtreich, junge Leute gab, die in Gang, Geberden und äußeren Zuthaten den Militär affectirten; die mitten im tiefen und vorausſichtlich langen Frieden auf ungefährliche Weiſe Krieg ſpielen und ſich durch eine eigene Art von Zierbengelei dafür ſchadlos halten wollten, daß ſie um zehn Jahre zu ſpät das Licht der Welt erblickt hatten, um etwas Ehrenvolleres treiben zu können. Die Aſpiranten des Handelsſtandes, die jungen Kaufmannsdiener, trugen die ſchönſten Schnurrbärtchen und die längſten Sporen; man wußte das, betrachtete es als Mode und lachte darüber; die jungen Pflaſtertreter ſelbſt aber konnten in keine größere Verlegenheit gerathen, als wenn ſie irgendwo mit wirklichen Offizieren in Civilkleidern, für welche ſie doch ſo gerne gehalten ſein wollten, zuſammen trafen.

Der junge Franz Scheiner, deſſen Unfall im Zeichen des Waſſermanns oben erzählt wurde, gehörte zu dieſer zierlichen Corporation; er war, mit trockenen Worten bezeichnet, Gehilfe in einer Modewaarenhandlung auf dem Graben. Die Worte „Herr Offizier“ ſchlugen wie Muſik an ſein Ohr und weit entfernt, mit dem Waſſermann einen Streit anzufangen, deſſen Ausgang ohnedieß ſehr zweifelhaft geweſen wäre, näherte er ſich demſelben, legte vertraulich die Hand auf ſeine Schulter und ſagte: ‚Mein großes Unglück das; in deinem Faſſe war eben Sturm: du kannſt ja nichts dafür!

Nein, Herr Offizier, antwortete dieſer, ich nicht; dieſer Flegel von Fiaker . . .

Gut, gut, meinte Franz, und langte mit der Rechten in die Seitentaſche des Pantalons, eine Bewegung, die zur rechten Stelle gemacht, den Gegenüberſtehenden immer mit Hoffnung auf Belohnung erfüllt; wir wollen nicht mehr davon reden, du ſollſt mir jetzt einen Dienſt erweiſen. Geh dort drüben hinein, in den Putzladen, dort zur „künſtlichen Blume“. Drinnen wirſt du ein hübſches junges Mädchen ſehen, und wirſt mir ſagen, ob ſie allein iſt, oder ob im Hintergrunde des Ladens, wo das Fenſter in den Hof geht, eine Frau von etwa vierzig Jahren mit der Brille auf der Naſe in einem alten Buche lieſt. So, jetzt geh.

Während Franz, ſein Sacktuch in Händen, die Spuren der Ueberſchwemmung beſeitigte und einen Seufzer über den erloſchenen Schimmer ſeiner Stiefel ausſtieß, beſorgte der Mann ſeinen Auftrag ganz geſchickt, kehrte mit der Nachricht zurück, daß das junge Fräulein allein ſei, wurde von

dem Wartenden mit einem neuen Zwanzigkreuzerstücke beschenkt, und dieser hüpfte nun mit dem Feuer und mit der Gewandtheit auf den Putzmacherladen zu, wie etwa ein junger Husarenrittmeister mit seiner Escadron auf ein Infanteriecarré lospirenzt. Wäre das Schicksal gerecht gewesen, so hätte es Franzen um zehn Jahre früher zur Welt gefördert und statt zum Gemmis zum Militär gemacht. Er war muthig, hatte eine gewisse noble Gesinnung, einen liebenswürdigen Leichtsinn, war gewandt in allen körperlichen Uebungen, führte das Rapier gut, saß elegant zu Pferde, holte jeden Stein vom Grunde der Schwimmschule herauf, es gab wenige Gesichter, die der Schnurrbart besser schmückte, — und aller dieser Eigenschaften, um nicht zu sagen Vorzüge, war Franz sich wohl bewußt, ohne sie jedoch mit eitler Geckenhaftigkeit zur Schau zu tragen. Aber ein großer Fehler breitete sich wie ein Flecken über die sonstigen Verdienste des jungen Mannes: wenn er nämlich nicht verliebt war, so wußte er, der täglich das Haben und Sollen ins Gleichgewicht bringen mußte, mit seinem Einkommen durchaus nicht auszukommen und verzettelte es für hundert unnütze Dinge, daher dann Nothwendiges unbezahlt blieb und lästige Gläubiger herbeizog. Wir wollen indessen aufrichtig sein und gestehen, daß er sammt diesem Fehler, wenn ihn Fortuna mit einem Portefeuille geschmückt hätte, unter seinen Kameraden weder eine Ausnahme noch auffallend gewesen wäre. — Sterne sagte einmal: „Ich war mein ganzes Leben hindurch in eine Prinzessin oder in ein anderes Frauenzimmer verliebt, und hoffe es bis zu meinem Tode zu sein; — wäre es mir vorbestimmt, irgend eine niedrige Handlung zu begehen, so geschähe diese, ich bin es über-

zeugt, nur etwa in der Pauſe, die zwiſchen einer Leidenſchaft und der andern liegt.“ Ein wenig von dem Ausſpruche des geiſtreichen Engländers ſteckte auch in Franz, der ſich ſeit drei Monaten in Kaffee- und Gaſthäuſern und an öffentlichen Orten viel weniger herumtrieb, ſeltner ſpielte und Räſchereien aß, weil er zu dieſer Zeit in Clara Radelmayer verliebt war, welche er lieber allein als in Geſellſchaft ihrer Mutter ſah. Er trat alſo ſo vergnügt als mit ſeinem Anſtande ein, rückte einen Stuhl in die Nähe des Mädchens, ergriff ihre Hand, die eben ein Stiefmütterlein aus violettem Sammt geſchnitten hatte, küßte ſie zärtlich und fragte: Nun, Clara, was ſagen Sie zu meinem Liebesboten; war er nicht gut gewählt?

Alſo Sie haben den Waſſermann hereingeſendet, vor dem ich ſo erſchrocken bin? Und um zu erfahren, ob meine Mutter hier iſt oder nicht? Warum das? Dürfen Sie denn nicht kommen, wenn ſie zu Hauſe iſt? Iſt ſie Ihnen nicht immer freundlich begegnet?

Das iſt wohl wahr, mein liebes Klärchen, meinte Franz, ihre Hand noch immer in ſeiner haltend, was er in Gegenwart der Mutter wohl nicht gewagt hätte, — aber ihre ewigen Predigten!

Nun die Predigten hört man und macht ſich manches davon zu Nutzen. Wiſſen Sie auch, lieber Franz, daß alle Leute, die Sie kennen, immer zu meiner Mutter von Ihnen als von einem leichtſinnigen Menſchen reden?

Aber Franz wußte, daß eben die Leichtſinnigen den jungen Mädchen nicht mißfallen; er lächelte daher mit ſieghafter Miene, unbekümmert um dieſen Vorwurf, klopfte mit der Reitgerte an ſeine Stiefeln und nachdem er ſich aus

dieſer maleriſchen Stellung emporgeraffte, bog er ſich raſch über Clara hin und raubte ihr einen Kuß.

Nun, es iſt ſchon gut, erwiederte dieſe, und um meinetwillen bin ich auch ganz ruhig, denn das weiß ich doch, daß Sie, wenn wir einmal Mann und Frau ſind, vernünftiger werden und alles thun, was ich will; aber meine Mutter iſt ſehr böſe auf Sie, beſonders ſeit heute Morgen, wo ſie erfahren hat, daß Sie Schulden, ja ſogar Spielſchulden haben.

Spielſchulden? Das hat gewiß der unverſchämte Kaffeewirth aus der Plankengaſſe geſagt, ihr alter Freund! Aber er ſoll es mir büßen. Und was iſts weiter? dieſe Paar lumpigen Gulden, ich zahle ſie — fügte der Mann hinzu, indem er nachläſſig mit der Hand in der Taſche ſpielte und nicht abſichtlich den Klang des durchwühlten Silbergeldes ertönen ließ.

Ich weiß, Sie werden ſie bezahlen, entgegnete das Mädchen, aber Sie begreifen, daß die Mutter —

Darin einen hübſchen Text zu neuen Predigten fände, unterbrach Franz, und darum, mein Clärchen, war es eine geheime Ahnung, daß ich ihr heute ausweich. Ich bin eben im Begriffe, in das Kaffeehaus des Unverſchämten zu gehen, um ihn zu bezahlen, und wollte Ihnen im Vorbeikommen nur ſagen, was morgen geſchehen ſoll.

Clara ſah ihn fragend an.

Morgen Sonntag alſo führ' ich Sie aufs Land hinaus, Ihre Mutter und Sie; einer Landpartbie kann Mama nicht widerſtehen. Wenn ich ſage aufs Land, ſo verſteh' ich darunter Schönbrunn und Lazenburg. Wohin wollen Sie lieber? In Schönbrunn haben wir den Garten, die ſchöne Welt, ein koſtbares Mittagsmahl in Hietzing; in

Laxenburg das interessante Schloß, den romantischen Park, der Tisch wird auch nicht übel bestellt sein. Oder ziehen Sie Baden vor und des Nachmittags einen Spaziergang in das liebliche Helenenthal? auch dazu bin ich gerne bereit. Wählen Sie, entscheiden Sie, liebe Clara. — Ehe das Mädchen noch gewählt hatte, vernahm man den Schritt und die Stimme der Frau Radelmayer, welche aber nicht durch die Ladenthüre, sondern durch den rückwärts liegenden in das Wohnzimmer führenden Eingang kam, dort von einem Begleiter Abschied nahm, die Thüre verschloß und an die Commode ging. Bei dem ersten Geräusche rückte Franz sein Stühlchen aus der allzuvertraulichen Nähe Clara's, diese griff nach einer Blume, um Laubblätter daran zu befestigen, und hereintrat die Mutter, deren noch immer frischrothe Wangen sich bei dem Anblick des jungen Herrn mit einem dunkleren Incarnat färbten.

Wie, Herr Franz, Sie hier? fragte sie in einem etwas scharfen Tone.

Ja, Mama, entgegnete dieser, indem er mit einer leichten Verbeugung und geöffneten Armen auf sie zutrat; ich komme, Sie zu bitten, den morgigen Tag in Schönbrunn, Laxenburg oder in Baden hinzubringen. Dabei warf er einen bedeutungsvollen Blick auf Clara, welche an die sonstige Willfährigkeit ihrer Mutter gewöhnt, die Blumen wieder hinlegte und ausrief: Ach, Mama, was wird es morgen in Baden schön und besucht sein! — Der junge Mensch wußte nun, daß seine Geliebte gewählt hatte und fügte mit einschmeichelnder Beredsamkeit hinzu: Wir werden draußen köstlich speisen, nach Tisch im Helenenthal spazieren gehen, und als Mundvorrath für die Fahrt, und für unbeschäftigte

Stunden nehme ich eine Partie jener delicieſen Feigen mit, die mir mein Onkel aus Smyrna geſchickt hat.

Nicht wahr, das iſt doch der Onkel, den Sie beerben wollen? fragte Frau Rabelmayer ſehr ſpitzig.

Derſelbe, früher oder ſpäter geſchieht es doch, natürlich wenn er einmal ſtirbt; Sie wiſſen ja, er hat keine Kinder, und ich bin ſein leiblicher einziger Neffe.

Ich aber, antwortete Frau Rabelmayer mit trockenem und beſtimmtem Tone, mache keine Landpartien mit leichtſinnigen jungen Leuten, die aller Welt ſchuldig ſind.

Ah, Sie meinen den Kaffeewirth da drüben? nun was ſagen Sie dazu? Und er holte aus der Taſche eine Hand voll blinkender Zwanzigthaler hervor, mehr als hinreichend, ſeine Rückſtände an dem genannten Orte zu decken. Aber Clara's Mutter kam eben von einer Unterredung, durch welche alle ihre Pläne eine neue Richtung erhalten, und ſie, die den Landpartien und den ſmyrnaer Feigen ſehr geneigt war und früher die Beſuche Franzens beſtändigend aufgenommen hatte, beſtand jetzt feſt darauf, den unwillkommenen Bewerber zu entfernen, dem ſie die Hand ihrer Tochter zu geben nicht mehr denken durfte; ſie bemerkte daher, daß es ſchon ſpät ſei, der Laden geſchloſſen werden müſſe und Franz ſich daher entfernen möge.

Aber Mutter, — ſie wollte Clara ihre Gegenvorſtellung beginnen, an eine ſolche Strenge von dieſer Seite noch nicht gewöhnt; aber ein hartes: „Du ſchweigſt und ſchließeſt das Magazin!“ war die Antwort.

Ich will Clara helfen, meinte Franz.

Wir bedürfen keiner Hilfe und am wenigſten der Ihrigen, bedeutete die Mutter.

Aber was iſt Ihnen denn heute Unangenehmes begegnet, Mama? ſagte halb lächelnd und halb tröſtend der junge Mann.

Ich verbitte mir alle Bemerkungen und erinnere Sie nochmals, daß es ſpät iſt.

Bei dieſen mit merklichem Zorn ausgeſprochenen Worten rollte eine Thräne über Clara's Wangen und Franz fühlte ſich betroffen. Da es ihm aber weder an Urtheil noch an Lebensart fehlte, ſo faßte er ſich bald und beſchloß dieſer Härte die ſchmiegſamſte Höflichkeit entgegen zu ſetzen. Sie wird etwas Unangenehmes erfahren haben; vielleicht ein zahlungsunfähiger Kunde oder ſonſt ein fataler Menſch, mit dem ſie wohl verbin geſprochen; das verfliegt über Nacht, — ſo dachte er. Seinen Schnurrbart ſtreichend verbeugte er ſich ſemit ſehr artig gegen die Ungehaltene und ſprach verbindlich: Beſorgen Sie nichts, ich geberde, und werde Ihnen immer geberden, Mama; leben Sie wohl für heute und morgen fahren wir nach Baden, — es bleibt dabei!

Darauf ergriff er Clara's Hand, küßte dieſe mit dem ganzen Feuer eines zwanzigjährigen Liebhabers und ſchritt mit klingenden Sporen zur Thüre hinaus. Inzwiſchen war die Nacht völlig hereingebrochen, das Mädchen hatte die Lampe angezündet, Fenſter und Thüre des Ladens geſchloſſen und wie ſie nun allein mit ihrer Mutter war, ſtellte ſie ſich mit gekreuzten Armen vor dieſe und ſprach mit jenem Tone der Gleichheit, welchen die Kinder ſchwachen Eltern gegenüber leicht annehmen: Nun aber ſage mir, Mama, was hat dir denn Franz gethan, daß du ihn ſo behandelteſt?

Er iſt ein leichtſinniger Burſche, ein Spieler und ein Schuldenmacher, der nicht mehr den Fuß über dieſe Schwelle ſetzen ſoll.

Und als ſich das Mädchen des verläumdeten Geliebten weinend annahm, ſchloß die Mutter ſie begütigend in ihre Arme und ſagte: Laß das, mein liebes Kind, denken wir an den jungen Menſchen nicht mehr! Du ſollſt nicht ſeine Frau, ſondern du ſollſt bald Frau Dira werden und ſtatt mit jungen Winkbeuteln nach Baden zu gehen, überſiedeln wir mit einem reichen Manne nach dem Smyrna, wo der erdichtete Onkel des jungen Taugenichts wohnen ſoll, nach der reizenden Levante, die uns bisher ſo viel künſtliche Blumen und Pferdehaar-Bracelets abgekauft hat: aber um nicht mehr Blumen und Armbänder zu machen, noch um ſolches armſelige Zeug zu tragen, ſondern um uns dort mit Perlen und Diamanten zu ſchmücken. Wenn ich ſage Uns, ſo meine ich Dich. Mit einem Wort: Herr Dira will dich reich und glücklich machen.

Herr Dira? Der Großhändler? Dein Banquier? fragte ganz erſtaunt das Mädchen.

Nun ja, er ſelbſt, erwiederte bündig die Mutter.

Von Clara's Augen fiel der Schleier und nun begriff ſie die zahlreichen Beſuche dieſes Herrn und ſeine endloſen Unterredungen mit der Mutter; entſchloſſen, dem mütterlichen Winke nicht zu folgen, freute ſie ſich vielmehr, eine Gelegenheit zu haben, um Franz zu zeigen, wie tief und ohne Vortheilſucht ihre Liebe und welcher Opfer ſie fähig iſt. Die Tochter einer Mediſtin kommt ſelten dazu, die Hand eines Banquiers auszuſchlagen, um nach wie vor künſtliche Blumen zu fertigen, Putzhauben zu neſteln oder

Haararmbänder für die Levante zu flechten. Dazu kam noch mehr. Clara's Mutter war nichts weniger als reich; als Modiſtin von zahlreichen berühmten Concurrentinnen in Schatten gedrängt, warfen die Kunſtblumen und Armbänder, die ſie nach der aſiatiſchen Türkei abſetzte, ihren beſten Erwerb ab, und dieſer Abſatz und das Incaſſo ihrer kleinen Guthaben beruhte ganz auf Herrn Diras Vermittlung. Clara wußte dieß, ſo wie daß ihre Weigerung dieſen Erwerbszweig abſchneiden und ihr ganzes Geſchäft bedrohen werde; ſie würde alsdann harte Vorwürfe und eine traurige Lage zu ertragen haben, aber ihre Liebe ſiegte über alle Bedenklichkeiten, und entſchieden den Kopf ſchüttelnd, rief ſie: Niemals, Mutter, niemals!

Geh, Närrchen, erwiederte die Mutter, du denkſt nicht daran, Herrn Dira auszuſchlagen, einen ſo hübſchen Herrn, der nicht viel mehr als Vierzig zählt, noch ganz ſchwarzes Haar hat und der ſein ganzes hieſiges Eigenthum verwerthen und nach Smyrna mit uns ziehen will, wo du wie eine Königin leben und von Sclaven bedient werden ſollſt. Das iſt doch etwas ganz anderes als dein Monſieur Franz, der kaum vierzig Gulden Salair verdient und immer von ſeinem Onkel ſpricht, der vielleicht ſo arm iſt wie er ſelbſt, und von dem er nie etwas erben wird.

Aber Franz liebt mich, antwortete Clara, ich liebe ihn wieder und du haſt es genehmigt.

Das iſt wahr, entgegnete ruhig die Mutter, ich hatte nichts dagegen, ſo lange ich nicht ahnte, daß Herr Dira Abſichten auf dich habe und dein Glück machen wolle; das iſt ganz natürlich; eine erwachſene Tochter zu hüten iſt ſehr ſchwer, und der Stand der Putzmacherinnen iſt leider

von so schwankendem Rufe, daß man wohl daran thut, den ersten besten Mann festzuhalten, der vom Heirathen spricht. Aber dein Franz mit seinen Landpartien und seinem ewigen „Liebe Mama" gefiel mir niemals recht; sieh, er ist ein Spieler, und da ist es wirklich noch ein geringeres Unglück, einen Säufer zu nehmen.

Während so um seinetwillen Mutter und Tochter in Streit geriethen, schritt Franz, ohne Ahnung des drohenden Unglücks und ohne Gedanken an einen plötzlichen Nebenbuhler, seinem Kaffeehause mit zornerfüllten Plänen zu. Er wollte wie ein Blitz hinein und auf den Kaffeewirth losfahren, der die Geheimnisse des Gemeinbuches so indiscret ausgeplaudert hatte; er wollte ihn laut und öffentlich über diese Perfidie zu Rede stellen, und da sehr viele der anwesenden jüngeren Gäste zu dem Gemeinbuch in einem delicaten Verhältnisse standen, so hoffte er den Verräther durch ein öffentliches Verfahren am empfindlichsten zu strafen. Der Abscheuliche mußte ihn schön verläumdet haben, daß Mama Rakelmayer ihn so hart anließ und auf seine leckenden Einladungen nicht hören wollte. — Indessen konnte er nachsinnend ihre Vorwürfe nicht ganz unbegründet finden: denn verschuldet war er wirklich stark; Schneider, Schuhmacher, Galanteriehändler, Speisewirth, Miethsleute, kurz alle jene bösen Menschen, die einem jungen Manne das Leben sauer machen, quälten seine Erinnerungen. Und wenn er die Posten nun in Gedanken summirte, was betrug der ganze Bettel? Kaum lumpige fünfhundert Gulden, um deren willen er sich wie ein Fuchs durchstehlen und hunderterlei Gefahren und Unannehmlichkeiten ausstehen mußte, um deren willen seine Freiheit bedroht und seine Heirath

mit Clara von Tag zu Tag ein ſtets ſchwieriger aufzulöſendes Räthſel wurde.

Auf der andern Seite aber war er jung, ein hübſcher Burſche, überall wohlgelitten und von Clara geliebt; mit ſolchen Eigenſchaften überwindet man viel Ungemach, beſänftigt die Gläubiger und findet wohl endlich eine glückliche Gelegenheit, ſeine Schulden zu zahlen und ſich ſelbſt zu bereichern. Jetzt hatte er dreißig Gulden in der Taſche: Geld genug, um ſeinen kleinen Reſt im Kaffeehauſe zu bezahlen — verſteht ſich nachdem er den Wirth für ſeine Indiscretion beſtraft, und dann blieb ihm noch genug, um die künftige Schwiegermutter Baden genießen zu laſſen; denn er hoffte mit Sicherheit, daß ſich ihr Zorn über Nacht mildern und ſie am andern Morgen dem heitern Himmel, dem Sonntage, dem Geſellſchaftswagen und dem Mundvorrath an Feigen nicht widerſtehen werde.

Unter ſolchen Gedanken und Selbſtgeſprächen trat er in das Kaffeehaus in der Plankengaſſe. Der Eigenthümer deſſelben befand ſich nie am Comtoir, ſondern ließ dieſe Stelle von einem hübſchen jungen Mädchen in eleganter Toilette und mit großen ſchwarzen Augen einnehmen, welches die täglichen Gäſte feſthielt und neue heranzog. Er ſelbſt ging im ſchwarzen Frack ab und zu, überwachte Garcons und Marqueurs, bot bekannten Beſuchern eine Priſe aus goldener Doſe und contrelirte mit ſcharfem Auge die Spieltiſche und die Billardpartien. Franz ging gerade auf das Comtoir, in Wien „die Credenz" genannt, los, deſſen Schönheit ihm freundlich zulächelte.

Ah, ſieht man Sie doch wieder einmal, Herr Scheiner; Sie machen ſich ſehr ſelten!

Guten Abend, ſchöne Julie, erwiederte Franz mit einer Zutraulichkeit, welche für Clara ein Dolchſtich geweſen wäre, wenn ſie ihren Geliebten jetzt gehört und geſehen hätte; Sie ſind doch alle Tage reizender! doch ich komme heute nicht, um Ihnen Schönheiten zu ſagen, ſondern um Herrn Mayer den Kopf zu waſchen. Wo iſt er?

Herrn Mayer? wiederholte das Mädchen mit ängſtlichem Tone und indem ſie ihr Geſicht aus der vertraulichen Annäherung ſchnell zurückzog.

Ja; können Sie wohl glauben, daß dieſer Schwachkopf ſich Schwätzereien über mich erlaubte und zwar gegen eine achtbare Dame, deren Tochter ich zu heirathen im Begriffe ſtehe? Und das alles wegen ein Paar Gulden, die ich hier zu zahlen vergeſſen habe.

Wenn er das gethan hätte, was ich jedoch kaum glauben kann, meinte die Zauberin am Seitentheil, ſo wäre es ſehr unrecht von ihm geweſen.

Wie, Sie zweifeln noch an meinen Worten?

O nein .... aber .... Sie heirathen alſo, Herr Schreiner, wenn man fragen darf? — Und während ſie ſo ſprach, öffnete die ſchöne Julie ein längliches ſtarkbeſchriebenes Papierheft, welches zwiſchen den Liqueurflaſchen und den aufgehäuften Zuckerpartien ſeinen Aufenthalt hatte, ſummirte darin verſchiedene Poſten und ſagte endlich: das Ganze beträgt dreizehn Gulden und ſieben und vierzig Kreuzer.

Gut, es ſei, ich zahle, aber Herr Mayer ſoll dabei auch ein Trinkgeld wegbekommen, daß er meiner gedenke.

Geben Sie, böſer Menſch, beſänftigte die Hebe, zahlen Sie den Betrag an mich und laſſen Sie Herrn Mayer in

Ruh; ich verſpreche Ihnen, er ſoll zu der Dame hingehen und ſeinen Fehler wieder gut machen.

Ja, entgegnete Franz, auf ſeine ungeſchickte Art: er wäre im Stande zu ſagen, ich ſei der ſtärkſte Billardſpieler in ſeinem Kaffeehauſe. Nein, nein, ich will es ihm legen, ſich in meine Angelegenheiten zu miſchen.

Sie ſind ein Querkopf, Herr Scheiner, mir ſollten Sie doch glauben.... Herr Mayer iſt eben nicht zu Hauſe, er iſt ins Leopoldſtädter Theater gegangen, um Ignaz Schuſter zu ſehen. Aber erzählen Sie mir, Sie Treuloſer, iſt ſie ſchön?

Wen meinen Sie?

Nun Ihre Zukünftige.

Ehe Franz noch antworten konnte, erhoben ſich Stimmen vom Billard her, die ihn riefen. Seine Freunde hatten ihn erblickt, es handelte ſich um eine ſehr intereſſante Partbie und darum verlangten ſie nach ihm. Er verließ alſo Julien und begab ſich nach dem Vordergrunde, wo eine Coterie von jungen Leuten das Billard umgab. Es war gleichſam eine Herausforderung auf Queus und Billardkugeln, die es hier galt. Ein Paar Billardſpieler eines anderen Kaffeehauſes waren erſchienen, um ihre Geſchicklichkeit hier zu verſuchen und ſich mit den Künſtlern dieſer Localität zu meſſen. Es ſollte eine Partbie zu Vieren geben und die hieſige Geſellſchaft ihnen ein Paar würdige Kämpfer entgegenſtellen. Dazu war Franz auserſehen worden als der anerkannte Billardmeiſter des Kaffeehauſes, und man gab ihm einen andern ſehr fertigen Spieler bei. Seine beiden Gegner waren ihm indeſſen ganz unbekannt, ſein Compagnon, ein gewandter Naturaliſt ohne Feinheit, ſchien

ihm wenig zu behagen, und so wollte er die Partie eben ablehnen, als einer der beiden Fremden sehr artig, aber unerträglich bedächtig hinwarf: Spielt dieser Herr gegen uns? Gut, dann geben wir zehn Points vor, die Partie auszugleichen.

Noch niemals war ihm in diesem Hause ein so geringschätziger Vorschlag gemacht worden; die umstehende Zuschauerschaft murmelte durcheinander und ihre Blicke hafteten auf ihm, gleichsam fragend, ob er eine solche Arroganz dulden werde, denn diese Umgebung bestand meist aus Freunden und Bekannten von ihm. Der Zufall führte nun auch Herrn Mayer heim, der jetzt aus dem Theater kommend ans Billard getreten war, und wahrscheinlich um sich bei Franz wieder einzuschmeicheln, oder weil er ihn wirklich für sehr spielgewandt hielt, versicherte: Meine Herren, Sie irren sich in Herrn Scheiner, der wird Ihnen zu schaffen machen, er ist der stärkste Billardspieler, den ich kenne.

Gut, erwiderte einer der Gegner, so wollen wir, wenn es Ihnen gefällig ist, die Partie um fünf Gulden spielen.

Um fünf Gulden und das Billardgeld nebenher, bemerkte der andere.

Angenommen, antwortete Franz, aber versucht mich gleichauf! und bei diesen Worten entkleidete er sich des Rockes und beschäftigte sich mit Herrichtung seines Queus.

Also gleichauf, weil Sie es wünschen, bestätigten die Gegner.

Die Partie erregte natürlicherweise das allgemeine Interesse der Anwesenden, einmal weil Franz der best

Spieler des Kaffeehauses war und jetzt gleichsam für dasselbe in die Schranken trat; dann aber weil es sich um einen nicht unbedeutenden Betrag handelte. Das edle Billardspiel gleicht darin dem edlen Schach, bei dem der Sieger sich meistens mit der Ehre begnügt und der Besiegte mit dem Partiegeld davonkommt. Hier war es ein anderes und Franzens Mitspieler wollte sich darum zurückziehen. Aber Franz bedeutete ihm: Spielen Sie nur so gut Sie können, der Verlust, wenn sich einer ergibt, geht mich allein an.

Franz eröffnete die Partie mit einem glänzenden Stoße, bei welchem der angespielte Ball gemacht wurde und ein kräftiges Karambolieren den nächststehenden um die Bande herumjagte. Seine Gegner spielten nicht so brillant, wohl aber mit aller Sicherheit und Verübt; sie wagten nichts, vergaben nichts, buhlten nicht um die Bewunderung der Zuschauer, waren aber wohl bedacht, aus jedem gegenwärtigen Vorteil auch einen nachkommenden zu erzielen. Beide überdies von gleicher Stärke und Gewandtheit, unterstützten sie sich wechselseitig vortrefflich, während Franzens Partner auf seine Ideen ungeschickt einging und seine guten Einleitungen mit täppischer Hand vernichtete. Die erste Partie ging für Franz verloren; die zweite begann gleich unter ungünstigen Umständen. Je mehr nun der Eifer der Spielenden zunahm, je mehr sich Franz über Mißlingen oder Gegnerglück ärgerte, deste mehr verlor er an Haltung so wie an Sicherheit der Hand. Jetzt ließ er sich ein Glas Liqueur reichen und stürzte es hinunter. Aber statt dieses mehr gefährlichen als ersprießlichen Hilfsmittels verlor er die zweite, dritte und vierte Partie, und die Gegner boten ihm nun wieder die zehn Points an, die er anfänglich abgelehnt hatte.

Nein, meine Herren, antwortete er, aber wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir den Einsatz erhöhen.

Man verständigte sich darüber und spielte bis zu dem Augenblick fort, wo Herr Meyer erklärte, es sei nun zwei Uhr nach Mitternacht, und er müsse sein Local schließen. Nun wurde die Rechnung gemacht und es ergab sich, daß Franz hundert und vierzig Gulden verloren hatte, während er, wie wir wissen, nur dreißig besaß. Obwohl vom Spiel und Liqueur erhitzt, begriff er doch, daß er sich in einer fatalen Lage befinde, denn seine Gegner waren ihm fremd und eine Spielschuld ist heilig und will sogleich abgethan sein.

Pah, dachte er, was liegt daran! das sehe ich indessen doch ein, daß die Schwiegermama morgen nicht nach Baden fährt, und daß sie wohlgethan, die Einladung nicht anzunehmen. — Darauf trat er zu seinen Gegnern, überreichte ihnen die dreißig Gulden, beifügend, sie würden es wohl natürlich finden, daß er die ganze Summe nicht bei sich habe, er erbitte sich jedoch ihre Adressen oder ersuche sie, sich übermorgen wieder hier einzufinden, wo er den Rest abtragen wolle. Dieser Vorschlag wurde mit bereitwilliger Höflichkeit angenommen, und man trennte sich. Franz vergaß fortgehend ganz, darauf Herrn Mayer zu Rede zu stellen, er wußte es ihm sogar schweigend Dank, daß er der Rechnung nicht gedacht, und bereute heimlich, sie nicht bezahlt zu haben, wie die Comtoir-Grazie ihm gerathen. Seine Freunde und Bekannten entfernten sich alle still; keiner trat auf ihn zu und sagte ihm die Hand drückend: Du hast schön gespielt, aber Unglück gehabt! Wahrscheinlich fürchteten sie, er könnte das Geld zur Zahlung seines Verlustes

von ihnen borgen wollen. — Die Nacht war dunkel, aber mild und lau, und Franz konnte nun, tief und frei aufathmend, seine Gedanken ordnen und nachsinnen, wie sehr seine Lage sich seit ein Paar Stunden verschlimmert hatte. Er schritt verdrießlich die Kärnthnerstraße hinab, als ihn ein Mann anredete, der ihm vom Kaffehause gefolgt war.

Mein Herr, sagte dieser, ich bin heute Abends zufällig in das Meyer'sche Kaffehaus getreten, wohin ich sonst niemals komme; in einer Ecke und von Ihnen ungesehen beobachtete ich dort Ihr Spiel und wie es Ihnen ergieng, und ich muß Ihnen ehrlich und unparteiisch gestehen, daß Sie vortrefflich spielen und viel stärker sind als Ihre Gegner.

Finden Sie das wirklich? antwortete Franz, seinen Schritt einhaltend und leicht gerührt, aus Anlaß solcher Schmeicheleyen seiner üblen Laune den Abschied zu geben.

Gewiß! meinte der Fremde, und ich will mich deutlich erklären. Sie hatten einen Spielgefährten, der Ihnen schadete und die Parthien verlor; darum siegten Ihre Gegner, wohlgemerkt durch ihr Zusammenwirken; das mußte so kommen; nichtsdestoweniger behaupte ich fest und wette darauf, daß Sie stärker und besser spielen, als jeder Ihrer beiden Gegner einzeln.

Ich glaube das selbst, erwiederte Franz; aber es verdroß mich, daß die Zuschauer das nicht anerkannten. Sie spielen wohl selbst Billard?

Ich war meiner Zeit ein guter Spieler, bestätigte der Unbekannte, mit Ihnen jedoch hätte ich mich nicht messen dürfen. Aber — fügte er hinzu — Sie haben heute hundert und vierzig Gulden verloren und das ist eine

sehr beträchtliche Summe für einen jungen Mann Ihres Alters.

Leider ja! meinte Franz, der aufgeregt und jetzt geschmeichelt zu Geständnissen hinzuneigen schien und, wie alle Leichtsinnigen, sich an den unscheinbarsten Hoffnungszweig anklammern wollte; — ach und wäre das nur alles!...

So? versetzte der Begleiter, es gibt noch Anderes, das Sie drückt? Aber dieses, mein' ich, ist vor der Hand das Dringendste. Sie versprachen ja morgen oder übermorgen die schuldiggebliebenen hundert und zehn Gulden zu zahlen: Sie haben den Betrag wahrscheinlich zu Hause?

Ich? Nicht einen Groschen.

Das ist schlimm. Man muß gestehen, es ging bei'm Spiel ehrlich zu, die Herren benahmen sich auch nach der Parthie sehr anständig und Sie wissen wohl, welches Gewicht eine solche Ehrenschuld unter honneten Leuten hat.

Ich werde ihnen einen Schuldschein geben, meinte Franz, und sie müssen warten wie die Uebrigen.

Wahrscheinlich wird Ihr Herr Vater Rath schaffen?

Mein Vater ist todt und meine Mutter auch, ich stehe allein; meine Freunde befinden sich meist in meiner Lage, — und ich habe jetzt über sechshundert Gulden Schulden. So steht's mit mir, und nun gute Nacht, mein Herr!

Gedulden Sie sich noch einen Augenblick, rief ihm der Fremde nach, für diese Sache kann vielleicht Rath werden.

Franz war bereits in eine Straße eingebogen, die ihn näher zu seiner Wohnung führte; mit einem Sprunge kehrte er jetzt zu dem räthselhaften Sprecher zurück, nahm ihn am Arm und sagte: Wie, Sie wollten Rath schaffen, mein Herr? Sie wollten mir also das Geld leihen?

Warum nicht?

Ah, mein Herr, Sie sind ein großartiger Mann, ich schätze mich glücklich, Sie kennen zu lernen. Darf ich um Ihren Namen und Ihre Wohnung bitten; ich habe mir die Ehre, Sie morgen zu besuchen. Sechshundert Gulden, das ist Alles was ich brauche.

Sie sollen sie haben.

Mein Herr, o wie verpflichten Sie mich! Ich will Ihnen einen Wechsel ausstellen, die Interessen sollen Sie selbst bestimmen, ganz nach Ihrem Belieben. Und ich bezahle die Schuld, früher oder später, darauf habe ich Ihnen mein Wort.

Ich bin kein Wucherer, erwiderte in strengem Tone der Unbekannte.

Verzeihen Sie, entschuldigte Franz, ich wollte Sie damit nicht beleidigen; aber Geld ist eine Waare und daher nichts natürlicher —

Als daß man einen Preis dafür verlangt, setzte der Fremde aus; auch ist mein Antrag nicht so ganz ohne Bedeutung; hören Sie also: ich habe Ihnen tausend Gulden —

Denn mit den Sechshundert fangen Sie doch nicht an tausend Gulden, ohne Wechsel, ja selbst ohne die Verpflichtung, sie mir je zurückzuzahlen, aber unter einer Bedingung.

Und unter welcher?

Sie begreifen doch, fuhr der Mann fort, es können nur in den Märchen der Tausend und einen Nacht Leute vorkommen, welche ihre geldgefüllte Börse anderen, die im Spiel verloren und kein Geld haben, aufdringen; der Kalif Harun al Raschid ist seit langen Jahren todt, und Sie wissen recht gut, daß Sie Niemand finden werden, der

auf Ihre Unterschrift oder auf Ihr Gesicht die nöthige Summe verstreckt.

So sprechen Sie, mein Herr, was verlangen Sie von mir? wozu muß ich mich verpflichten?

Ich gebe Ihnen tausend Gulden, und das was ich von Ihnen dafür verlange ist Folgendes: ich gehe jetzt nach Hause, Sie folgen mir; Sie merken sich das Haus wohl; ich bewohne das erste Stockwerk. Eine Viertelstunde nachdem ich eingetreten kommen Sie mir nach: aber wohlgemerkt, durch das Fenster.

Durch das Fenster? rief Franz, wie ein Dieb?

Gerade so, entgegnete kaltblütig der Fremde. Die Fenster meines Gemaches gehen auf die Straße, durch eines derselben müssen Sie einsteigen. Eben hinter Ihnen meine Kutsche, die offen sein wird, und zehn Banknoten jede zu hundert Gulden ebenmäßigen; die nehmen Sie und fahren auf demselben Wege, den Sie gekommen, wieder auf die Straße zurück.

Durch das Fenster?

Allerdings.

Mein Herr, sprach Franz mit Heftigkeit, indem er den Fremden an der Brust faßte, Sie dürften vor wenig Augenblicken als es Ihnen schien, daß ich Sie für einen Wucherer halte; nun Sie, Sie wollen mich zu einem Diebe machen?

Der Angeredete entzog sich den Händen des Jünglings und sagte sehr gutmüthig: Wie kommen Sie mir vor? Was nennen Sie einen Dieb? Ein Dieb ist ein Mensch, der das Eigenthum eines Andern widerrechtlich an sich zieht. Sie aber sind ein anständiger junger Mann, dem ich aus

freiem Antriebe tausend Gulden gebe, die er braucht und die mein unbestrittenes Eigenthum sind. Ich knüpfe nur aus Laune die Bedingung daran, daß Sie sich das Geld durchs Fenster holen.

Sie gingen nun einige Zeit schweigend nebeneinander her; der Eine in tiefen Gedanken über den seltsamen Antrag, der ihm gemacht worden, der Andere wie ein Mann, der sich ausgesprochen und nichts mehr beizufügen hat. So schritten sie über den Stephansplatz, durch die Bischofsgasse, ein Stück der Wollzeile und immer weiter, bis an die Ecke einer Gasse, die wir nicht nennen dürfen, weil wir eine Geschichte erzählen, die sich fast in allen Einzelnheiten zugetragen hat. In diese Gasse bog der Fremde ein und hielt, während ihm Franz maschinenmäßig folgte, bald vor einem Hause, dessen Schelle er in Bewegung setzte und dazu die lakonischen Worte sagte: Hier ist es.

Bald hörte man den schlaftrunkenen Hausmeister näher kommen, das Thor öffnen und den Eintretenden begrüßen. Das Thor fiel wieder zu, der Schlüssel rasselte im Schlosse, dann entfernten sich die Schritte beider nach der Treppe hin, während Franz mit seinen Gedanken allein auf der Straße stand.

Es war halb drei Uhr des Morgens und wiewohl im Juli der Tag sehr früh anbricht, herrschte in den Straßen der innern Stadt noch dichte Finsterniß; denn daß zu so vorgerückter Stunde keine Laterne das heilige Dunkel der Nacht störe, dafür war zu jener Zeit durch das karge Maß Oel gesorgt, an dessen Ersparnissen sich die geschmeidig gemachten städtischen Aufsichtsbeamten, die Pächter und die Laternenanzünder gütlich thaten. Das mystische

Stille wurde auch durch kein Geräusch unterbrochen; kein Wagen, der von verspäteter Gesellschaft [illegible] jetzt erst heimrollte, kein Karren, der mit seiner Fracht von Milch und Butter und Nahrungsmitteln jetzt schon hereinknarrte, um am frühen Morgen seiner Last ledig zu sein. Alles ruhig, schweigend und [illegible]. Die Schildwachen ihre Beine abschreitend, die Patrouillen höchstens von einem Stadttheil zum andern ziehend, die Polizeiwachen an den Hauptecken in stiller Ecke lehnend oder gewisse verdächtige Gäßchen und Orte leise umschleichend. Die Stadt [illegible] in tiefem gemächlichen Schlummer versunken, welchen nur hie und da die Jugend, der Leichtsinn, das Studium und die [illegible] Anstrengung entbehrt.

Franz platzirte sich unter dem Vordach eines Balcons, dem angestrebten Hause gerade gegenüber, und versank in Nachsinnen. Die Geschichte lohnte sich wohl der Mühe. Es ist kein Diebstahl, wenn man ihn ausführt, so behauptete der Mann, der ihn eben verlassen, und gewiß nicht; denn es war ja ein Vertrag zwischen dem Eigenthümer und dem [illegible]; aber es hatte vermuthlich den harten Schein, voraussetzend, daß das Geld dem zugehörte, der darüber verfügte. — und zur Ehre Franzens sei es gesagt, daß er an diesem Punkte nicht zweifelte und unter den erwähnten Umständen auch nicht daran zu zweifeln war. Aber dieser Mensch, der sich so seltsam benehmen ließ, mußte doch eine Absicht dabei haben, und welche mochte das sein? Wer konnte da rathen! Vielleicht war es ein Feind, der ihm eine Falle stellte; aber wieder ein Feind, da er bisher Niemanden an seinem Glück oder Vergnügen hinderlich gewesen; und dann fühlte er sich unerschrocken und kräftig

und Niemand durfte hoffen, ihm ungestraft einen bösen Streich zu spielen. Warum sollte er nicht lieber glauben, daß er es mit einem sehr reichen Manne zu thun habe, dem seine Lage Theilnahme eingeflößt und der hinwieder seine Hülfe an die Bedingung einer Probe knüpfte, bei welcher es Entschlossenheit und vor allem Vertrauen zu dem Anbietenden galt. Es gibt Leute genug in der Welt, die tausend Gulden verschenken würden, um dadurch sich in Aufregung zu versetzen oder etwas Außergewöhnliches anzustiften, Originelles oder Verrücktes. Die Jugend glaubt so leicht, daß sie besonderes Interesse erregt, und kennt den Werth des Geldes so wenig, daß unser junge Mann seine schlechten Gründe sehr wahrscheinlich fand; oder besser gesagt, er fand sie vortrefflich, weil er ihrer bedurfte; er sollte eine Ehrenschuld zahlen, er liebte Clara aufrichtig und wollte sie heirathen, und darum war es dringend für ihn, die Meute von Gläubigern, die seiner Spur nachhenkte, zu beruhigen. Diese Summe, die der Zufall in seine Hände geben wollte, war ein Geschenk des Himmels, eine große Terne, die er aus dem Glückstopfe gewann, ohne gespielt zu haben. Noch unentschieden aber schon stark zum Entschlusse geneigt, verweilte sein Blick auf dem betreffenden Hause, und er fragte sich insgeheim: aber wie soll ich da hinaufgelangen?

In diesem Augenblick öffnete sich leise ein Fenster des ersten Stockwerkes, die äußeren Flügel drehten sich tonlos um ihre Angeln und ein matter Lichtschimmer dämmerte dem Hinaufblickenden aus dem Hintergrunde des Gemaches entgegen. Nun, mein Unbekannter scheint bei seiner Idee zu verharren, dachte Franz. — Ein Paar Secunden

ſpäter rollte eine Strickleiter aus dem Fenſter und berührte mit ihrem Ende das Straßenpflaſter.

Wie Franz dergeſtalt alle Schwierigkeiten des Unternehmens beſeitigt gewahrte, erwachte die Ueberzeugung in ihm, das Ganze müſſe eine Falle für ihn ſein. Aber eben dadurch erwachte ſein Muth und ein innerer Stolz mit verdoppelter Kraft in ihm; jetzt erſt wollte er das Abenteuer ſtandhaft beſtehen, und wehe dem Frechen, der ihm in einem Hinterhalt auflauern oder wohl gar ſich eine Myſtification mit ihm erlauben wollte: er ſollte ihm den ſchlechten Spaß theuer bezahlen.

Nun, alles iſt bereit, flüſterte eine Stimme von oben.

Franz kam herbei, faßte die Strickleiter hinan, ſchwang ſich zum Fenſter hinein und befand ſich nun an der Seite des Mannes, der ihm den ſonderbaren Vorſchlag gemacht, welchen er jetzt ausgeführt hatte. Dieſer war damit beſchäftigt, einen großen Hund zu halten, und ihn durch Drohungen und Liebkoſungen am Bellen zu verhindern.

Gut, daß Sie endlich da ſind! Still, Hector! . . . Nur näher, fürchten Sie ſich nicht; es iſt mein Hund.

Fürchten! erwiderte Franz und ließ einen kleinen Dolch blitzen, den er aus ſeiner Bruſttaſche gezogen. Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, mit wem Sie es zu thun haben.

Ich irre mich in Ihnen nicht, ſo iſt es recht, ſagte der Fremde, die Gaſſa ſteht vor Ihnen, Sie dürfen nur zulangen.

Immer mehr erſtaunt, erblickte Franz bei dem matten Schein einer Lampe, die aus einem anzrenzenden Gemach herüberſchimmerte, eine große eiſerne Geldkiſte; er

ſchritt darauf los, hob den Deckel auf und fand ein kleines Päckchen Papiere.

Das iſt das rechte, beſtätigte leiſe der Unbekannte; jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen, denn es koſtet mich ſtarke Anſtrengung, den Hund im Zaume zu halten.

Sei es um ſeinen Muth zu beweiſen, ſei es um ſich zu verſichern, daß er nicht myſtificirt werden, Franz ging in das nächſte Zimmer an die Lampe und betrachtete die Banknoten. Er zählte und prüfte ſie genau, ſie waren ächt und betrugen die verſprochene Summe.

Aber ſo gehen Sie doch, wiederholte der Mann, Sie ſehen ja, daß Sie nicht getäuſcht wurden!

Nicht eher, antwortete Franz, bevor ich Ihnen meinen Dank ausgeſprochen habe. Mein Herr, ich betrachte dieß nicht als ein Geſchenk, ſondern nur als ein Darlehen, und ich ſchwöre Ihnen ....

Nein, nein, mein Herr, ich ſage es noch einmal, dieſes Geld iſt ganz Ihr Eigenthum.

Aber Sie werden doch ſo freundlich ſein, mir Ihren Namen zu ſagen.

Gehen Sie, drängte der Unbekannte, [illegible] gehe für nichts; ich kann den Hund nicht lä[illegible]n, und der würde Sie fürchterlich zurichten.

So ſei's denn, meinte Franz [illegible] dem gewaltigen Widerſtreben des Thieres ſah, [illegible] keine Zeit mehr zu verlieren war. Aber unten [illegible] Straße, das nahm er ſich vor, wollte er die [illegible]r des Hauſes zu erkennen trachten, und die [illegible]alben ſich einprägen, denn er war in dieſem [illegible]k von Gaſſen und Gäßchen faſt unbekannt.

Er betritt also die Strickleiter, steigt vorsichtig wie ein Schatzträger hinab und kommt ganz glücklich auf der Straße an; aber kaum hat er den Erdboden berührt, so läßt sich eben ein fürchterliches Hundegebell vernehmen, welchen weithin schallenden Tönen sich die Stimme des Unbekannten mit dem Ausrufe gesellt: Diebe! Räuber! Mörder! Sie plündern mich! Sie ermorden mich! In Hülfe! — Ein Flintenschuß donnert durch die Nacht und wird ein Lärmsignal. Franz flieht erschrocken und denkt an Hausnummer und Straße nicht mehr; während er Fersengeld gibt, öffnen sich die Fenster und Hausthore hinter ihm und der Ruf nach der Wache wird allgemein.

Diebe! Diebe! lärmt der nichtswürdige Verschenker der Banknoten immerfort.

Ein Nachbar öffnet das Fenster, sieht einen Menschen vorbeischießen und schreit: Da ist der Dieb, — ich sehe ihn — haltet ihn auf!

Das Geschrei nimmt überhand, die Köpfe in der Nachbarschaft werden zahlreicher; die meisten sahen einen Menschen in die Seitengasse hineinflüchten, die ihn nun ihren Blicken entzieht. Dieser lauft was er kann, er flieht, dann biegt er um eine Ecke und schreitet ganz ruhig zum Stubenthor hinaus; hierher ist der Lärm noch nicht gedrungen und die Wache läßt den Ruhigen ganz ruhig passiren. Draußen auf dem Glacis angekommen schöpft er Athem und sammelt seine Gedanken; inzwischen dämmern die ersten Strahlen des anbrechenden Tages herein. Was soll er thun? Anfangs will er nach der Straße, wo sich das Abenthener begeben, zurückkehren und Allen den Vorfall erklären. Zugleich aber sieht er ein, daß die Wahrheit so

unwahrscheinlich ist, daß ihm Niemand glauben werde und daß es daher Tollheit wäre, sich geradezu auszuliefern. Er ist eben einer beispiellosen Gefahr entgangen; er hat so viel in seiner Tasche, um sich von allen Lasten frei zu machen und diejenige heirathen zu können, die er liebt; er ist also überglücklich. Freilich mengen sich einige fatale Nebengedanken in diese Freude; das ganze Verhalten des Mannes, dessen Bankneten seine Noth und Verlegenheit verführten, so wie dessen weiteres Verfahren schien ihm nun ziemlich klar: der Fremde wollte einen Diebstahl verschützen können und Franz war die unwissende Maschine der Ausführung. Dieser Mann wollte mit Einbruch bestohlen sein; er wollte, daß man an seinem Fenster eine Strickleiter und in der Straße einen fliehenden Menschen sehe, und das bezahlte er mit tausend Gulden; — aber zu welchem Zwecke? Hier vermochte Franz nicht weiter zu rathen. Reich zu scheinen ist die Eitelkeit vieler Menschen; aber es gibt hinwieder auch solche, die aus Furcht vor Neid oder um die Habsucht der Ausplanderung irre zu führen, ihre Vermögensumstände verheimlichen. Ein Mann, der ohne Verwissen seiner Angehörigen einer Geliebten oder einem Seitenkinde ein schönes Stück Geld schenken, oder die eigentliche Ursache eines erlittenen bedeutenden Verlustes vor der Welt verbergen wollte, könnte wohl zu einem solchen Hilfsmittel greifen, wie es der Fremde gethan. Dieser hatte ausdrücklich gesagt, daß Harun al Raschid lange todt sei und jetzt Niemand seine volle Börse einem geldlosen Zweifler aufnöthige. Der junge Mann hatte also, indem er die tausend Gulden mit sich fortnahm, lediglich im Interesse eines Andern gehandelt, und dieses Interesse, welches es auch immer sein mochte,

mußte ihn über die Folgen des Geschehenen beruhigen. Es war klar, daß derjenige, der ihn so gefährlich bankeln ließ, ihn nicht verrathen könne: daß er die ganze Geschichte in einem scheinmißrellen Dunkel lassen werde, weil, wenn sie aufgeklärt würde, sie ihn, wenn nicht ganz vernichten, doch sehr stark compromittiren müßte; und als Beweis konnte gelten, daß er ihm einen hinreichenden Vorsprung zur Flucht und ein sicheres Entkommen gestattet hatte. In Folge dieser Ueberlegung, die allerdings sehr viel für sich hatte, ging Franz beruhigt weiter und lenkte seine Schritte dem Wasser- und endlich dem Märzhoferberg-Glacis zu. Vor allem, dachte er, will ich meine Spielschuld berichtigen und von meinen Gegnern Revanche verlangen, die sie mir nicht abschlagen können; dann soll Meyer sein Geld haben und dann will ich ihm dann meine Meinung sagen — und endlich soll Mama Rabelmayer doch noch nach Baden fahren.

Unter solchen Gedanken war er durch's Märzhoferberg wieder in die Stadt gekommen und näherte sich nun nach einem raschen Gange seinem Wohnhause, in dessen fünftem Stockwerk er ein Stübchen inne hatte. Obwohl es noch kaum vier Uhr war, so fand er das Hausthor doch schon offen. Das Haus, in der Nähe des Gemüsemarktes gelegen und darum von den Höckerinnen zur Unterbringung ihrer Utensilien benutzt, hatte einen Hausmeister, der gewohnt war früh aufzustehen und stieß auch am Sonntage thal. Franzen war er wegen mannigfacher Trinkgelder und anderer von ihm empfangenen Gefälligkeiten sehr gewogen und sprach immer zu seinen Gunsten bei der Frau, welche dem jungen Manne das Stübchen vermiethet hatte.

Ah guten Morgen, Herr Scheiner, rief er, das nenne ich früh kommen, wahrscheinlich die ganze Nacht im Geschäft gewesen. Aber unser Schnurrbärtchen hat auf der einen Seite seine Façon verloren, und der Rock — mein Gott, wie sieht der aus, der bedarf meiner Zauberruthe! Nun Sie sollen zum letzten Male recht zufrieden mit mir sein.

Zum letzten Male? wie versteht Ihr das?

Je nun, es läßt sich nicht mehr machen; Ihre Miethsfrau will Ihnen morgen unabänderlich den Abschied geben und das Stübchen an eine Rätherin vermiethen, welche viel ruhiger und, verstehen Sie mich, viel pünktlicher sein soll.

Gut, lieber Johann, sagt meiner Miethsfrau, sie möge mir noch heute die Quittung schicken, ich zahle meine Schuld sogleich; und was den Abschied anbelangt, so werde wahrscheinlich ich ihr denselben geben.

O das thäte mir sehr leid, versicherte Johann. Aber wo zum Teufel haben Sie sich herumgetrieben? Ihr Rock sieht ja aus als ob man die Wände damit gefegt hätte; er ist ganz weiß.

Und der aufmerksame Hausmeister ließ nicht nach; Franz mußte seinen Rock ausziehen und unten lassen, was er denn auch that und sich dann in sein Dachgeschoß verfügte, bittend, daß ihn Niemand des Vormittags wecke. Er wollte ein Paar Stunden schlafen, um frisch und wohlgelaunt zur Mama Radelmayer hingehen und sich dann auf dem Balle mit Klaren recht munter unterhalten zu können. Aber nach einer so vielbewegten Nacht, wie sie Franz eben durchlebt hatte, kommt der Schlummer nicht gleich, wenn man ihm ruft; der Kopf ist von tausend durchkreuzenden Gedanken angegriffen, das Blut stürmt fieberhaft — und

so war es kein Wunder, daß sich Franz in seinem Bette umherwand wie ein Aal unter der Hand des Koches; er schloß die Augen, um den Bildern zu entgehen, die ihm immer von neuem erschienen; immerfort hörte er das hallende Gebell des Hundes, den Ruf Dicke! Dicke! und fühlte noch immer die nachgebende Bespannung der Strickleiter unter seinen Füßen. Unter diesen immer neu heraufdrängenden Gefühlen war es neben ihr zuwerden, es pochte an seiner Thüre und diese, die er in verschlossen vergessen hatte, öffnete sich.

Aber zum Teufel, Johann, schrie Franz, ich habe Euch doch befohlen, mich des Vormittags nicht zu wecken.

Thut mir recht leid, meinte der frühe Besucher, der so unbefangen kam, aber ich bin sehr erfreut, Sie anzutreffen, denn mein Herr hätte mir wahrscheinlich keine Ruhe gelassen, bis ich Sie aufgefunden, — und ich muß heute nach Baden fahren.

Heute?

Ja heute.

Ich auch mit Diana, murmelte ganz schlaftrunken Franz.

Verzeihen Sie, antwortete der Andere, der nur halb verstanden hatte, mit Zephir, unserer hübschen Hausmeisterstochter.

Franz hatte sich inzwischen im Bette aufgesetzt, um seinen Besucher genauer zu betrachten und schien ihn mit den Augen zu fragen. Es war dies ein junger sehr blonder Mann von etwa zwanzig Jahren, dessen Weste und Aermel von jener bedenklichen Nähe waren, in welcher die Zerstörung der Natur und das Dienstalent der Schneider gleiche Resultate liefern. Er trug den Hut spielend

in der Hand, schnitt ein sehr höfliches Compliment und stellte sich mit den Worten vor: Wenzel Peterka, zweiter Schreiber des Herrn Doctors und Notars Pichler auf dem hohen Markt.

Notars Pichler? wiederholte maschinenmäßig Franz.

Ja, und ich habe die Ehre, mit Herrn Franz Scheiner zu sprechen, nicht wahr?

Der bin ich — und was wünschen Sie von mir?

Drei Tage lang schon suche ich Sie zu allen Tagesstunden. Herr Doctor Pichler läßt Sie bitten, ihn auf seiner Kanzlei zu besuchen.

Ich kenne keinen Notar oder Advocaten, versicherte Franz, auf welchen der Name eines Rechtsfreundes immer einen unangenehmen Eindruck hervorbrachte; Sie sind wahrscheinlich im Irrthum.

Sie kennen Herrn Doctor Pichler nicht, das weiß ich, entgegnete der kleine Blonde, aber Sie sind Herr Franz Scheiner, und dann irre ich nicht.

Gegen diesen Schluß ließ sich nichts einwenden und Franz fühlte sich dadurch etwas beunruhigt; inzwischen überlegte er, daß ein Advocat noch immer kein Wechselgericht, daß dieser schöne Morgen der eines Sonntags ist, und daß, selbst für den Fall, ein unerbittlicher Gläubiger hätte diesen Weg eingeschlagen, ihm doch jedenfalls die Freiheit dieses Tages bleiben mußte.

Gut, antwortete Franz, sagen Sie dem Herrn Doctor, ich werde noch heute die Ehre haben ihn zu sehen.

O bitte sehr, erwiederte der Schreiber, wenn ich Sie nicht gleich mitbringe, behält mich der Herr Doctor auf dem Bureau, und ich habe Sophien versprochen . . . .

Mit ihr nach Baden zu fahren, ich weiß, ergänzte Franz. Aber sagen Sie, was verlangt denn der Herr Doctor von mir? forschte er weiter.

Ich weiß es nicht, aber es scheint sehr dringend zu sein, und weil er gar so sehr darauf versessen ist, Sie bei sich zu sehen, so ist die Sache wohl eine sehr wichtige.

Nun, dachte Franz, dem die Geschichte ärgerlich wurde, vielleicht gibt es wieder ein Abentheuer wie heute Nacht; vielleicht braucht der Herr Doctor eine Puppe, um seine Hunde auf sie zu hetzen, oder muß ihn Jemand besuchen, auf den sich dann Gott weiß welche Schuld wälzen läßt.

Während er sich anzog, unterhielt ihn der kleine Schwätzer von seiner Liebe, bat ihn so viel als möglich zu eilen und sprach: Ach ja, sehen Sie, daß Sie rasch fertig werden, ich beschwöre Sie, denn es handelt sich hier fast um eine Entführung. Sehen Sie, man erlaubt mir wohl, Sophien Sonntags zuweilen in die Kirche oder auf das Glacis zu führen; aber nach Baden, das ist weit in den Augen ihrer Eltern und vollends erst des Grenadiercorporals.

Ihr Schwiegervater ist also ein Grenadiercorporal?

Ja leider, versicherte der Kleine, ein entfernter Bekannter, der immer davon spricht, Sophien heirathen zu wollen, wenn er Feldwebel geworden; ach, Sie haben keinen Begriff, wie eifersüchtig der Patron ist.

Franz hatte inzwischen sein Bärtchen und sein Haar in die rechte Lage gebracht, war mit seiner Toilette fertig, ergriff sein Stöckchen und verfügte sich an der Seite des Schneiders auf den hohen Markt. Sein kleiner Gefährte ging so rasch, daß sie bald im Hause des Notars

anlangten. Ein kleines Fenster im Übergang zeigte einen hübschen blonden Mädchenkopf, der dem Schreiber zunickte, während im Hintergrunde ein alter Mann sich trotz des Sonntags mit Ausbesserung von Schuhen beschäftigte.

Franz stieg in das erste Stockwerk hinauf. Die Kanzlei des Advocaten war leer, ein Diener bedeutete ihm zu warten, bis der Besuch des Herrn Doctors fortginge. Das kleine Schreiberchen hatte sich alsbald entfernt, und da Franz jetzt durch ein Fenster in Hof- und Thorraum blickte, sah er, wie der Blondin seiner Geliebten ein Zeichen gab, worauf diese ihm aus ihrer Thür entgegensprang; der kleine wollte ihr eben den Arm bieten, als von der Straße die herkulische Gestalt eines Grenadiers eintrat und die innigen Leute auseinanderstieben machte. Der Schreiber flüchtete in die Kanzlei hinauf und sagte, als er wieder erschien, mit sehr verdrießlichem Tone zu Franz: Da haben Sie's. Ihretwegen bin ich zu spät gekommen; der Bengel von Grenadier ist da!

In diesem Augenblick öffnete sich das Cabinet des Notars, dieser gab seinen Besuchern das Geleit, dann wendete er sich zu Franz, reichte ihm die Hand und zog ihn in sein Heiligthum hinein.

Der Mann, von dem wir hier sprechen, war ein Sechsziger, von starkem Körperbau und ernsten Zügen, über welche indessen die angeborene Jovialität zuweilen mit einem derben Spaße hinzuckte. Er war so recht ein Mann des Volks, und weil es bekannt war, daß er aus Lust und Gewohnheit gegen die Privilegirten mit großem Glück ankämpfe, so wurde seine Kanzlei von den mittleren Volksklassen sehr stark besucht; und war daher mitunter sehr

gerauidvoll. Der Umgang mit ſolchen Clienten ging an ihm ſelbſt nicht ſpurlos vorüber; zweifelſüchtig und ſpöttiſch und gewohnt, das Körnlein des Rechts aus einem Schwall ungeſchickter Redensarten herauszuſuchen, fragte er viel, kreuz und quer, ernſthaft und ſcherzend: war aber unter dieſer rauhen Schaale von ſo ehrlicher Gewiſſenhaftigkeit, daß er mit Recht von ſich rühmen konnte: er habe gewiß eben ſo viel Prozeſſe verhindert als ſiegreich durchgefochten.

Da hätten wir Sie alſo, Herr Scheiner, ſagte der Rechtsfreund, ihm einen Sitz anweiſend; ich muß ſagen, daß ich einen ſo jungen Mann nicht erwartete, oder vielmehr gerade, daß ich Sie zehn Jahre älter zu finden wünſchte: indeſſen freilich, ein Sauſewind, der ſeine Logisvermiethern nicht bezahlt und im Kaffehaus häufiger anzutreffen iſt als in ſeinem Geſchäft, muß füglich in Ihren Jahren ſtehen, denn bei einem ältern wäre eine ſolche Aufführung unverzeihlich. Aber ich wette, man verleumdet Sie; denn mein kleiner Wenzel war an zwanzigmal in Ihrem Kaffehaus, ohne Sie dort zu finden.

Ich komme nicht ſo häufig dahin, antwortete Franz, der in dieſem Verhör ſeine künftige Schwiegermama und etwas auf die Heirath Zielendes vermuthete, und fügte dann mit einer kleinen Variation der Wahrheit hinzu: geſtern ging ich früh Abends um einen Augenblick hin, ehe ich mich nach Hauſe begab.

Ich wußt' es ja, lächelte der Doctor, dann fuhr er im trockenen Geſchäftstone fort: Sie ſind alſo Herr Franz Scheiner?

Der bin ich.

Von Klettgau burg?

Ganz recht.

Vater und Mutter ſind todt?

Leider ja, ich bin verwaiſt.

Sie können ſich über die Identität Ihrer Perſon ausweiſen?

Mit meinem Taufſchein und nöthigenfalls mit dem Zeugniſſe accreditirter Bürger.

Gut, junger Mann, hören Sie mich an.

Mit dieſen Worten rückte ihm der Advocat näher und während er in einer Hand die goldene Doſe ſpielend herumdrehte, legte er die andere auf Franzens Schulter und fuhr fort: Die Natur hat Sie ſehr günſtig bedacht: Sie ſind ein hübſcher junger Mann und ſehen recht klug aus; ein Entgelt dafür, daß Sie ſo frühzeitig verwaiſt wurden. Apropos, den Todtenſchein Ihrer Eltern haben Sie doch?

Ja, zu Hauſe.

Recht, Sie müſſen mir ihn bringen. Dieſes Alleinſtehen in der Welt ſei Ihnen eine gute Lehre, daß Sie nur auf ſich ſelbſt zu bauen haben. Aber, fügte der Alte ſchmunzelnd hinzu, ich wette, daß Sie nicht ganz rein von Schulden ſind?

Wahrſcheinlich, entgegnete Franz, der nun immer mehr überzeugt wurde, daß es ſich um ſeine Heirath handle, hat Frau Radelmayer dieſe übertrieben, aber ich kann Ihnen auf das Beſtimmteſte verſichern, daß Sie längſtens in zwei Tagen bis auf den letzten Heller bezahlt ſein ſollen.

Frau Radelmayer? fragte der Advocat.

Ja, obgleich ſie mich geſtern Abends nicht vermuthen ließ — ja ſogar mich übel empfing, ſo zweifle ich doch nicht —

An was?

Sie wissen sicher, daß ich ihre Tochter heirathen soll.

Ich? keine Sylbe, ich kenne weder Frau Radelmayer noch ihre Tochter. Aber gut, wenn es dem so ist; da gibts dann einen Heirathskontrakt, und mit dem kommen Sie wohl zu mir .... vorausgesetzt, daß Sie Ihren Absichten bis dahin treu bleiben.

Wie können Sie zweifeln, Herr Doctor?

Nun, wir wollen sehen! Jetzt lassen Sie uns über Ihre Familie reden. Sie haben ohne Zweifel noch Verwandte?

Nur einen Onkel von mütterlicher Seite, der Kaufmann in Smyrna ist.

Der sie wahrscheinlich erzogen hat und den Sie genau kannten und sehr liebten, als Sie noch draußen in Klosterneuburg waren, nicht wahr?

Im Gegentheil, Herr Doktor, er ging außer Land; als ich noch ein Kind war und meine Eltern lebten; kaum daß ich mich mehr auf ihn besinnen kann.

Um so besser, lieber Scheiner, sprach der Advocat, so können Sie als Erbe die heuchlerischen Thränen sparen, denn kurz gesagt, Ihr Onkel ist gestorben, und hat Ihnen hunderttausend spanische Piaster hinterlassen, das macht doppelt so viel Silbergulden, eher mehr als weniger.

Zweimal hunderttausend Gulden, rief Franz, da bin ich ja ein reicher Mann, dem Himmel sei's gedankt!

Allerdings, bekräftigte der Mann des Rechts, einen Onkel, den Sie nicht gekannt haben, können Sie nicht beweinen, und weil Sie sein einziger und naher Verwandter sind, setzt er Sie zum Erben ein, das ist ganz natür-

lich. Ach, Sie glauben nicht, junger Mann, wie mich die Krokodilzähren oft empören, die bei mir von Leuten vergossen werden, die im Innern jubeln und lachen. Alſo vergnügt, mein Freund, und überlaſſen Sie ſich ganz der Freude, morgen wollen wir daran gehen, das Geld auf eine zweckmäßige Weiſe zu placiren.

Während Franz ehrlich geſtand, daß es ihm ſchwer fallen würde, die obligate Betrübniß aufzutreiben, und ſich vor Jubel kaum zu faſſen wußte, öffnete der Notar bedächtig ſeine Doſe, nahm eine Priſe und wies den Reſt von Tabak dem jungen Manne mit den Worten: Sehen Sie, Freund, Sie beſitzen jetzt mehr Zwanzigkreuzerſtücke, als dieſe Doſe Tabakkörnlein enthält; Sie können ruhig, glücklich und, was den größten Werth hat, unabhängig leben. Aber ein ungeſchickter Stoß an dieſe offene Doſe und ihr Inhalt iſt verſchüttet. Hüten Sie ſich, ſo ungeſchickt mit Ihrem Vermögen zu verfahren, denn die reichen Onkels in der Levante ſind ein ſeltener Artikel und man kommt nicht ſo leicht zu einer zweiten ähnlichen Erbſchaft.

Franz hatte aus lauter Höflichkeit und Entzücken der dargereichten Doſe zugeſprochen und antwortete durch nichts als durch ein wiederholtes Nießen, welches der ungewohnte narkotiſche Staub erregt hatte.

Sehen Sie, fuhr der Alte gelaſſen fort, darum laſſe ich Sie ſeit drei Tagen überall aufſuchen. Jetzt ſagen Sie mir auch, wer iſt denn Diejenige, die Sie heirathen wollen?

Die Tochter der Putzmacherin zur künſtlichen Blume im Goldſchmiedsgäßchen, Klara Radelmayer.

Geſtern mochte das noch recht klug ſein, meinte der Doctor, aber überlegen Sie es heute gut: jetzt ſind Sie

reich; Sie können eine glänzende Partie machen, Sie können in eine reiche Familie hinein heirathen, denn Sie dürfen verlangen, daß Ihre Braut ein Vermögen mitbringe, das dem Ihrigen gleich ist. Wie steht es in diesem Punkte mit Ihrer Auserwählten?

Sie besitzt nichts, antwortete Franz, aber demungeachtet würde ich sie der Tochter eines Millionärs vorziehen.

Das gefällt mir von Ihnen, junger Herr, und Sie scheinen das Glück dieser unerwarteten Erbschaft zu verdienen. Gehen Sie jetzt nach Hause, suchen Sie Ihre Papiere zusammen, denn wir müssen die Identität Ihrer Person nachweisen und ich bin dafür verantwortlich, da ich durch den letzten Willen Ihres Onkels zum Testamentsvollzieher ernannt bin. Dann wollen wir uns zu dem Banquier verfügen, bei dem das Geld deponirt ist, es dort erheben und bei Gericht niederlegen, bis alle übrigen Formalitäten erfüllt sind.

Franz war mit einem Sprunge außerhalb des Kabinets und stand in der Kanzlei an der Seite des kleinen Schreibers, dessen Miene sich wieder erheitert hatte, denn der Grenadier war bereits von dannen geschritten, nachdem er angezeigt, daß er heute die Wache beziehe, — und der Ausflug nach Baden war daher neuerdings in Aussicht gestellt.

Wir sehen uns also in Baden — im Redoutenhaus, Herr Scheiner, rief ihm der vergnügte Blondin zu.

Ja, in Baden, und ich bezahle Alles, antwortete Franz.

Und mit diesen Worten war er fort, und eilte nach der Goldschmiedsgasse, um Clara und ihre Mutter von seinem Glücke in Kenntniß zu setzen. Der Laden war geschlossen, er trat also durch die Hinterthür ein, und fand Clara in Thränen.

Sie weinen, Clärchen? fragte er zärtlich.

Das Mädchen ergriff ſeine Hand und führte ihn in den Laden, wo ſämmtlicher Vorrath von Blumen zu einem Berge gehäuft lag.

Was ſoll denn das bedeuten? forſchte Franz, will die Mutter vielleicht dieſes Local verlaſſen?

Ach ja, ſeufzte Clara, ſchon morgen ſoll das Blumenmagazin in einen Wurſtladen verwandelt werden; die Mutter iſt eben ausgegangen, um den Miethskontrakt mit ihrem Stellvertreter in Ordnung zu bringen.

Sehr gut, vortreflich! rief Franz, dann hat Mama meine Abſichten vollkommen errathen; denn ich will nicht, daß mein kleines Weibchen zu ihrem Erwerb arbeite.

Und er umarmte Clären, die es geſchehen ließ.

Dein kleines Weibchen, erwiederte ſie ſchluchzend und ihm mit dieſer vertraulichen Anrede den Beweis größter Zärtlichkeit gebend, — dein kleines Weibchen, ach du lieber Himmel, ich werd' es wohl im Leben nicht werden! denke nur, morgen ſollen wir nach Trieſt reiſen.

Warum denn nach Trieſt?

Meine Mutter will mich nach der Türkei bringen, in eine Stadt, welche wie ich glaube Smyrna heißt, und mit einem Herrn, der mich durchaus heirathen will.

Und nun erklärte das Mädchen ihrem Geliebten den Grund, warum ihn die Mutter geſtern ſo unfreundlich empfangen: ſie erzählte ihm von einem Wiener Banquier, einem Millionär, Herrn Dira, der ſich wahnſinnig in ſie verliebt und ſie durchaus zu ſeiner Frau machen wolle; daß, während Franz ſie geſtern allein getroffen, die Mutter eben bei jenem Herrn Dira geweſen ſei und Alles mit ihm verab-

reket habe: die schnelle Abreise, die Wiedervermiethung des Ladens und endlich die Heirath, welche erst in Smyrna vollzogen werden soll, weil die Abreise des Herrn Dira keinen Aufschub duldet. Noch ehe Franz von seinem Erstaunen zurückkommen und gegen diese Verrätherei protestiren konnte, trat Frau Rakelmayer herein und rief mit ihrer kreischenden Stimme nach Klara. Das Local der Modistin bildete drei kleine Piecen, deren mittlere der rechte Winkel war, an dessen einer Seite der Eingang vom Hofe lag. Kam man durch diese Hinterthüre herein, so sah man geradeüber eine Thüre, die in das Gast- und Besuchzimmer führte, während ein Blick nach rechts den kleinen Laden, der von dem Stübchen nur durch eine Glaswand getrennt war, ganz übersehen konnte. An dieser Glaswand im Innern des Ladens stehend konnte man hinwieder auch einen Theil des Besuchzimmers, wenn seine Thüre offen stand, überblicken. Kaum gewahrte Frau Rakelmayer den jungen Mann bei ihrer Tochter im Laden, als ihre Miene sich in die Falten eines liegreichen und stolzen Lächelns legte.

Ah Sie hier, Herr Scheiner! mit diesen Worten trat sie ihm entgegen, ich zweifelte, daß Sie noch kommen würden. Nun Sie kommen wohl, von Klara Abschied zu nehmen; das finde ich natürlich; denn wir wollen ja als gute Freunde von einander scheiden, nicht wahr?

Von einander scheiden, Mama? was wollen Sie damit sagen?

Ach so geben Sie doch und stellen sich nicht unwissend: Klara hat Ihnen gewiß schon erzählt, was für ein Glück ihrer wartet.

Aber das junge Mädchen hielt zu dem, den ſie liebte, und widerſetzte ſich unter Thränen dem, was die Mutter als ihr Glück rühmte. Franz war durch das kaltblütige und berechnete Benehmen der Frau Rakeimayer ſo außer Faſſung gebracht, daß er nicht wußte, welchen Vorwurf er ihr zuerſt machen ſollte. Dieſe fuhr aber in dem angenommenen Tone ſüßlicher Ueberlegenheit zu ihm fort:

Sie werden begreifen, daß heute nicht an Baden zu denken iſt; den Tag vor Antritt einer ſo großen Reiſe kann man füglich nicht mit Landpartien verlieren. Ich habe Sie darüber auch nicht getäuſcht und die Einladung ſchon geſtern entſchieden abgelehnt, Sie werden ſich deſſen erinnern. Ueberdieß haben wir heute Gäſte; Herr Dira ſpeiſt bei uns. Ja, ja, mein guter Herr Schreiner, ich ſehe ein, die Sache iſt verdrießlich für Sie, denn ich habe Ihnen doch Hoffnung gegeben und ich glaube mich zu beſinnen, daß wir auch von Hochzeit geſprochen haben. . . .

So erinnern Sie ſich doch daran? rief Franz mit aufloderndem Zorne.

Allerdings; aber wenn Sie Clara aufrichtig lieben, ſo müſſen Sie über dieſe unverhoffte Wendung erfreut ſein, denn wer rein liebt, der iſt nicht eigennützig, ſondern wünſcht nur das Beſte des geliebten Gegenſtandes. Ueberlegen Sie ſelbſt: das gute Kind ſoll jetzt reich werden wie eine Fürſtin; ſie bekommt Diamanten zum Schmuck, Sclaven zur Bedienung, Pferde und Sänften, die ſie tragen werden. Mit Ihnen hätte ſie doch immer in ſehr beſchränkter Lage und unglücklich leben müſſen; des Morgens um ſechs aufſtehen und Blumen machen und Hauben nähen bis Mit-

vermacht, kaum nur das liebe tägliche Brod verdient wird, während sie als Gemahlin des reichen Herrn Dira . . .

Wenn es also nur das Geld ist, rief Franz, wonach Sie sich sehnen, so schicken Sie Ihren Herrn Dira zu allen Teufeln, und sein Sie versichert, daß Ihre Tochter als meine Frau nicht für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten brauchte. Denn auch ich bin jetzt reich: mein Onkel ist gestorben und hat mir eine Erbschaft von zweimal hunderttausend Gulden hinterlassen.

Bei dieser Erklärung stieß Clara einen Freudenruf aus, während ihre Mutter beide Hände in die Seiten stemmte und in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Sehr gut erfunden, meinte sie, der Spaß ist köstlich. Sehen Sie, das ist ja eine Erbschaft, die zur rechten Zeit vom Himmel fällt, wie das Manna den Juden in der Wüste. Nein, nein, lieber Herr Schreiner, mit solchen Dichtungen locken Sie mich nicht aufs Glatteis. Sieh, sieh, wie dieser Onkel eben jetzt stirbt, um einen reichen Erben aus Ihnen zu machen. Aber bis zum ersten April, wo solche Märchen Sinn haben, ist noch lange hin. Und wenn wir nun gleich so dumm wären und Herrn Dira anzeigten, und sich dann der geheimnißvolle Mann verzöge, würden wir erfahren, daß vielleicht irgendwo eine Wittwe von Onkel heimgegangen sei und Ihnen seine Liebe und seinen Segen hinterlassen habe. O ich kenne das! Wahrhaftig haben Sie und Clara die hübsche Geschichte miteinander ausgedacht.

Franz erkundigte sich in Gegenerwiderung und nannte als den Namen des Advocaten, der ihm die offizielle Mittheilung gemacht. Aber Frau Radelmayer wollte nicht hören

noch glauben. Endlich müde der Thränen ihrer Tochter und der Bekräftigungen des jungen Mannes sagte sie:

Nun also gut: Sie sind reich, um so besser für Sie. Sie haben die Erbschaft Ihres Onkels, behalten Sie sie; ich behalte Herrn Dira als Tochtermann: er hat mein Wort. Wissen Sie, was er bereits für Clara gethan hat? Er ladet sie nicht aufs Land nach Baden, um sie zu compromittiren: er macht sie schon reich bevor er sie heirathet. Er stattet sie mit einer Hochzeitsgabe aus, die eben so groß, wenn nicht größer als die Erbschaft ist, von welcher Sie uns versabeln; und nicht vielleicht, daß er diese Gabe blos verspricht, er gibt sie auch sogleich. Sie ist bereits in meinen Händen, versicherte mit vornehmer Kopfneigung die Mutter.

In Ihren Händen? riefen erstaunt die beiden jungen Leute.

So ist es, bestätigte die Frau zu Clara gewendet; während du gestern die Faseleien eines gewissen jungen verschuldeten Spielers anhörtest, brachte mir Herr Dira dein Heirathsgeschenk.

Und da Franz etwas ungläubig schien, eilte Frau Radelmayer, entzückt mit ihrem Glücke prahlen und den Reichthum ihres Schwiegersohnes darlegen zu können, in das Besuchzimmer, öffnete mit einem Schlüssel, den sie bei sich trug, eine Commode und kehrte bald mit einem Portefeuille zurück, dessen angeschwollene Form auf einen reichen Inhalt von Papieren schließen ließ.

Da sehen Sie her, rief Sie, indem sie ein Packet Banknoten, jede zu tausend Gulden, herausnahm und hundert Stück dem erstaunten jungen Mann verzählte, wäh-

rend der Reß wenigstens noch eine gleiche Zahl zu enthalten schien. Das sind hunderttausend, vier eben so viel, wenn nicht mehr, und sehen Sie hier noch den Stoß von Hundertgulden-Noten; das sind vielleicht dreimalhunderttausend Gulden, was weiß ich, Herr Dina zählt nicht lange — und alle gehören Clara, das heißt der künftigen Frau Dina: ihre Mutter hat sie in Aufbewahrung: das nenne ich eine Hochzeitsgabe, ein Brautgut! Und wenn wir erst in Smyrna sind, da kaufen wir uns an, versteht sich in der Nachbarschaft des Herrn Dina, der in der Levante sehr viele Besitzungen hat, und dann werden auch wir Eigenthümerinnen von Feigenwäldern und Seidenfabriken, von Moskeen und Schiffen und allen Herrlichkeiten. Und damit wir nichts an den Banknoten verlieren, wechseln wir sie in Triest in schönes blankes Geld um, vor welchem auch die Herren Griechen und Türken einen ungemeinen Respekt haben. Da, sehen Sie, sind auch die ausgefertigten Reisepäße für Herrn Dina, für mich und meine Tochter.

Der Teufel hole die Banknoten! rief Franz mit einem ärgerlichen Blick auf diesen Reichthum, dessen Vorhandensein er nicht leugnen konnte, seit einigen Tagen scheinen sie aus der Luft herab zu schneien!

Ich verlange kein Brautgeschenk und will keine Feigenwälder, sprach Clara, geben Sie Herrn Dina alles zurück, denn ich heirathe ihn in meinem Leben nicht.

Franz begriff wohl, daß hier aller Widerstand von Seiten seiner Geliebten nichts helfen konnte: denn wie sollte ihre Mutter ihm den Vorzug vor einem so reichen und verschwenderischen Mitbewerber geben, wie dieser Herr Dina war, dessen fataler Name heute vielleicht zum vierhundertmal an

sein Ohr gelangte. Ihm blieb also nichts als die Liebe, die er dem Mädchen eingeflößt hatte; aber diese Liebe war auch ganz sein Eigenthum, und jetzt durfte keine Zeit verloren werden, sie auf die Probe zu stellen. Reich war auch er; eine gesetzmäßige Vollmacht, dem Advocaten Pichler ausgestellt, setzte diesen in Stand, das Geld für ihn zu erheben und ihm wo immer hin nachzusenden; dann besaß er im Augenblicke tausend Gulden, eine Summe, die mehr als hinreichte, Clara zu entführen und sich ein paar Monate mit ihr in Ungarn zu verbergen, ohne daß ihre Mutter den Aufenthalt erführe, bis sie mit der Zeit mürbe geworden, nachgeben müßte. Die Hauptsache war, die Heirath mit Herrn Dira unmöglich zu machen, was auf diese Weise ohne Zweifel gelang. Er benutzte daher die Gelegenheit, als Frau Radelmayer sich mit dem Portefeuille wieder in das Nebengemach begab, und sagte leise zu Clara:

Kein Wort gegen deine Mutter, Clärchen, aber halte dich bereit, mit mir zu gehen, Abends um acht Uhr erwarte ich dich an der Ecke des Gäßchens.

Das Mädchen nickte freundlich mit dem Kopfe, ohne die eigentliche Absicht dieser Zusammenkunft zu errathen, als die Mutter zurückkehrte.

Jetzt, lieber Herr Scheiner, sagte diese, hoffe ich, daß Sie ein Einsehen haben werden; nehmen Sie Abschied von Clara, denn Sie werden begreifen, daß wir heute noch so viel zu thun haben, und daß Sie uns beim Einpacken nicht helfen können.

Franz empfahl sich mit kurzen Worten; er eilte nach Hause, um die vom Notar verlangten Papiere zu holen. Als er fortgegangen war, sagte Frau Radelmayer zu ihrer Tochter:

Er nahm die Sache leichter als ich hoffte; ein recht vernünftiger Junge, dieser Franz! Nun und wenn es wahr ist, daß er seinen Onkel beerbt hat, so kann er sich leicht trösten. Das ist jetzt ein Mensch, Clara, der nicht mehr an dich denkt. Mache also auch du kein saueres Gesicht, liebes Kind; um drei Uhr kommt Herr Dira; drehe dein Haar in Papilloten und später ziehe dein neues Kleid an und wirf das Crepetuch um, damit du des Mittags recht schön bist.

Indessen begab sich Franz mit den nöthigen Documenten versehen zu seinem Advocaten und sann auf dem Wege nach, wer denn eigentlich dieser Herr Dira sein möchte, dessen verschwenderische Liebe ihm seine Geliebte zu rauben drohte. An eine Heirath wollte er nicht recht glauben, eher wohl an eine schmutzige Absicht, und Mama Radelmayer schien ihm eigennützig genug, auch einen solchen Plan zu begünstigen, sobald der Vorschlag mit schwerem Gelde begleitet war.

Dieser abscheuliche Mensch, dachte Franz bei sich, bezahlt übrigens eine Laune sehr theuer, und er muß wohl reich wie ein Krösus sein, da er solche Summen voraus gibt. Sonderbar, und von einem so reichen Manne habe ich bis heute noch niemals reden hören! Hm, Mama Radelmayer hätte für ein Zehntel der Banknoten, die ich gesehen habe, ihre Tochter verkauft. Wären seine Absichten rein, warum dann sich erst in Smyrna vermählen? Wenn man in Wien lebt und ein gutes Gewissen hat, so geht man zum Magistrat und dann zum Herrn Pfarrer, und wartet, um ein junges Mädchen zu heirathen, nicht erst, bis man in Asien und unter Türken ist. Wäre das Ganze nicht ein

bloßer Handel, so würde dieser Herr Dira anders zu Werke gehen. Ein Mann schenkt seiner Frau eine große Hochzeitsgabe: gut, dann geht er zu Gericht und verschreibt ihr ein Witthum so groß er will; aber Hunderttausende der künftigen Schwiegermutter, und überdieß einer solchen Frau, noch vor der Heirath übergeben, das geht nicht mit rechten Dingen zu!

Diese ganz gesunden Gedanken überzeugten unseren jungen Mann vollkommen und beseitigten jeden Zweifel; er nahm sich vor, dasselbe Clären mitzutheilen, ihr die Augen zu öffnen, zu zeigen, welche Gefahr sie bedroht und sie dadurch zu vermögen, daß sie ihm ohne Zögern folge. Die Mutter erschien ihm jetzt in dem ungünstigsten Lichte. Dieser Herr Dira konnte nach seiner Meinung eben so viel Einfluß als Reichthümer besitzen und die Pässe, von denen er gehört, die weite Reise, die angetreten werden sollte, konnten nur Erfindungen und Verwände sein, um Clara fortzubringen und zu täuschen. Man führte das arme Kind vielleicht auf ein Landgut, das diesem Herrn Dira gehörte, dessen unbekannter Name vielleicht nur dem bekannten irgend eines großen Herrn als Maske diente, und dort geschähe, was man in der Residenz und bei der Nähe eines begünstigten Liebhabers nicht zu erzwingen wagt. Diese Besorgniß war um so natürlicher, da Clara bis dahin niemals eines reichen Anbeters gegen ihn erwähnt hatte; ein Mann aber, der eine Heirath im Sinne hat, tritt offen auf; er zeigt sich unverhohlen, denn er handelt redlich; und wenn er ein armes Mädchen zu sich erhebt, sie glücklich macht und ihr seinen Namen gibt, so will er hinwieder doch geliebt, oder wenigstens geschätzt werden. Bei einem

nmeralischen Kauf aber zahlt der Käufer und man liefert ihm für sein Geld freiwillig oder mit Gewalt das Opfer. Und gerade so, meinte Franz, verhalte sich hier die Sache: Clara wußte erst seit gestern von der Bewerbung, und Frau Radelmayer schien sich um ihre Einwilligung wenig zu kümmern.

Als er bei dem Notar eintrat, war er blaß und unruhig; die Spuren einer angstvoll verbrachten Nacht und seines jetzigen Aergers lagen sichtbar auf seinen bleichen Zügen.

Was ist Ihnen denn? fragte der Advocat.

Ach, mein Herr Doctor, wenn es Ihnen gefällig ist, so wollen wir die Sache beeilen. Hier sind die Papiere, die Sie von mir verlangt haben. Wäre es Ihnen aber nicht möglich, ohne mich zu dem Manne zu gehen, bei welchem das Geld liegt?

Keineswegs: dazu bedürfte es erst einer gerichtlich legalisirten Vollmacht von Ihnen, die an einem Sonntag schwer herzustellen wäre, und dann wäre in der ganzen Prozedur doch etwas Auffallendes, weil man ja weiß, daß Sie selbst in Wien sind.

Ach mein bester Herr Doctor, rief Franz mit schmerzlichem Tone, meine Geliebte, meine Clara soll mir geraubt werden!

Die kleine Putzmacherin?

Ja.

Wahrscheinlich weiß ihre Mutter noch nicht, welches große Vermögen Ihnen mittlerweile zugefallen ist?

Doch, sie weiß es.

Dann muß das Mädchen eine außerordentliche Schönheit, oder die Mutter eine Närrin sein.

Inzwiſchen hatte Herr Pichler einen Fiacre holen laſſen; man ging hinunter, dem Kutſcher wurden ein paar Worte zugeflüſtert, man ſetzte ſich ein und der Wagen fuhr fort.

Alſo Ihre Liebſte gibt Ihnen den Abſchied? ſo nahm der Notar jetzt das Geſpräch wieder auf; tröſten Sie ſich, man kann nicht in allen Dingen zugleich Glück haben.

O ſie nicht, ſie liebt mich unbeſchreiblich, antwortete Franz, aber ihre Mutter. Ich bin da einem ſchändlichen Handel auf der Spur, das arme Mädchen ſoll verkauft werden.

Aber, Herr Scheiner, bedenken Sie nur, einer Mutter ſo etwas nachzuſagen! ſelbſt wenn ſie eine Putzmacherin iſt . . . .

Ich habe den Kaufpreis ſelbſt geſehen, verſicherte der junge Mann; freilich ſchützte die Alte eine Heirath vor . . . .

Sehen Sie alſo, unterbrach der Advocat.

Ach mein Herr Doctor, eine Heirath in der Türkei! das iſt ein wenig weiter und unſicherer als ein Viertel unter dem Wiener Wald. Ich weiß nichts Beſtimmtes, denn die Mutter ſagte mir was ſie wollte. Aber ich habe die innere Ueberzeugung, daß hier der ſchlechte Streich eines großen Herrn, ein niederträchtiger Verführungsplan oder eine ſogenannte Fantaſie dahinterſteckt, die ſich bei uns jeder Schuft erlauben darf, der durch ſeine Stellung oder durch ſein Geld die offenkundig werdende Schmach niederdrücken kann.

Doctor Pichler war wie geſagt ein Mann des Volkes und aus ſeiner langjährigen Praxis ſo ſehr von der Schlechtigkeit der Privilegirten überzeugt, daß es ihm wohlthat,

den jungen Mann mit so gesunkenem Freimuth sprechen zu hören, zumal in einer Zeit, wo sich die gepriesene Offenheit der Wiener höchstens in lasciven Späßen kund gab, aber bei allen Veranlassungen, wo es galt, eine schlechte Sache beim rechten Namen zu nennen, sich in rücksichtsvolles Schweigen hüllte oder in ausweichenden Redensarten mit Bücklingen vernehmen ließ. Er forderte darum seinen Clienten auf, dieser Intrigue mit wachsamem Auge zu folgen und versprach ihm seinen Rechtsbeistand, sobald sich Pläne nachweisen oder Thatsachen anführen lassen, welche vor Gericht gebracht werden können.

Junger Mann, fuhr er mit Eifer fort, wir haben gerechte und klar ausgesprochene Gesetze, die für Hoch und Niedrig gleich gelten, und rücksichtslose Richter, die einen bedachtsamen oder reichen Hallunken so gut verurtheilen wie den Bettler. Kann man ein Verbrechen einmal mit dem Rade des Gesetzes erfassen, kann in kein Auskommen möglich, und ausweichende Strafen, wie die Meidung des Hofgartens oder ein Exil auf den Gütern und in Paris kennt unser Criminalcodex nicht. Lassen Sie die Sache vor dieses Tribunal kommen und Sie sollen mit dem Resultat gewiß so zufrieden sein, als Sie jetzt verdrießlich sind. Mein Gott, wer hätte nicht Grund zum Verdrusse; auch ich ärgere mich und das selbst in Ihrer Erbschaftsgeschichte. Ihr Onkel ernennt mich zum Testamentsvollzieher, sein letzter Wille wird mir durch den kaiserlichen Consul zugesendet, das Geld aber wird nach Verfügung des Erblassers einem hiesigen Banquier überantwortet; das sieht aus wie Mangel an Vertrauen; und überdieß einem Banquier, der mir gar nicht recht ist; einem Manne, der zweifelhafte

Geſchäfte treibt, einem jener Griechen, die als Blutſauger und Börſenplage herumſchleichen.

Sie fürchten alſo wohl, fragte Franz, daß mein Beſitzthum nicht in den ſicherſten Händen iſt?

Das will ich nicht geradezu ſagen, denn es ſoll nur ſehr kurze Zeit in den ſeinigen bleiben. Hätte mein Schreiber Sie gleich am erſten Tage gefunden, ſo hätten wir es längſt. Aber nun geben wir miteinander hin und morgen erhebe ich das Geld.

Sie hielten eben vor einem Hauſe, der Advocat und ſein Client ſtiegen aus und blickten in einen Hofraum, in welchem ſich, ſo wie vor dem Hauſe ſelbſt eine ungewöhnliche Menge Menſchen verſammelt hatte. Da in dem überfüllten Wien der geringſte Vorfall eine Schaar neugieriger Müßiggänger herbeizieht, ſo war dieß nichts Ungewöhnliches und der Doctor als Geſchäftsmann längſt gewohnt, an ſolchen Menſchenhaufen ohne weitere Beachtung vorüberzugehen. Im Vorgange begegnete ihnen ein Polizeicommiſſär in Uniform. Der Advocat, deſſen Züge ſich bei dem Anblick des Functionärs unwillkürlich verfinſterten, ging ſchweigend an ihm vorüber, verfügte ſich mit Franz in das erſte Stockwerk, trat durch eine weit offen ſtehende Thür in eine Wohnung, durchſchritt mehrere Zimmer und gelangte endlich in ein Schlafgemach. Hier ſaß der Mann, den er ſuchte, in einem Lehnſtuhl, den Kopf mit einem Tuche verbunden und einen großen bayriſchen Hund, der ſich ihm anſchmiegte, an den Ohren krauend. Als auch Franz über die Schwelle getreten war, erhob das Thier ſeinen Kopf, knurrte unwillig und brach dann in ein fürchterliches Gebelle aus.

Rubia, Hektor, rubia' beſänftigte ihn ſein Herr, der ſich mittlerweile erhoben hatte und mit unruhiger Aengſtlichkeit den Advocaten und ſeinen Vaterer anſah.

Hektor! ſagte Franz vor ſich hin.

Mein Herr, ſchrie der Notar mit mächtiger Stimme, der eben kein Freund von lärmenden Hausthieren war, wollen Sie dieſen Hund gefälligſt entfernen oder zu Ruhe bringen.

Still, Hektor, ſtill! befahl der Angeredete; aber dieſer ſetzte ſein unbändiges Bellen fort.

Wenn dieſe Beſtie einmal ſchweigt, werde ich Ihnen den Grund unſeres Beſuches erklären, bemerkte der Advocat. Nicht wahr, ich habe doch die Ehre, mit Herrn Dina zu ſprechen?

Wie, höre ich recht? rief Franz, dieſer Herr iſt Herr Dina?

Er iſt es, beſtätigte der Doctor.

Herr Dina? wiederte Franz mit dem höchſten Erſtaunen. Und wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, verſetzte er dem Hunde, der ſich ihm genähert, einen mächtigen Fußtritt, daß er auf dem Boden hinrollte, riß die Thüre auf und ſtürzte aus dem Zimmer und aus dem Hauſe.

Nun, nun, was gibt es denn? rief der Notar und eilte ihm einige Schritte nach; wohin laufen Sie denn, Herr Schreiner?

Aber der junge Mann konnte ihn nicht mehr hören. Er war die Treppe hinunter und zum Thore hinausgeeilt und lief jetzt die Straße hinab, daß eben ſo ſchnell als er dieß vor wenigen Stunden nach ſeinem nächtlichen Beſuch im nämlichen Hauſe gethan. Inzwiſchen hatte ſich der Hund

beruhigt, und der Advocat, ganz erstaunt über das plötzliche Verschwinden seines Clienten, wandte sich an Herrn Dira:

Sie kennen also Herrn Scheiner bereits, und Herr Scheiner kennt Sie? Was soll das alles heißen?

Ich wollte Sie eben darum fragen, antwortete der Banquier mit gleichgültiger Kälte, aus welcher indessen doch eine unterdrückte Verlegenheit hervorblickte.

Uebrigens wollen wir von diesem Zwischenfalle später reden, meinte der Notar; jetzt zur Hauptsache, und zu dieser bedürfen wir des Herrn Scheiner nicht, denn ich vertrete ihn und habe seine Papiere. Ich bin der Advocat Pichler und Testamentsvollzieher des seligen ....

Herr Doctor Pichler? rief Dira mit sehr natürlichem Erstaunen; eben wollte ich an Sie schreiben und Sie zu mir bitten lassen ....

Wir haben uns über den Erbschaftsvertrag zu verständigen ....

Leider, mein Herr!

Wie so?

Statt aller Antwort ergriff der Banquier die Hand des Rechtsfreundes und führte ihn in ein anstoßendes Gemach, wo er ihm das Unglück der jüngsten Nacht wies: ein zertrümmertes Fenster und eine verpelzte eiserne Kassa mit Schluß- und Verbändschlössern aufgezwungen und erbrochen fanden, daß hier eben so kühne als gewandte Verbrecher eingedrungen waren.

Ruinirt, beraubt, verloren, jammerte er, und noch glücklich mit dem Leben davon gekommen zu sein! Ich kann es bei Gott nicht begreifen, daß ich nicht ermordet worden bin!

Und er zeigte seine Arme, an welchen man noch die Spuren von Zwangsbanden sah; er öffnete seinen Hausrock, das Hemde war blutbefleckt und auf der Brust gewahrte man die Wunde von einem scharfschneidenden Instrumente, welches unbezweifelt hätte ins Herz eindringen müssen, wenn es nicht durch eine glückliche Wendung des Körpers an den Rippen abgeleitet wäre.

Sehen Sie, welcher Gefahr ich entgangen bin, sagte er, die ganze Straße war um der Geschichte willen in Bewegung.

Während der Notar erstaunt ringsherum die Spuren des Einbruchs betrachtete und eine Flinte in Händen hielt, welche der Banquier nach den Dieben abgefeuert hatte, erzählte ihm dieser die Umstände des stattgefundenen Raubes. Drei Verbrecher waren bei ihm durchs Fenster eingestiegen, der eine hatte ihn alsogleich im Bette gefunden und geknebelt, der andere faßte den Hund und zwang ihm einen Maulkorb auf, und machte sich dann mit dem dritten über die Cassa, welche sie mit Hülfe von Brecheisen und Dietrichen öffneten und ausplünderten. Dieses dauerte ziemlich lang, aber während der ganzen Zeit ward ihm ein Dolch auf die Brust gesetzt, dessen kaltes Eisen bei dem geringsten Versuch einer Bewegung einzudringen begann. Endlich, nachdem der Raub vollbracht war, habe der Mörder ihn verlassen, worauf er selbst sich aufzurichten versucht, aber von dem Rückkehrenden einen Dolchstoß empfangen habe, der glücklicher Weise fehlging, worauf der Verbrecher seinen Genossen nachfolgte und entfloh. Jetzt sei es ihm, Dira, endlich gelungen, sich der Bande zu entledigen, er sei vom Bette emporgesprungen, habe den Hund frei gemacht und,

wiederholt verwundet und blutend, hatte er den Dieben einen Schuß nachgesendet und um Hülfe gerufen. Die Miethsleute des zweiten und dritten Stockwerks, der Hausmeister, die Nachbarn, alles sei herbeigelaufen; alle haben die Stricke gesehen, womit man ihn gebunden, den Maulkorb, der das Bellen des Hundes gehindert, das zurückgebliebene Brecheisen, die Strickleiter, kurz fast alles, was zur Ausführung des Verbrechens gedient hatte. Am frühesten Morgen sei ein Polizeicommissär gerufen worden, der einen sorgfältigen, von dreißig Zeugen unterschriebenen Thatbestand aufnahm, die Oertlichkeit und die Spuren des Vorgangs genau untersuchte, alle Aussagen zu Protokoll nahm und sich mit den vorgefundenen Beweisstücken des Verbrechens entfernte.

Und die Gerichtskasse meines Clienten, fragte der Advocat, befand sich im Iduer Gasse?

Allerdings, in Banknoten: ich hielt die Summe für Sie in Verwahrung.

Hm, das ist fatal, meinte der Doctor, aber nichtsdestoweniger bleiben Sie doch dafür verantwortlich.

Hierauf antwortete der Verwalter, er wisse wohl, daß er zu Grunde gerichtet sei: die Gasse habe außer dieser bei ihm deponirten Summe noch einen großen Werth an nächstfälligen Wechseln enthalten, welche die Räuber ebenfalls mitgenommen und die sie einzucassiren sich zwar hüten würden, deren Einzug jedoch auch für ihn so gut als verloren sei. Die Erzählung des Unglücks, das ihn schon betroffen und noch erwarte, des Glücks, dem er entgegengehe, wie er verhoffte, in Wahrheit aber noch mehr das plötzliche Erscheinen Aranyne's, in welchem er sein Werkzeug und sein Opfer durch einen wunderbaren Zufall

vereinigt jetzt erkannte, und die Anwesenheit des Notars, dem der junge Mann vielleicht Bekenntnisse über den nächtlichen Vorgang ablegen, dieß alles wirkte so stark zusammen, daß Herr Dina ohnmächtig wurde. Jetzt war es an dem bestürzten Advocaten, Hülfe zu finden, er verfügte sich auf den Hausflur, fand endlich eine Magd, die einem versammelten Zuhörerkreise erzählte, was ihrem Herrn alles passirt sei, und woher sie, ein Dachstübchen bewohnend, glücklicherweise erst, nachdem es geschehen, Kunde erhalten, und trieb sie herein, dem Ohnmächtigen beizustehen. Und hier ist vielleicht der geeignete Augenblick, etwas Näheres über Herrn Dina mitzutheilen, welcher sich in dem verzweifelten Streiche, den er auszuführen beschloß, einen sehr gefährlichen Helfer auserwählt hatte.

Demeter Dina war der dritte Sohn eines nicht unbemittelten griechischen Kaufmanns auf der Insel Negroponte, viel jünger als seine Brüder, davon der ältere bereits im väterlichen Geschäft mitwirkte, der andere unter dem heimischen Patrioten Kanaris eine Rolle zu spielen anfing, während er selbst noch fast ein Kind war. Diese Nichtbeachtung im väterlichen Hause, durch die wenig sich entwickelten Anlagen und den Trägheitshang Demeters begründet, erzeugte in ihm das Gefühl der Zurücksetzung und machte ihn bald heftig und heimtückisch. Seit einiger Zeit hatten griechische Handelsleute speculativer Richtung, die einiges Vermögen besaßen, es versucht, in die österreichischen Kaiserstaaten, in die Donauländer, nach der Lombardei, ja selbst nach Wien zu übersiedeln, — und da einestheils die berüchtigte griechische Schlauheit und Vortheilmacherei hier ein unvorbereitetes und sehr ergiebiges

Terrain fand, unterstützte die Einwanderung den Handel nach einer neuen bisher wenig cultivirten Seite betrieben, so war es kein Wunder, daß sich der Ruf ihrer glücklichen Geschäfte und erworbenen Reichthümer bald in ihrer früheren Heimath verbreitete und zahlreiche Nachzügler zu ähnlichen Unternehmungen aufforderte. Gelegenheit hiezu fand sich schon dadurch, daß die einmal auswärts angesiedelten griechischen Kaufleute immer wieder griechische Gehilfen für ihr Geschäft recrutirten: theils weil sie Fremden keinen Blick in ihre speculativen Combinationen gestatten wollten, theils aber weil sie sich von den industriösen Talenten ihrer Landsleute einen größern Vortheil versprachen. Unter solchen Umständen war es ein Leichtes, daß der fünfzehnjährige Demeter von seinem Vater die Erlaubniß erhielt, sich nach Triest einzuschiffen, wo ein aus Lepante stammender Kaufmann einen jungen Griechen für sein Geschäft suchte und den wohlempfohlenen Dika alsbald aufnahm. Die Vorbilder, die in diesem Hause auf den Jüngling einwirkten und die mit seinem innersten Neigungen nur allzusehr harmonirten, hielten seinen Charakter bald fest und zwar zur größten Zufriedenheit seines Geschäftsherrn. Handelsgeist, Gewinnsucht um jeden Preis, die daher weder den Wucher noch die Uebervortheilung scheute, Aufgebot aller Kräfte, um zu erwerben und anzuhäufen, und über alle diese schmutzigen Triebfedern die tiefe Maske kaufmännischer Ehrlichkeit und bürgerlicher Redlichkeit gezogen, — so bestand Dika sein Noviziat in der Handelswelt, und zwar mit so günstigem Resultat, daß er nach vier Jahren aus Ersparnissen, mehr aber noch aus Vervortheilung seines Chefs ein ganz ansehnliches Sümmchen für sich bei Seite gelegt hatte.

Dieses geheim halten und bei günstigen Gelegenheiten vergrößern zu können, zog Dem. bald nach Wien, wo sich ihm wieder eine Anstellung in einem griechischen Hause darbot, und hier hatte er in Wirklichkeit das fruchtbarste Feld für die Pläne seiner Habsucht gefunden, wäre sein an sich schwacher Charakter nicht durch das Genußleben völlig erschüttert worden. Luxus und Sybaritismus verlockten ihn, sie verschlangen, was raffinirter Speculationsgeist und riskirte Nebengeschäfte erwarben und veranlaßten daher den Geldgierigen, zu immer gefährlicheren Mitteln des Gewinnes seine Zuflucht zu nehmen, — ein Manöver, das von nun an seinem ganzen Leben anklebte. Da schien ihm mit einemmale das Glück besonders zu lächeln. Seinen älteren Bruder hatte vor wenigen Jahren eine Seuche hingerafft, der jüngere war vor Kurzem mit mehreren Gesinnungsgenossen von den Agenten der türkischen Regierung ergriffen und hingerichtet worden; der alte Vater konnte solche Unglücksfälle nicht lang überleben und starb jetzt, indem er Demetrius einiges Vermögen hinterließ, welches in seine Hände gelangte. Dieses führte zu der klug ersonnenen Heirath mit der Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, welches Geschäft, — denn anders ließ sich die Sache wohl nicht benennen — ihm die Selbständigkeit und das Patent als befugter Großhändler und Bürger in Wien erwarb. In dieser Eigenschaft und weil er sein Hauptaugenmerk auf den Handel mit der Levante richtete, sah er sich zu einer Reise nach Griechenland und Rußland veranlaßt, um feste Verbindungen anzuknüpfen, was ihm vollkommen gelang, indem die nachdrücklichen Empfehlungsbriefe des sehr accreditirten Hauses, in welchem er zuletzt gearbeitet, seine

eigene Stellung, sein einschmeichelndes Benehmen und die nationale Sympathie zu seinen Gunsten wirkten. Auf solche Weise wurde er in Smyrna auch mit Scheiner's Onkel, einem bemittelten Kaufmanne, bekannt und gewann dessen Vertrauen, welches durch spätere Geschäftsberührung nicht erschüttert wurde und sich daher noch in Uebertragung des Legats für den Neffen kund gab. Aber was unter so glücklichen Umständen begonnen hatte, nahm bald eine veränderte Gestalt an. Der erste Schlag war der plötzlich erfolgte Tod von Dira's Gattin, welche ohne Zurücklassung eines leiblichen Erben geschieden war, daher der größte Theil der eingebrachten Mitgift an die Verwandten der Verstorbenen wiedererstattet werden mußte; unglückliche Speculationen brachten Einbußen; das einmal gewohnte Wohlleben und gewisse heimliche Passionen wurden nicht beseitigt und so entstand ein merkliches Zurückgehen der Vermögensverhältnisse. Nach Verlauf einer Reihe von Jahren finden wir Dira in noch bedenklicherer, freilich von ihm mit aller Sorgfalt geheim gehaltener Lage. Großhändler war er nunmehr blos dem Namen nach, denn die Speditionsgeschäfte nach und aus der Levante, die er noch führte, waren sehr unbedeutend; er hatte sich ganz auf den Handel mit Papieren und Effecten geworfen und spielte das Hazardspiel der Börse mit, denn mit den Jahren war seine Habsucht und Geldgier nur noch größer geworden und er wollte durchaus ein reicher Mann werden. Aber das Glück lächelte ihm nun einmal nicht, und wenn ihm ja irgend ein Schlag gelang, brachte ihm ein nachfolgender gewiß um so empfindlicheren Schaden. So führte er eigentlich ein merkantilisches Scheinleben, ewig vom Durste nach Besitz gepeinigt,

und in seinen schönsten Hoffnungen immer wieder getäuscht: ein Mann von mehr als vierzig Jahren und nach zwanzigjährigem Schaffen und Wagen ärmer, als er angefangen hatte. Seine Geschäftsverbindungen in der Levante hatten Frau Katschmayer in ihm geführt, ein Weib von gemeiner Gesinnung und so habgierig und geldsüchtig wie er selbst, deren Absichten unter seinem Schutze an den Bestimmungsort abgingen, wo er kann ihr kleines Guthaben einzog und ihr so auf leichte Weise gefällig sein konnte. Sie tauschten die Dinge und eine Schlappe hatte eben wieder auf der Börse stattgefunden, als Dira zweimalhundert und achttausend Gulden in guten Wechseln aus Smyrna gesandt erhielt, den Nachlaß von Franzens Oheim; er hatte die Summe einzuziehen und zu Handen des Notars und Testamentsverwalters Doctor Pichler bereit zu halten, welcher darüber verfügen sollte. Der Brief, der die Sendung bezeugte, trug ihm auf, dieser Sache alle Sorgfalt zu widmen, indem es wohl möglich sei, daß der Erbe nicht mehr am Leben wäre und dann nach dem letzten Willen eine anderweitige Verwendung der Summe stattfinden solle. Dira hatte sich, die Papiere zu verwerthen und bei dem Anblick dieser Kostbarkeiten, die durch seine Hände nur durchgehen sollten, stumme seine Begierde doch empor. Zweimalhundert und achttausend Gulden, dieß war eine Summe, welche ihm sämmtliche Sorglosigkeit und Wohlhabenheit verleihen konnte, mit welchen sich seine schönsten Träume erfüllten, und die ihn endlich erreichen ließ, was er seit Jahren mit leidenschaftlicher Leidenschaft verfolgte. Dieser Schein war vielleicht schon todt oder lebte nicht mehr, und in letzterem Falle hatte er selbst als Freund des Erblassers fast

gegründete Ansprüche auf die Hinterlassenschaft. Dieser Gedanke, so falsch er auch war, führte ihn bald zu weiteren Entschlüssen, und allmählig klammerte sich seine Habsucht so fest an dieses Geld, welches er nur aufzubewahren sollte, daß er beschloß, es sich um jeden Preis anzueignen, — so tief sank seine, bis jetzt nur zweifelhafte Redlichkeit. Von diesem Verhaben ganz eingenommen, entschied er sich zu fliehen; aber er wollte Wien nicht wie ein gemeiner Dieb verlassen, den man steckbrieflich verfolgen und ausliefern lassen konnte; es war also unumgänglich nothwendig, daß der Räuber selbst beraubt werden zu sein verschützen und nachweisen konnte, und daß das gestohlene Geld in den scheinbaren Besitz eines mit einverständenen Dritten gelangte, auf welchen das Gesetz keinen Verdacht hatte. Er war Wittwer; er faßte daher den Plan, sich zu verheirathen und richtete seine Augen auf die Tochter der Frau Rabelmayer, die er zwar nicht liebte, die aber jung und hübsch und daher nicht zu verachten war; die Mutter war ihm verpflichtet und darum ergeben, sie war habsüchtig und mußte ihm daher dienen. Er bedurfte jetzt dieser Frau, deren heimliche Dienste und Verschwiegenheit jede Spur eines Verständnisses mit ihm verschwinden machen, jeden Verdacht ersticken sollten. Die Tochter wollte er, wenn er einmal mit ihr in Griechenland oder in der Levante war, für eine reiche Erbin ausgeben, heirathen und ruhig und genußreich von dem Vermögen seiner Frau, oder vielmehr des bestohlenen Scheiner, leben. Die Mutter war über das Sachverhältniß leicht zu täuschen, und sollte auch ferner unwissend bleiben; noch heute sollte sie ihm ein Dokument über das empfangene Geld als sein Eigenthum ausstellen, und morgen

mit ihrer Federn über Trieſt nach einem ſüdlichen Verſteck abreiſen. Er ſelbſt wollte erſt bei ſpäterer Zeit nachfolgen: denn nach einem Duellmahl wie der beabſichtigte konnte er nicht gleich Wien verlaſſen, ohne ſich ſelbſt zu verrathen oder wenigſtens ſehr verdächtig zu machen; — er nahm ſich daher vor, zu bleiben, die Entdeckung des von ihm ſelbſt angezeigten Duellmahls mit allem Eifer zu verfolgen und in dieſer Zeit ganz ſorglos und unbefangen zu leben, als ob er nichts verloren hätte. Aber der angebliche Raub mußte auch alle Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, und die Wahl eines einverſtandenen Theilnehmers hatte ihre Schwierigkeit: ſich einem Verworfenen anzuvertrauen, der fremdes Eigenthum als freie Beute betrachtete, war zu gefährlich: ein ſolcher Menſch würde ihm wohl gut dienen, aber wenn er einmal erführe, welchen Vortheil ihm, Dira, die Geſchichte eingetragen, könnte er Theilung verlangen, Clara's Anſprüche würde unter ſtets erneuerten Forderungen zuſammenſchmelzen und endlich doch eine Denunziation zu fürchten ſein: und dann hat die Polizei ein ſcharfes Auge auf Diebe von Gewerbe gerichtet, umgibt und umſpäht ſie unſichtbar, und die endliche Einziehung des Theilnehmers erſchien Dira als ſehr gefahrdrohend. Er bedurfte alſo eines halb ehrlichen, oder wo möglich eines ganz ehrlichen Menſchen, der nach dem gethanen Schritte ſeinen Verführer nie mehr anzuſehen wagen, vor ihm fliehen und die Augen niederſchlagen und das Geſchehene ſich ſelbſt abläugnen würde. Eine ſolche Perſon zu finden war allerdings ſehr ſchwer und Dira darum ſchon entſchloſſen, allein zu handeln, ſelbſt auf die Gefahr hin, eine nur zweifelhafte Wahrſcheinlichkeit zu erzielen, als er in der Nacht, welche er zur Ausführung

bestimmt hatte, in das Maier'sche Kaffeehaus trat. Die Parthie, in welche sich hier der junge Scheiner, ohne Rücksicht auf seine finanziellen Kräfte, eingelassen, ließ bald die Verlegenheit und Verzweiflung des Spielers gewahren; Tira merkte bald, daß dieser ihm ganz unbekannte junge Mann, wenn er zu verlieren fortfährt, ihm vom Schicksal als ein Werkzeug für seinen Plan gesendet scheine. Das Uebrige wurde bereits erzählt. Tira hielt das Versprechen, das er gegeben, pünktlich; er bänkigte den Hund und wartete mit seinem Hülferuf, bis Franz wieder auf der Straße war: daß die Nachbarschaft den Dieb fliehen sehen sollte, lag so sehr in seiner Absicht, als daß dieser nicht eingefangen werde. Alles war gut gegangen, die Ausführung gelungen, und er durfte, um rein dazustehen, nur die Zeugen reden lassen. Die Gerechtigkeit vollkommen zu täuschen, gab er drei Verbrecher an, zeigte eine leichte Wunde und Spuren der Bande an den Händen vor, was er natürlich alles selbst gethan, erfand ein Mährchen, um sein bedrohtes Leben zu schildern, und legte als sprechende Beweisstücke Brecheisen, Dietriche und Strickleiter vor. Aber in dem Augenblicke, wo der Advocat bei ihm erschien, begleitet von Franz Scheiner, und er in dem Erben zugleich den jungen Menschen erkannte, den er in vergangener Nacht durch das Reizmittel des Geldes zur Theilnahme an seinem Verbrechen verführt hatte, verließ ihn Fassung und Selbstvertrauen und er fiel in Ohnmacht.

Die herbeigerufene Magd und der Advocat rieben und besprützten ihn mit kölnischem Wasser, entkleideten ihn zum Theil und wandten alle Hülfsmittel an, die sich ihnen darboten, so daß er bald wieder seiner Sinne mächtig wurde.

Er kam langsam zu sich, heuchelte großes Erstaunen, den Notar an seiner Seite zu sehen, und nachdem er sich allmählig zu besinnen schien, verlangte er einen Tag oder wenigstens einige Stunden Aufschub, welches Begehren ohnedies durch den Sonntag gerechtfertigt sei.

Bedauern Sie mich, Herr Doctor! jammerte er, ich glaube nicht stark genug zu sein, um den Schlag, der mich nun erst ganz treffen soll, auszuhalten; mein Kopf schwindelt, ein Fieber glüht in mir, — erlauben Sie, daß ich mich zu Bette begebe.

Diese Verlangen war nichts weniger als unbillig, aber der Notar fühlte nun einmal eine heimliche Antipathie gegen den Geldmann, und sie kam es, daß er die Geschichte, die er hier hatte anhören müssen, zwar nicht ungläubig aufnahm und dem Wunsche des Angegriffenen nicht entgegen sein konnte, aber sich doch auch nicht sonderlich beeilte, Dira allein zu lassen, sondern nachdenklich im Zimmer auf und ab ging.

Sie haben das Fieber, sagte er gleichsam unterhandelnd, Ihr Kopf schwindelt, es mag so sein, ich glaub' es wohl: aber mein Client, dieser arme junge Mann, dessen Vermögen verloren oder in größter Gefahr ist, was soll mit dem geschehen? Die Geschichte stellt sich ganz unglücklich für ihn: eine Liebe ist auch dabei im Spiel, ein junges Mädchen, das er betrogen, die nichtswürdige Mutter aber sicher verkaufen will, ich glaube an einen großen Herrn, den Gott verdamme! Ich fürchte nur, daß Scheiner an die Donau hinausgelaufen ist; und es wäre fast begreiflich: denn mit seinem Vermögen hätte er diese Frau Rakelmayer für sich gewinnen und sie bewegen

können, ihrem abscheulichen Verhaben zu entsagen; aber se . . . .

Bei dem eben vernommenen Namen sprang Dira von seinem Lehnstuhl auf.

Frau Radelmayer? rief er.

Ja, Frau Radelmayer, bestätigte ruhig der Notar, die aus ihrer jungen hübschen Tochter, welche mein Client liebt, den Vortheil der Schanke ziehen will. Sie können mir's immerhin glauben. Sie kennen diese Personen wahrscheinlich gar nicht, diese Frau Radelmayer, Putzhändlerin zur künstlichen Blume, in der Goldschmiedsgasse, wenn ich nicht irre.

Ihr Client, der junge Mann, der mit Ihnen hier eintrat, kennt also diese Frau Radelmayer? fragte begierig der Beunruhigte.

So gut, daß er ihre Tochter heirathen wird, antwortete der Doctor, wenn Sie ihm seine Erbschaft auszahlen, und wohlgemerkt, wenn der erwähnte Handel vereitelt wird.

Diese Worte waren für Dira nur zu deutlich, er griff rasch nach seiner Cravate, warf das um den Kopf gebundene Tuch weg, schnürte in einen Straßenrock, langte nach dem Hut und war wie ein Blitz fort.

Nun was gibts denn? Halt doch, halt! rief der Advocat, und wo ist denn das Fieber und das Bett? Herr Dira, Herr Dira! . . . .

Aber Herr Dira eilte so schnell von dannen, als es eine halbe Stunde früher Schein gethan.

Sie sind Alle verrückt! dachte der Notar; sollte der vielleicht auch in die kleine Putzmacherin verliebt sein? dann

wäre das eine Schönheit, welche allen Leuten die Köpfe verdreht. Und er richtete einige Fragen an die Magd des Forteilenden, welche gleichfalls ganz erstaunt war und nicht begreifen konnte, wie der Name einer Putzmacherin unter den vorhandenen Umständen ihren Herrn zu so raschem Aufbruch bewegen konnte. Dem Doctor blieb nichts übrig, als auch fortzugehen: er bestieg seinen Fiacre und ließ sich nach Hause bringen.

Wenden wir uns jetzt zu Franz. Als dieser den Hund und sein Gebell erkannt und sich in der Wohnung ein wenig orientirt, wußte er augenblicklich, daß er sich in demselben Hause befand, welches er auf höchst sonderbare Weise zu Nacht besucht hatte, und als der Advocat Herrn Dira bei seinem Namen nannte, durchzuckte ein Blitz des Verständnisses den jungen Herrn. Jener Mensch also, der tausend Gulden dafür gab, daß man des Nachts bei ihm einsteige und den Schein eines Diebstahls errege, war Dira, und derselbe Dira war es, welcher seine, Franzens, Erbschaft im Voraus der Frau Radelmayer zur Aufbewahrung gegeben, und ihn so zugleich um Vermögen und Braut bringen wollte. Da sie in das Unglückshaus eingetreten, war ihnen ein Polizeikommissär begegnet, bei welchem Dira aller Wahrscheinlichkeit nach den jungen Mann als Thäter angegeben hatte, und doch wollte dieser Dira morgen schon nach Triest und weiter aufbrechen: denn Franz hatte seinen Paß gesehen: also sollte dieser in wenigen Stunden alles verlieren, Vermögen, Geliebte und Ehre. Die Augenblicke waren kostbar, er eilte zu Frau Radelmayer. Ohne zu überlegen, wie er sich dort zu benehmen habe, um das Portefeuille in seine Gewalt zu bekommen, welches ihm die

Alle ſo prahlhaft gezeigt hatte, beſchloß er ſein bei ſich, es um jeden Preis und auf jede Art an ſich zu reißen, denn es enthielt, wie er nun einſah, ſein Eigenthum, ſein Vermögen. Sollte ſelbſt die Polizei zu Hülfe gerufen werden, ſo bewies eben dieſes Portefeuille, worin die Banknoten und Päſſe lagen, wenn nicht ſeine Unſchuld, doch klar das Verbrechen Dira's, weil die drei Päſſe das Verhalten einer gemeinſamen Flucht darthaten und es zugleich Frau Rakelmayer unmöglich machten, zu läugnen, von wem ſie das Geld erhalten hatte. Sobald Franz das ſchlaue Gewebe durchblickt, deſſen Fäden der Zufall ihm in die Hand gegeben, lief er aus Dira's Hauſe nach der Goldſchmiedsgaſſe und bat den Himmel, daß es ihm gelingen möge, dieſen Knoten ohne Anwendung der äußerſten Gewalt zu löſen, woran er übrigens verzweifelte. Da ſah er Frau Rakelmayer an der Ecke der Schulengaſſe ſich entgegenkommen; ein Schritt unter ein Hausthor machte es ihm möglich, ſie vorübergehen zu laſſen und das Ziel ihres Ganges zu errathen. Sie ſchritt in den Laden eines Geflügelhändlers, wahrſcheinlich um für ihren Gaſt einen Braten auszuwählen, und er hatte ſomit Zeit genug, in ihrer Abweſenheit zu handeln.

Schnell ſtürzte er über den Stephansplatz und klopfte bald an die Hinterthüre des Ladens zur künſtlichen Blume.

Klara, rief er, Klara, ich bin's, öffne ſchnell, um Gotteswillen!

Das junge Mädchen geberdete augenblicklich, denn ihn liebte ſie innig und aufrichtig und ſah ſich verurtheilt, Herrn Dira, den ſie nicht liebte, an's Ende der Welt zu folgen. Sie glaubte Franz reich, denn er hatte es verſichert, —

welches Mädchen glaubte ihrem Geliebten das nicht gern!

und war daher bereit, ihm zu folgen. Eine Entführung in einem flüchtig hinrollenden Wagen, an der Seite eines hübschen jungen Mannes, der mit Gold die Wege ebnet, um endlich sein Vermögen und seinen Namen mit ihr zu theilen, — man braucht eben keine Putzmacherin zu sein, um daran Wohlgefallen zu finden. Uebrigens hatte Clara eine triftige Entschuldigung: ihr wurde nicht Wort gehalten; die Mutter hatte ihre Liebe zu Franz erst gebilligt und jetzt nahm sie ihr Wort zurück, weil das Geld sie blendete. Als Clara daher ihren Geliebten erblickte, sagte sie:

Du kommst, mich abzuholen? wir sollen mit einander fliehen? Komm, ich bin bereit.

Nein, Clara, du irrst, ich komme, um das Portefeuille des Herrn Dira zu holen; schnell, hilf mir, wir haben nicht einen Augenblick Zeit zu verlieren.

Das Portefeuille des Herrn Dira! rief das Mädchen und ihre ganze Gestalt nahm den ernsten Ausdruck der Würde an.

Ja doch, lieber Gott, nur rasch, liebe Clara, dieses Portefeuille enthält mein Eigenthum, die Pässe ausgenommen; doch muß ich auch diese haben, sie sollen mir als Beweismittel dienen.

Aber Franz!

Den Schlüssel, Clara, den Schlüssel!

Statt aller Antwort brach das Mädchen in Thränen aus; aber Franz umarmte und tröstete sie, er lobte die redlichen Gesinnungen, die sie jetzt darlege, und erklärte ihr, daß auch er nicht weniger redlich und weit entfernt sei, sich eines fremden Gutes bemächtigen zu wollen. Der Mann,

den er entlarven müſſe, ſei eben derjenige, der ein junges Mädchen, ohne von ihr geliebt zu werden, heirathen will, und den Händen ihrer Mutter eine anſehnliche Summe übergibt, die ihm nicht angehört.

Denn dieſes Geld, fuhr er fort, iſt mein: dieſe Banknoten ſind mein Eigenthum, ſie ſind der Nachlaß meines Onkels. Den Schlüſſel, Klara, den Schlüſſel! denn in jedem nächſten Augenblick können wir von deiner Mutter oder dieſem Dina überraſcht werden, und dann wärſt du es, die zu meiner Beraubung und meinem Ruin mitgeholfen.

Den Schlüſſel! antwortete das Mädchen, ich habe ihn nicht, denn ſeit die Mutter im Beſitz des verwünſchten Geldes iſt, kommt er nicht aus ihrer Taſche.

Ohne ein Wort weiter zu reden, eilte Franz in das Gaſtzimmer, zog den Schlüſſel von ſeinem eigenen Schranke hervor und verſuchte ihn hier an der Commode und, o unerwartete Freude, er paßte und ſchien anzugreifen. Dieſer faſt unglaublich günſtige Zufall wird dadurch leicht erklärlich, daß die gewöhnlichen Möbeln, womit die mittleren Wohnungen und die Gaſthöfe verſehen werden, Fabrikarbeit ſind, was natürlich auch von den Schlöſſern gilt, welche überdieß nicht in ſehr wechſelnden Varianten angebracht werden. Das Schloß gab alſo dem fremden Schlüſſel nach und hätte übrigens der Gewalt Scheiners, zu welcher dieſer nöthigenfalls entſchloſſen war, gewiß nicht widerſtehen können. Nachdem er die Lade geöffnet, nahm er das Portefeuille heraus und verbarg es unter ſeinem Rocke.

Du ſagſt deiner Mutter, Klara, daß ich es geweſen, der dieſen Schrank erbrach und das Geld mit fort nahm. Mag ſie toben und drohen und mich verklagen, — ganz

nach ihrem Belieben, es steht ihr frei, denn ich fliehe nicht, mein Kärchen, und verberge mich nicht; bei dem Advocaten Decker Pichler auf dem hohen Markt bin ich und dieses Portefeuille zu finden.

Dieses sagend, machte er sich davon, blickte auf der Straße nicht erst lange um, ob er der heimkehrenden Mutter ansichtig würde, sondern eilte auf den hohen Markt zu dem Notar, an dessen Hause er eben anlangte, als Pichler aus dem Fiacre stieg.

Kommen Sie, kommen Sie, Herr Decker, denn wir sind nirgends in Sicherheit als in Ihrem Cabinet.

Sie stiegen rasch empor, Franz eilte in das Cabinet und als ihm der athemlose Notar dahin nachgefolgt war, knöpfte er den Rock auf und überreichte das kürzlich eroberte Portefeuille dem Ehrenmanne mit den Worten:

Hier, Herr Decker, ist die Nachlassenschaft meines Onkels, hier das Geld, welches heute Nacht Herrn Dira gestohlen wurde.

Der Notar trat einen Schritt zurück.

Junger Mann, sprach er ernst, mit was für Leuten haben Sie Umgang? Wissen Sie, daß man Herrn Dira diese Nacht ermorden wollte, daß er gebunden, verwundet wurde und . . . .

Und, fuhr Franz fort, daß dieses Portefeuille seit gestern Abend acht Uhr in Gewahrsam der Frau Nadelmayer war, welche es von Herrn Dira erhalten, und daß es unter andern auch Pässe enthält, mittelst welcher der ehrliche Depositar nach Triest und weiter reisen wollte.

Wie, und die erbrochene Kassa? fragte der Advocat.

Dira's Werk.

Die Strickleiter, die Brecheisen und Dietriche, die dem Commissär übergeben wurden? . . .

Dira's Verbereitung.

Die Bande, die ihn gefesselt? . . .

Alles Dira!

Der Maulkorb, welcher das Bellen des Hundes hinderte?

Dira und wieder Dira!

Aber Dira gab doch alles zu Protokoll; er versicherte, daß drei Verbrecher bei ihm eingedrungen . . . .

Drei Verbrecher! wiederholte aufathmend Franz.

Ja, und die Nachbarn haben sie gesehen, denn sie gaben ihm Zeugenschaft und unterzeichneten das Protokoll.

Das mag Ihnen nur ein Beweis mehr sein, antwortete mit sicherer Haltung der junge Mann, daß dieser Mann eine Scene spielte, welche er mit seinen Theilnehmern früher gut einstudirt, weil ich Ihnen auf das Bestimmteste versichern kann, daß sich dieses Portefeuille sechs Stunden vor Ausführung des angeblichen Diebstahls in den Händen der Frau Madelmayer befand.

Der Notar mußte die Richtigkeit dieses Schlusses zugeben, öffnete das Portefeuille, zählte die darin enthaltene Summe, prüfte die Pässe und verschloß dann alles sorgfältig in sein Pult.

Hm, sagte er, das gibt einen hübschen Criminalproceß, der dem Mann ein gutes Stück seiner Freiheit kosten wird. Jetzt mag er kommen, das Portefeuille zu holen.

Damit legte er seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes und fuhr fort:

Erinnern Sie ſich, lieber Scheiner, daß ich heute morgen auf meine Doſe weiſend zu Ihnen ſagte: ein unglücklicher Stoß könne ein großes Vermögen ſo leicht wie den Tabaksraub in die Winde ſtreuen? .... und wenig fehlte, daß meine Worte eine Prophezeiung geworden wären. Aber noch begreife ich nicht, daß Sie mit dieſem Dieb nicht zuſammengetroffen ſind, denn als ich zufällig den Namen der Rabelmayer nannte, würzte er eben ſo raſch fort als kurz vorher Sie ſelbſt, nachdem Sie in ihm wahrſcheinlich ihren Rival und den Räuber Ihres Erbes erkannt hatten. —

In dem Augenblick, wo Dina von Scheiners Liebe und ſeinem Verhältniß zu Frau Rabelmayer hörte, fühlte er ſich verloren. Ein unvorausſichtlicher und verwünſchter Zufall machte alle ſeine Plane ſcheitern. Sein Verhängniß lieh ihm den Menſchen auswählen, den er am ſorgfältigſten hatte meiden ſollen und den ſein Unternehmen am nächſten angina. Wer mochte auch denken, daß dieſer junge Mann eben das Mädchen liebte, das er ſelbſt heirathen wollte, und die Mutter kannte, die ſeinen Raub verbarg und dieſen ſchnell abreiſend in Sicherheit bringen ſollte! Er war alſo entdeckt und wenn er ſich nicht ſehr beeilte, eines ſchmachvollen Verbrechens leicht überführt. Nur eine Hoffnung blieb ihm noch: wahrſcheinlich hatte Frau Rabelmayer von dem Geiſte, das ihr übergeben werden, gegen Niemand geſprochen, noch die Summe vorgewieſen: dann konnte er ſeinen Raub ſchnell an ſich nehmen und mit Hülfe des Paſſes, den ſeine Verwandt früher ſich verſchafft hatte, raſch entfliehen. Er eilte alſo was er konnte nach der Goldſchmiedsgaſſe, freilich nicht ohne böſe Verahnung wegen Scheiners plötzlichem Davonlaufen, aber ſeine Angſt

klammerte ſich an den letzten Hoffnungsfaden. Am Ausgange der Schulenſtraße erblickte er Frau Radelmayer vor ſich herſchreitend, welche nach eben beendigtem Einkauf heimkehren wollte.

Mein Portefeuille! mein Portefeuille! Frau Radelmayer, ächzte er, ſie ereilend, in das Ohr der Ueberraſchten.

Ach, Sie ſind es, Herr Schwiegerſohn! ſagte dieſe etwas verlegen, weil ihr Negligé nicht das ſorgfältigſte war und die ſtrotzende Einkaufstaſche einen Gang verrieth, den man, und beſonders am Sonntag, einer Magd überläßt; — Sie wollen Ihr Portefeuille? Sie bedürfen gewiß einiger darin enthaltenen Papiere?

Allerdings; geben Sie mir es nur; Sie haben es doch?

Herr des Himmels! Ob ich es habe? Die Ausſteuer meiner Tochter; — wem ſollte ich ſie denn gegeben haben?

Aber wie unvorſichtig, rief Dira, das Haus zu verlaſſen, wenn man ſo bedeutende Baarſchaften in der Wohnung liegen hat.

Meine Tochter iſt daheim, antwortete die Frau ganz ruhig.

Ja eben deßhalb, eiferte Dira, immer mehr in die Hitze gerathend, Ihre Tochter hat verdächtige Bekanntſchaften.

Verdächtige Bekanntſchaften? wiederholte Frau Radelmayer etwas gereizt und ſchon halb fürchtend, daß ihr goldener Wahn verſchwinde: Sie zielen vielleicht auf Herrn Scheiner, einen braven und ſehr hübſchen jungen Mann, der Clara heirathen wollte und dem ich geſtern, eben aus purer Rückſicht für Sie, den Abſchied gab, — denn auch er iſt reich, er hat geerbt.

‚Zum Teufel, rief in voller Unartigkeit Dina, mein Portefeuille! Sie haben es, wenn ich mich recht erinnere, in einen Schrank eingeschlossen, in eine Commode; — geben Sie mir den Schlüssel!‘

Während die Frau, erstaunt über das bleiche Aussehen und die zornige Sprache Dina's, in ihrer Einkaufstasche nach dem Schlüssel suchte und diesen endlich auf dem Grunde fand, entfiel der Sack ihren Händen, ein stattlicher neapolitaner Kapaun, ein Paar Birnen und mehrere Düten rollten zu Boden und boten dem Sonntagspublikum, das eben die Messe in der Stephanskirche verließ, einen recht appetitlichen Anblick. Die Frau bückte sich in großer Verwirrung, um ihre Küchenvorräthe aufzunehmen, Dina aber war mit dem Schlüssel davon hinausgelaufen.

‚Wenn Franz eben bei Clara wäre, murmelte sie vor sich hin, das gäbe eine saubere Geschichte!‘

Sie hatte sämmtlichen Inhalt wieder in die Tasche geworfen und eilte, so schnell sie durch das Menschengedränge kommen konnte, nach Hause. Mittlerweile hatte Clara den Dingen nachgedacht, die Franz gethan, der Oeffnung des Schrankes und der Mitnahme des Portefeuilles, und da sie sich eben so sehr vor der heimkehrenden Mutter als vor einem etwaigen Besuche Dina's fürchtete, so begab sie sich aus der Wohnung in den Hof, wo die Anwesenheit mehrerer Nachbarn sie vor den gefährlichsten Ausbrüchen schützen konnte. Und sie hatte wohl daran gethan, dieß bewies die Wuth, in welche Dina gerieth, als er das Möbel offen fand und von ihr, zur Thüre hereingerufen, die Auskunft erhielt, Herr Scheiner habe das Portefeuille mitgenommen. Als Frau Rabelmayer nach Hause kam und Herrn Dina ver-

nichtet in einen Stuhl gesunken und die Gemmeke leer fand, rief sie außer sich:

Hilf, Himmel! mein Schwiegersohn hat die Wahrheit vorausgesehen, dieser Scheiner hat uns betrogen!

Clara war näher gekommen, die äußere Thüre offen lassend, sie zitterte wie ein Espenlaub und entgegnete tröstend: Nicht doch, Mutter, er ist mit dem Portefeuille zu dem Advocaten Pichler auf dem hohen Markt gegangen und dort zu finden.

Was? er zu einem Advocaten? der Dieb! er ist gewiß nicht mehr in Wien sammt unserem Gelde. Herr Dira, auf und lassen Sie uns die Polizei zu Hülfe rufen.

Bei dem Worte Polizei erhob sich Dira und sagte ganz gefaßt:

Ihre Tochter hat Recht, Sie werden Herrn Scheiner gewiß bei seinem Advocat finden: ich gehe das jetzt selber ein.

Und nachdem er so gesprochen, ging er fort.

Da siehst du, Thörin, rief jetzt die Mutter, die du dein Glück nicht einsehen willst, wie reich dein künftiger Gemahl sein muß, da ihn solch ein solcher Verfall und mehr als wahrscheinlicher Verlust nicht sonderlich erschüttert.

Eine Stunde später hatte sich nächst dem Lusthaus im Prater ein Mann in die Donau gestürzt.

— Das Ende dieser Geschichte ist mit wenigen Worten erzählt.

Franz gelangte an das Ziel seiner Wünsche: Clara wurde die Seinige, und er hatte diese Wahl niemals zu bereuen. Jene tausend Gulden, welche an dem verhängnißvollen Tag in seine Tasche und nicht mehr herausge-

kommen waren, legte er als eine Gabe für die Armen in die Hände des Geistlichen, der den Bund der Liebe gesegnet.

Die Neuvermählten traten eine Reise nach Frankreich an und der glückliche Gatte hat seine junge Frau, sich so einzurichten, als ob sie nicht mehr nach Wien zurückkehren sollten. Und das war auch der Fall, denn wenige Tage nach der Abreise der jungen Leute erschien Doctor Pichler bei Frau Radelmayer, bedeutete ihr, daß ihr Schwiegersohn sich im Auslande anzusiedeln beabsichtige, wohin sie demselben unter keinem Vorwand folgen solle, und daß er für den Fall ihres Gehorsams eine lebenslängliche anständige Rente für sie ausgesetzt und das Capital derselben gerichtlich versichert habe. Die Art, wie sich Frau Radelmayer dem jungen Manne gegenüber benommen, die Begünstigung Dira's und ihr zur Gemeinheit neigender Charakter rechtfertigten diesen Schritt hinreichend.

Eine Woche später las man in einem auswärtigen Blatte — denn die inländischen durften damals nicht einmal Vorfälle aus dem öffentlichen Leben mittheilen, wenn diese mißliebig oder vom Gericht in Untersuchung gezogen waren, — nachfolgende merkwürdig lautende Correspondenz aus Wien:

„Ein beispielloses freches Verbrechen, welches hier in der Nacht vom . . . . . mitten in der Stadt begangen wurde, erregt die allgemeine Indignation und hatte leider die traurigsten Folgen. Der Großhändler Dira, ein Mann von unbescholtener Rechtlichkeit, wurde von Räubern, die durchs Fenster bei ihm einstiegen, mißhandelt, am Leben bedroht, und ihm sein ganzer in diesem Augenblick sehr bedeutender Cassavorrath geraubt, welcher großentheils aus Depositen-

geld beſtand, nemlich aus einer von Smyrna an ihn gelangten Baarſchaft, als Erbe eines hieſigen jungen Mannes. Die Thäter ſcheinen ſpurlos verſchwunden zu ſein. Dieſer unverhoffte Unglücksfall, der wahrſcheinlich den größeren Theil ſeines Vermögens plötzlich verſchlang, drückte den Beſtohlenen ſo ganz nieder, daß er ſein Leben in den Fluthen der Donau endigte. Als ein ſchöner Zug von Rechtſchaffenheit muß hierbei erwähnt werden, daß der Unglückliche eine Stunde vor ſeinem Tode alle übrigen Vermögensreſte beitrieb und zuſammenlegte und ſo die volle Summe des ihm anvertrauten Depoſitums einem Notar übergab, damit der Erbe durch dieſen Unfall keinen Schaden erleide."

Die Erinnerung an die Gefahr, welcher durch unverzeihlichen Leichtſinn ſein Vermögen, ſeine Redlichkeit und ſeine Ehre ausgeſetzt geweſen war, machte auf Scheiner einen tiefen Eindruck für das ganze Leben; er ſchwur ſich, jede ſchiefe Stellung und Handlung zu vermeiden, bei welcher das Gefühl der Ehrenhaftigkeit allmählig erkalten und die redliche Vernunft zum Schweigen gebracht werden könnte, — und er hat Wort gehalten. Er iſt glücklich, von Allen, die ihn kennen, geſchätzt, und dieſe verdiente Achtung nicht ſo feſt, daß er ſich leicht erlauben konnte, ſeine jugendliche Unbeſonnenheit einem Freunde ſelbſt zu erzählen, durch welchen ſie hier an die Leſewelt gelangt, nachdem, wie ſich von ſelbſt verſteht, Namen und Oertlichkeit ein wenig verändert worden ſind.

Der Fuchs in ſeinem Bau.

Am 15. September 1757 öffnete Mademoiselle Geneviève Ybretien zu früher Morgenstunde, wie sie es täglich that, ihren Laden in der Gaillonstraße in Paris. In dem ganzen Quartier St. Honoré gab es keinen Laden, der mit neuen Bändern besser versehen war und keine freundlichere Verkäuferin. Man fand hier gleichzeitig die zierlichsten Spitzen und das hübscheste Gesichtchen, das man sehen konnte. Diese blauen Augen, sanft wie Blumen und Sammet, dieses feine Näschen, diese rosigen Lippen, zwischen denen der Schmelz der Zähne hervorblitzte, wenn ein Lächeln sie bewegte, dieses zarte Kinn, dieses lange schwarze Haar an den Schläfen zurückgeschlagen und diese durchsichtige Haut, sanft geröthet an den Wangen und schneeweiß am Nacken, wären der würdige Stoff eines Pastellgemäldes gewesen, wie Greuze kein reizenderes geliefert hat. — Die schmucke Krämerin zählte achtzehn Jahre, und in der Epoche, in welcher sie lebte, bedurfte es weder solcher Reize noch solcher Jugend, um schnell berühmt und gesucht zu werden, und daher kam es, daß Geneviève noch kaum

vier oder fünf Monate ihren Laden zum „goldenen Cocon“ hielt, als bereits alle hohen Damen vom Hofe und die vornehmſten Edelleute ſich in der Gaillonſtraße mit Bändern verſahen. Geneviève hatte die artigſten Knixe für die Frauen und ein holdes Lächeln für die Herren und war höflich gegen Jedermann, aber die Liebesbriefchen und wohlduftenden Billets, die ſie tagsüber erhielt, dienten ihr Abends nur zu Papilloten; die Händlerin war klug, und das gab ihrer Schönheit einen höheren Werth.

An dieſem Morgen grüßte Geneviève, friſch und heiter wie die Morgenſonne, ihre Nachbarn an den Thüren rechts und links und ging dann ein Liedchen trällernd an die Arbeit, die Stoffe zu ordnen und Spitzen und Bänder guirlandenförmig aufzuhängen, was ihrem Laden einen feſtlichen Putz verlieh. Eben wollte ſie einen großen Strauß künſtlicher Blumen an dem paſſenden Platze befeſtigen, als ein junger Mann die innere Ladenthüre ſachte öffnete und ſich ihr ungeſehen auf den Fußſpitzen näherte. Als er ganz nahe herangekommen war, faßte er ſie um den Leib und küßte ſie auf den Nacken. Die hübſche Händlerin ſtieß einen leichten Schrei aus, wie ein gehaſchter Vogel, und wandte ſich zürnenden Blicks um, der aber bald in einem Lächeln verſchwand.

Schon wieder Sie, Herr Paul, ſagte ſie errötend, das iſt nun der zweite, den Sie mir rauben.

Ich muß wohl nehmen, was Sie mir nicht geben wollen.

Sie geben mir vielmehr, was ich nicht nehmen will.

Ei nun, ſo geben Sie es mir doch gleich zurück.

Warum nicht gar! Sie ſind ſo freigebig, daß mich die Zurückerſtattung in Verlegenheit brächte.

Genevieve nickte dem jungen Manne einen freundlichen Gruß zu und als er wieder Miene machte ſich ihr zu nähern, drohte ſie ihm mit ihrem niedlichen Finger und wies nach einem Stuhl in der Ecke des Ladens.

Es iſt gut ſo, mein Herr, ſagte ſie dann mit einem gewiſſen gebieteriſchen Ernſte, obgleich es von Ihnen nicht recht iſt, ſo zu handeln, während mein Vetter auswärts verweilt; denn wenn er wieder hier iſt, werden Sie Ihre Küſſe wohl anders wohin tragen müſſen. Uebrigens kommt mein Vetter bereits morgen zurück.

Er komme wann er will, wenn es ihm Vergnügen macht.

Aber es macht ihm kein Vergnügen, wenn man mich umarmt.

Ich ſtrebe aber auch nicht darnach, ihm ein Vergnügen zu machen.

Hören Sie, Herr Paul, rief Genevieve und ſtampfte dabei mit dem Füßchen auf, Sie nehmen keine Vernunft an, das kann einmal nicht ſo fortdauern. Erſtens liebe ich meinen Victor und gebe nicht zu, daß er um meinetwillen Verdruß habe. Und dann, glauben Sie denn, daß es für ein Mädchen meines Alters ſchickſam iſt, einen jungen Mann Ihres Alters bei ſich zu verbergen? Denn ich laſſe Sie doch hier wohnen, mein Herr.

Ja für monatlich zehn Livres, das iſt wahr.

Um das Geld handelt es ſich hierbei nicht. Ich weiß wohl, daß meine Tante bald zurückkehrt und daß dieſelbe Sie bei mir eingewohnt hat; aber während ich dieſe Rückkehr erwarte, bringen Sie Ihre Zeit damit hin, mir bald die Hände, bald den Nacken zu küſſen.

Das kommt daher, weil ich Sie liebe, ſchöne Geneviève.

Und das eben ſoll nicht ſein. Als ich Sie bei mir aufnahm, hatten Sie kein ſolches Benehmen, wie Sie es jetzt kund geben. Sie ſchlugen die Augen nieder, waren traurig und Ihre Stimme tönte ſo klagend, daß ich unwillkürlich gerührt wurde. Sollte die Geſchichte Ihres Streites mit dem Schreiber Ihres Amtmanns nur ein erſonnenes Mährchen geweſen ſein?

Keineswegs.

Sollten Sie vielleicht weder bedroht noch verfolgt ſein?

Ach du lieber Himmel, ich bin das unglücklichſte Opfer des Schickſals, das Ihnen jemals vor Augen gekommen iſt.

Für ein ſo unglückliches Opfer ſind Sie mitunter recht veranügt.

Weil ich Sie ſehe, Geneviève; bin ich allein, ſo weine ich, daß es ein Jammer iſt; erſt heute Morgens benetzten meine Zähren den Tiſch ſo reichlich, als ob man ein Glas Waſſer darüber gegoſſen hätte.

Sehen Sie, jetzt blicken Sie wieder zum Himmel auf; wenn Sie ein ſo trauriges Geſicht machen, habe ich natürlich nicht die Kraft, Ihnen zu zürnen. Und doch kenne ich Sie eigentlich gar nicht.

Paul Germon aus dem Dorfe St. Gervais bei Blois, ich habe es Ihnen ſchon dreimal geſagt.

Und wenn Sie es zwanzigmal geſagt hätten — ein Name beweiſt noch nichts. Meine Tante will zwar Ihre Mutter kennen ....

Ja, Gertrude Germon.

Ei was, meine Tante iſt, unter uns geſagt, nicht ſehr ſchlau; ſie iſt eine Fliege, die man mit ein wenig Honig wohin man will bringen kann. Und Sie ſcheinen Honig auf den Lippen gehabt zu haben, als Sie ſie vor vierzehn Tagen beſchwatzten. Doch ſei's, Sie ſind Paul Germon, ich will es glauben; aber wann werden dieſe Papiere, die Sie erwarten, endlich ankommen?

In drei oder vier Tagen, wie ich denke; vielleicht ſchon morgen.

Wir wollen ſehen. Sie haben etwas in Ihrer Miene, was mir immer den Verdacht erregt, daß Sie ein Edelmann ſein könnten.

Ich? Ach, Sie erweiſen mir zu große Ehre.

Was Ehre! Als Sie geſtern die Treppe herabſtiegen, wären Sie beinahe gefallen und ſtießen dabei einen ſo edelmänniſchen Fluch aus, daß ich unter Tags noch daran dachte.

Das iſt eine üble Gewohnheit, die ich in Blois annahm; ich war noch ganz jung und lief damals aus Vergnügen mit dem Jagdgefolge des Vicomte von Morſan.

Der Vicomte von Morſan iſt ein recht hübſcher Herr.

O ja, meinte Paul lächelnd.

Aber ein Spieler, ein Taugenichts und Raufbold.

Ei, ei — ein ſauberes Portrait; wer hat Ihnen das entworfen?

Victor, der ihn in Blois ſah und beobachtete.

So, ſo, Ihr Vetter Victor. Der Vicomte kann ſich bei ihm bedanken. —

In dieſem Augenblicke ging die Ladenthüre ſo raſch auf, daß Geneviève die Bewegung nicht bemerken konnte,

welche das letzte Gespräch in Paul hervorgebracht hatte. Bei dem Geräusch der Thüre hatten sich die beiden Sprechenden in entgegengesetzter Richtung getrennt, Paul zog sich in den Hintergrund zurück, während die Händlerin nach vorn ging.

Der Eintretende war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, von schöner Gestalt und edlen Zügen. Ein weiter staubiger Reisemantel verhüllte ihn ganz, aber ein vorragendes Degenende, das an die hohen Stiefel schlug und die durch Epauletten erhöhten Achseln deuteten hinreichend an, daß er militärisch gekleidet war.

Wie? Sie sind es, gnädiger Herr, rief Geneviève ihm entgegenlaufend.

Der Fremde führte rasch seinen Finger an die Lippen, blickte nach der Seite hin, wo Paul abgewendet stand — ein Blick, dessen Bedeutung die Händlerin sogleich verstand.

Verzeihung, mein Herr, verbesserte sie sich, mich täuschte eine Aehnlichkeit; was steht zu Ihren Diensten?

Sehr wenig, Mademoiselle, die Erlaubniß, ein Viertelstündchen in ihrem Laden verweilen zu dürfen; an meiner Postchaise hat sich ganz nahe von hier ein Rad losgemacht; ein Unfall, der in wenig Augenblicken beseitigt sein wird, und ich gab den Auftrag, mich im „goldenen Boten" abzuholen, werden Sie mir diese Freiheit verzeihen, Mademoiselle?

Mein Haus ist ganz zu Ihren Diensten, mein Herr, erwiederte Geneviève mit einer Verneigung.

Jetzt begegneten sich die Blicke Pauls und des Fremden und aus den unveränderten Mienen Beider, in denen sich etwas Neugierde aussprach, konnte man leicht entnehmen, daß sie sich noch niemals gesehen hatten.

In meinem ſtaubigen Anzuge, fuhr der Fremde lächelnd fort, kann ich ſchicklicherweiſe nicht in einem Laden verweilen, der, wie ich weiß, das Stelldichein der ſchönen Welt iſt. Wollten Sie mir nicht erlauben, Mademoiſelle, in einem andern Gemach abzuwarten, bis man mich mit meinem Wagen abholt?

Mit Vergnügen! antwortete Genevieve, wandte ſich zu dem Reiſenden und dann gegen ein Zimmer, das eine Glasthüre vom Laden trennte. Als ſie die Thür erreichte, rief ſie mit freundlich gewendetem Kopfe ihrem Miethsmanne zu: Herr Paul, möchten Sie nicht ſo gefällig ſein, für ein Paar Augenblicke den Verkäufer in meinem Laden zu machen?

Sehr gerne, aber Ihren Kunden wird das nicht ſonderlich gefallen.

Zu ſo früher Stunde dürfte wohl kaum ſchon Jemand kommen; die Damen vom Hofe pflegen nicht vor neun Uhr aufzuſtehen; übrigens können Sie mich rufen, wenn eine käme.

Nachdem Genevieve mit dem Fremden im Nebenzimmer verſchwunden, ſetzte ſich Paul an einen kleinen Tiſch, worauf Dinte, Feder und Papier lag. — Der Miethsmann, welchen Genevieve Paul nannte, war ein ſchöner junger Mann mit kühnem Blick und feinem Weſen, das gegen die einfachen Kleider, die er trug, ſonderbar abſtach.

Er hatte ſich kaum niedergeſetzt, als er in einem kleinen gegenüber hängenden Spiegel ſeine Geſtalt erblickte und in ein herzliches Lachen ausbrach. Bei Gott, rief er, ich ſpiele da eine ſaubere Figur in dieſem Sarſcherocke und in dieſen Floretſtrümpfen. Wenn Marmontel mich ſähe, ſo

brachte er mich in die komische Oper. Aber ich bin jetzt allein und habe keinen Augenblick zu verlieren. Sagte sie nicht, daß ihr Vetter Victor schon morgen wiederkehrt?

Mit diesen Worten ergriff er eine Feder, warf ein Paar Zeilen auf ein Papier und siegelte dieses, trat dann an die Ausgangsthüre und winkte einem langen Burschen, welcher sich an der Ecke der Gaillonstraße einem angenehmen Nichtsthun überließ. Der Bursche lief herbei, Paul zog ihn in eine Ecke des Ladens und übergab ihm das Billet, nachdem er ganz leise mit ihm zugeredet.

Ganz gut, antwortete der Bote, ich eile dahin.

Als Beide sich umwandten, standen sie plötzlich vor ein Paar Damen, welche durch die offen gebliebene Thüre so eben eingetreten waren.

Ah! Herr von Merian! sprach die Eine der Damen.

Paul erröthete wie ein Granatapfel und verbeugte sich.

Zum Henker auch, rief er, indem er den Burschen unsanft zur Thüre hinausschob, so geh doch!

Nach Allem, was ich sehe, kommt unser Besuch hier ungelegen, fuhr die Dame fort, die eine reizende Frau, jung wie der Frühling, schön wie die Rose und frisch wie der Morgen war. Lassen Sie doch diesen armen Teufel nicht so hart an und zürnen Sie vielmehr uns, wenn Sie gestört werden.

Wo die Marquise d'O. erscheint, ist sie stets sicher, Niemand ungelegen zu sein.

Ei, Herr Vicomte, das war ein Madrigal in Prosa, aber damit ich es glaube, hätten Sie früher nicht erröthen müssen. Wie bisher haben Sie sich zurückgezogen und darum sieht man Sie jetzt so selten in Marly? Nun das

Neuchen hier ist allerliebst bewehrt und ich weiß nicht leicht ein schmuckeres Vöglein, das die Schwingen der Sperber vom Hofe in Bewegung setzen könnte.

Madame?

Es kreisen wohl viele herum, aber fürwahr noch keiner dachte daran, in so bescheidenem Gewächer zu erscheinen. Wenden Sie sich doch einmal um, damit ich Sie ganz betrachten kann.

Ach, Madame, Sie wissen nur allzuwohl, daß ich mit jenen Absichten, die Ihre Güte mir unterlegt, hier nicht erscheine.

Warum denn nicht, wenn man fragen darf?

Weil ich Sie anbete.

Bisher eine Antwort für ein Liebesgedicht. Meine Einfalt wäre vielleicht versucht, Ihnen zu glauben, wenn Ihre Kleider nicht die Worte Lügen strafen. Sie beten mich an, mag sein; Sie lieben aber auch Mademoiselle Geneviève, das ist alles: ein sinniges Wechselspiel der Leidenschaft.

Ich schwöre Ihnen, daß ein anderes Motiv ...

Welches?

Ein sehr ernstes ...

Nicht möglich! Eine Wette, ohne Zweifel? Nehmen Sie sich in Acht, Herr Vicomte, Geneviève ist meine Patin und ich schätze sie wie mich selbst.

Dann, Madame, hat sie nichts zu fürchten.

Aber sie muß auf ihrer Hut sein, fügte die Marquise schalkhaft bei.

Das ist ein Wort, für das ich gern mein Blut gebe.

Ich danke für meine Opferwilligkeit; aber es handelt sich nicht um mich, die ich glücklicherweise der Ihrer Flamme

dadurch geschützt bin, daß Sie Ihren eigenen Ruf nicht auf's Spiel setzen dürfen; es handelt sich um Genevieve.

Mein Besuch im „goldenen Cocon" hat keine Beziehung zu ihr; ich bin hier . . . .

Wegen?

Wohlan, wenn ich es durchaus gestehen muß, Madame, wegen eines Duells, entgegnete der Vicomte, der nach dem nächsten Worte haschte, welches ihm als Vorwand beifiel.

Ein Duell! rief die Marquise mit sichtbarer Angst.

Sie wissen, Madame, wie streng die Connetablie in jüngster Zeit gegen Angelegenheiten dieser Art geworden ist. Unser Handel hat einiges Aufsehen erregt, wir besorgten den Besuch des Herrn Lieutenants vom Marschallstab, und um die Neugierigen zu täuschen, haben wir uns ein Stelldichein in diesem Laden gegeben; er ist dem Gaillenthor ganz nahe; zwei Schritte und wir sind in Porcherons oder Chateaurouge und ziehen vom Leder, ohne gestört zu werden. Hier haben Sie die ganze Wahrheit, Madame.

Aber zu einem Duell muß man ja, wie ich immer hörte, wenigstens zu Zweien sein? Ich sehe aber Ihren Gegner nicht, Herr Vicomte.

Mein Gegner? . . er ist dort, Madame, antwortete Herr von Morsan sehr gefaßt und wies nach der Glasthüre, durch welche man im Nebenzimmer den Fremden gewahren konnte.

Darf man auch seinen Namen wissen?

Ich habe ihm geschworen, darüber zu schweigen.

Wenn Ihre Verschwiegenheit so verläßlich als der Mantel Ihres Gegners undurchdringlich ist, so wird das

Geheimniß gut bewahrt bleiben; der Herr sieht aus, als ob er vom fernsten Ende der Welt herkomme.

Ich bitte um Ihr Schweigen, Madame, Geneviève kommt! rief der Vicomte, als er in dem Nebenzimmer die Händlerin mit einer Platte Erfrischungen eintreten sah.

Es sei, aber unter einer Bedingung . . .

Ich werde gehorchen.

Morgen beim Frühstück müssen Sie mir die Geschichte erzählen — natürlich, wenn Sie nicht wieder ein Ehrenhandel in den „goldenen Eseln" ist.

Ihr Befehl ist eine Gunst für mich, die ich kaum zu hoffen wagte. Ich werde nicht fehlen, versammelt, daß ich am Leben bin. —

Jetzt ging die Thüre des Nebenzimmers auf. Herr von Morsan nahm eine gleichgültige Miene an, und die Marquise, die ihn von der Seite beobachtete, durchmusterte die Bänder in den Gartens.

Wie, meine gnädige Base hier! rief Geneviève auf die Marquise zueilend mit anmuthiger Lebhaftigkeit.

Bei diesen Worten blieb der Fremde, welcher der Händlerin in den Laden folgen wollte, plötzlich stehen, drückte den Hut tiefer ins Gesicht und wankte sich zurück ins Zimmer, eine Bewegung, die den Personen draußen entging, weil sie seiner nicht achteten.

Ja ich bin's, meine liebe Kleine, sagte die Marquise d'O; nicht wahr, es ist noch früh, um schon in den Laden zu gehen? aber es handelt sich auch um ein wichtiges Ding —, um eine Garnitur reicher Schleifen für morgen, und ich will, daß du selbst sie mir machst, und verlange, daß du Niemand Anderem ähnliche fertigst, du bist in solchen Putzsachen ausnehmend geschickt.

Sehr gern, gnädige Frau; haben Sie aber auch das Roth vorgefunden, welches Ihren Beifall hat?

Ei gewiß, meine Liebe, noch interessanter als ich dachte und so überraschend, als ich es kaum zu finden hoffte, erwiederte die Marquise mit einem boshaften Lächeln und einem Blicke auf den Vicomte, welcher so ernst wie ein Schöppe dastand.

Die Marquise ging nach der Thüre, um sich an ihren Wagen zu begeben, wohin sie Genevieve begleitete, nachdem diese vorher Herrn Paul ersucht, den Laden in Acht zu nehmen, indem sie einen kleinen Gang in die Nachbarschaft mache.

Kaum war die Händlerin fort, als Herr von Morsan die Thüre des Nebenzimmers öffnete, den Fremden begrüßte und zu ihm sagte: Mein Herr, ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen, aber nach Ihrem Aeußeren halte ich sie für einen Mann, der einem Andern aus einer Verlegenheit zu helfen bereit wäre. Nicht wahr, ich täusche mich nicht?

Keineswegs, und ich hoffe, die gute Meinung aufrecht zu erhalten, die Sie von mir gefaßt haben.

Das freut mich sehr, denn ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.

Sprechen Sie.

Wollten Sie mir wohl die Ehre erweisen, sich mit mir zu schlagen?

Mich mit Ihnen schlagen? und weßhalb?

Ja das weiß ich selber nicht, mein Herr. Eine Dame, die mir sehr lebhafte Gefühle einflößt, hat mich vor wenigen Minuten hier überrascht; meine Anwesen-

heit in diesem Laden fiel ihr auf; sie vermuthete sogleich ....

Daß Mademoiselle Geneviève Ihnen nicht minder lebhafte Gefühle einflöße.

Richtig. Sie hat, unter uns gesagt, nicht ganz Unrecht, aber derlei Geständnisse macht man gewissen Personen in gewissen Verhältnissen nicht: Ich quälte meine Erfindungsgabe um einen Vorwand für mein hiesiges Verweilen ab und sie gab mir ein Duell ein.

Sehr sinnreich.

Nun befanden Sie sich gerade in dem Nebenzimmer ....

Und da fiel ihre Wahl auf mich.

So ist es.

Ganz gut, meinte der Fremde, aber ich sehe bei der ganzen Geschichte nur ein kleines Hinderniß ....

Meinen Stand vielleicht? ... Dieses Kleid ist nur Maske; ich bin Edelmann, und ich glaube sogar, daß Ihnen mein Name nicht unbekannt sein wird: Vicomte Paul von Morsan.

Der Fremde verneigte sich und fuhr lächelnd fort: Erlauben Sie, daß ich meinen Namen verschweige, gewisse Verhältnisse verpflichten mich, incognito, wie ein Fürst, zu reisen. Dieser Degen und diese Epauletten verrathen übrigens meinen Stand. Das ist auch nicht die Schwierigkeit; aber ich habe sehr große Eile.

Es handelt sich ja nur um eine Viertelstunde.

Vielleicht um noch weniger, aber der Minister erwartet mich in Marly.

Der Minister mag warten, mein Herr! Ich habe nun einmal der Marquise d'O geschworen, mich zu schlagen, und ich werde mich schlagen.

Staatsbibliothek

Bei dem genannten Namen überkam den Fremden eine Bewegung.

Wie der Marquise d'O. haben Sie es gelobt? rief er aus.

Ihr selbst.

Nun dann, mein Herr, begreife ich Ihre Gewissenhaftigkeit und weil es eine Dame angeht, deren Geist und Schönheit man überall rühmt, so weigere ich mich nicht länger. Wir schlagen uns.

Sie entzücken mich.

Aber unter einer Bedingung. Sie nehmen in meinem Wagen Platz und in dem ersten Gehölz, durch welches wir auf der Straße nach Marly kommen, steigen wir ab; auf diese Weise halte ich Ihnen Wort und verliere keine Zeit. —

Ich bin es sehr zufrieden. —

Jetzt trat Gemeriere ein und verkündete die Ankunft der Postchaise.

Der Fremde richtete sich fertigmachen, ließ den Vicomte verabschieden und deutete mit einem Winke nach dem Wagen.

Wie, Sie reisen auch fort, Herr Paul, und mit diesem Herrn? rief Gemeriere ganz erstaunt.

Bei meiner Treu und früher als ich dachte; es trifft sich zufällig, daß dieser Herr den Vicomte von Merlan kennt und meine Angelegenheit auszugleichen versprochen hat.

Mit diesen Worten, bei welchen er das Lachen kaum unterdrücken konnte, umarmte der junge Leichtfuß die Händlerin und die beiden Edelleute sprangen in den Wagen, der rasch davonrollte.

Als sie aus dem Thore fuhren, schlug es eben zehn Uhr. Der Wagen wiegte sanft, der Weg war gut, das Wetter herrlich; die beiden Offiziere, auf weiche Kissen hingestreckt, sahen die einzelnen Landhäuser an sich vorüberfliehen; der Vicomte von Mersan empfand ein außerordentliches Behagen; er hatte ein Duell und zwei Liebeshändel, also alles erdenkliche Glück auf einmal.

Auf Ehre, rief er lachend, das schönste Wetter von der Welt, um sich den Hals zu brechen.

Und man kann dies Vergnügen nicht leicht aus einem angenehmeren Grunde haben, meinte sein Begleiter; denn die Marquise P. ist eine der niedlichsten Damen bei Hofe.

Sagen Sie lieber die niedlichste.

Sie sprechen als Verliebter. Ist denn Ihre Liebe so ernstlich gemeint?

Ernstlich? ich liebe sie zum Verrücktwerden.

Den Teufel auch! Aber hat denn diese bekannte Klemme Aussicht auf Entwickelung?

Je nun, erwiderte der Vicomte mit etwas unzufriedener Miene, sie wehrt sich von der Oeffnung.

Magere Kost.

Die Damen fangen alle mit diesem ersten Kapitel an.

Und dann folgen die anderen.

Das wünsche ich auch.

Man hat mir aber gesagt, daß der Marquis sehr [illegible]

Glauben Sie denn, daß ich sie anbeten würde, wenn er sie nicht hätte?

Ah so!

Gewiß; wenn er sie weniger sorgfältig bewachte, wäre es mir nie in den Sinn gekommen, ihr nachzustellen; ich bete sie an, weil ich ihn hasse.

Wirklich?

Der Marquis d'C ist mein Aristides; ich bin es satt, ihn mir immer als Muster anführen zu hören.

Wie, also hat sein guter Ruf selbst seine Heirath überlebt?

Freilich; was andere todt macht, hat ihn erst recht ins Leben gerufen. Man schwört nicht höher als bei ihm und die Damen schlagen bei seinem Namen die Augen schmachtend zum Himmel auf und haben tiefe Seufzer auf den Lippen.

Was Sie sagen!

Was man auch thut, es ist nichts gegen das, was der Marquis gethan haben würde. Er lebt in jedem Gedächtniß; dieser Marquis ist ein Gespenst, das Einem allenthalben begegnet, ja sogar bei Mademoiselle Juret.

Ah, Sie kennen also Claudinen?

Sie aber auch, wie ich sie eben höre?

Ein wenig, versetzte lächelnd der Fremde; es war zur Zeit, als ich in der königlichen Garde diente; sie vergaß mich jedoch an demselben Tage, als ich sie verließ. Aber fahren Sie fort, ich bitte.

Auch das Herz der Mademoiselle Juret ist von diesem berühmten Marquis bestürmt. Eines Abends, als sie unter dem Beifall der ganzen Stadt gesungen, fand ich es passend, ihr einen Rubin zu schenken. Die Schöne seufzt und lacht an der Bouteille: „Sehen Sie", ruft sie, indem sie ein Armband aus einem Kästchen holt, „Ihr Rubin

gleicht ganz demjenigen, den mir mein lieber Roger gegeben" — Roger iſt der Marquis.

Ich weiß, antwortete der Fremde.

„Und ich habe geſchworen", fuhr meine Undankbare fort, „es zeitlebens als Andenken von ihm zu bewahren."

Das iſt ein Zeichen guten Herzens, und wenn ich in der Lage wäre, den Schauſpielerinnen zu zürnen, dieſer einzige Zug könnte mich mit ihnen ausſöhnen.

Sie finden Sie das? ich war nicht derſelben Anſicht. Ich nahm das Armband und warf es ins Feuer, und wenig fehlte, daß ich die Beſitzerin nicht nachfolgen ließ.

Ein etwas ſtarkes Mittel, um ſie zu heilen.

Es koſtete mir auch einen Schmuck, ſie wieder zu verſöhnen.

Was, ein ganzer Schmuck für ein Armband?

Nicht weniger. Dafür ſchwur ich, mich zu rächen und zog meine Truppen auf die Domäne des Marquis.

Das heißt, Sie faßten den kühnen Entſchluß, ſeiner Frau den Hof zu machen.

Was ſagen Sie aber dazu, daß dieſer Teufelsmenſch ſeine Unverſchämtheit ſo weit treibt, auch von ihr wie von einer Geliebten gelicht zu werden?

Ei ſich doch!

Nachdem, was man mir nach meiner Ankunft in Blois ſagte, rechnete ich auf eine anſtändige Empfangung, die etwa einen Widerſtand von vierzehn Tagen bis ſechs Wochen leiſten würde. Das iſt Alles, was man von einer geiſtreichen Frau verlangen kann, die ihr eiferſüchtiger Gatte fünfzehn Monate lang in einem alten Schloſſe vergräbt.

Aber wen gesehn, nach unkenntlicher Zeit stehe ich noch immer beim ABC der Liebe.

Aber sie hört Sie doch wenigstens an? fragte der Fremde mit gleichgültiger Miene.

Mit einem Ohr.

Dann ist die Bresche fertig.

Und ich hoffe nächstens den Sturm zu wagen.

Aber der Gemahl?

O der ist in Flandern. Nachdem er eine Menge Myrthen geerntet, wollte er auch einige Lorbeern pflücken.

Sie werden sehen, er wird plötzlich hereinfallen wie eine Bombe.

Ich werde ein Zusammentreffen nicht scheuen. Ich muß mir einen Ruf gründen, denn ich bin erst vier oder fünf Monate bei Hofe. Offene Oerter nehmen, was will das sagen; man muß Festungen stürmen.

Es war also ein Irrthum, was ein aus Versailles kommender Edelmann vor wenigen Wochen erzählte, daß Sie, mein Herr, zu Frau von Perthuis in Beziehung stehen.

Keineswegs.

Wie, also das ist auch wahr?

Allerdings. Frau von Perthuis ist jung, reich, liebenswürdig und ihr Oheim besitzt die volle Gunst des Hofes.

Und Sie wären gar nicht böse, sie heirathen zu dürfen?

Im Gegentheil — und diese Heirath brächte mir ein Regiment; aber die Dame ist grausam unter dem Vorwand, ich sei flatterhaft; sie will wohl geliebt sein, aber nur allein.

Freilich ein sonderbares Verlangen!

In der Erwartung alſo, daß ſie mir ihre Hand endlich ſchenke, richte ich jetzt meine Angriffe gegen die Marquiſe d'O — und welch' ein Ruhm, wenn ich ſiege.

Das wird ein Heldenſtück ſein!

O mehr angenehm als heldenhaft, und um mein Glück zu verdoppeln, habe ich es zu gleicher Zeit auf die ſchöne Geneviève abgeſehen.

Wie, die Händlerin zugleich mit der Marquiſe?

Auch aus Rache. Wird doch der Marquis auch von der Kleinen geliebt. „Ich bin ſeine Pathe", ſagt ſie. Eine Pathe, die ein Paar Augen wie eine Sultanin hat.

Alſo, warf der Fremde faſt verdrießlich hin, genügt Ihnen Mademoiſelle Aurel nicht?

Ach nein, ſie hat den unverbeſſerlichen Fehler, welchen Herr von Richelieu an allen ſeinen Geliebten fand.

Den, Ihnen anzugehören?

Richtig.

Nun in dieſen Fehler wird Mademoiſelle Geneviève nie verfallen.

Pah! Gewiß nicht.

Wir werden ſehen.

Wohlan, ich wette, daß ſie nie die Ihrige wird?

Es gilt tauſend Louisd'or.

Ich halte ſie; ſie ſollen die Koſten meiner Reiſe decken. Erlauben Sie, Herr Offizier, fuhr der Vicomte lächelnd fort, habe ich vielleicht die Ehre, Sie zum Nebenbuhler zu haben?

Faſt; ich ſah Geneviève, ſie gefällt mir, und ich habe mir es in den Kopf geſetzt, ſie gegen eine ſo gefährliche Leidenſchaft wie die Ihrige in Schutz zu nehmen.

Und das alles ohne Eigennutz?

Aus gutem Herzen.

Sie scheinen etwa dreißig Jahre zu zählen, mein Herr?

Fünf und dreißig.

We zum Teufel nützet sich jetzt nicht schon die Tugend ein!

Als der Vicomte dieses gesprochen, beg der Wagen in ein kleines Gehölz ein: zur einen Seite des Wagens lag eine Lichtung von hohen Bäumen umgeben.

Sehen Sie hier eine Stelle, meinte der Reisende, die mir ganz geeignet scheint, unsern Handel zu schlichten. Was sagen Sie dazu?

Sie gefällt mir ganz wohl! umsomehr als hinter diesem Hügel ein Schloß liegt, in welchem ich nöthigenfalls für mich oder für Sie um Sicherheit auf Waffenfreundschaft zählen darf.

Dann steigen wir aus.

Der Wagen hielt; der Lakai packte einen Degen aus und die beiden Cavaliere begaben sich auf die Wiese.

Der Vicomte lachte ganz vergnügt. Wissen Sie auch, Herr Gegner, sagte er, den Degen entblößend, daß wir jetzt fast einen Grund haben, uns zu schlagen? Aber eben darum will ich mich wohl hüten, Sie zu tödten, denn wer zahlte mich dann?

Ich denke, daß das Geld noch kein gewonnenes ist, lassen Sie sich dadurch nicht beirren.

Die Degen kreuzten sich. Bei der dritten Finte zerriß die Degenspitze des Fremden das Kleid des Vicomte.

Ich da, rief dieser, wenn Sie so rasch zu Werke gehen, wird mir wohl weder zu gewinnen noch zu verlieren Zeit bleiben.

Er führte jetzt seinerseits einen Stoß, der die Uniform seines Gegners an der Epaulette zerriß.

Sie führen den Degen so gut, erwiderte der Offizier, daß Sie mir, wenn ich nicht solche Eile hätte, viel Zeit kosten könnten.

Bei diesen Worten fuhr sein Degen wie eine blitzende Schlange unter der Waffe des Vicomte hin und alsogleich erschienen ein Paar Tropfen Blutes auf dem Kleide des Herrn von Mersan.

Teufel, das war ein superber Stoß, mein Herr, rief der Vicomte, ich fühlte den Degen, noch ehe ich ihn sah.

Ist's nun genug? fragte der Fremde.

Jetzt ist Alles in Ordnung. Die Marquise kann morgen sehen, daß ich sie nicht getäuscht habe.

Ich werde es ihr späterhin bestätigen. Leben Sie wohl, mein Herr, ich hoffe, wir werden uns wiedersehen.

Ich rechne sehr darauf. Wenn es Ihnen einmal gefällt, daß wir zusammen frühstücken, so finden Sie wohl leicht mein Hotel in der Straße Bourgogne. Aber vergessen Sie die tausend Louisd'or nicht; Sie haben jetzt gewonnen, dann ist die Revanche an mir.

Weder dieß noch jenes.

Der Fremde grüßte, eilte an seinen Wagen, gab dem Postillon ein Zeichen und die Pferde flogen davon.

Der Vicomte, nun allein, löste sein Halstuch ab und verband damit, so gut es ging, die Wunde.

Bah, nichts als ein Ritz, sprach er für sich, der Stahl ist nur ins Fleisch gedrungen; in zwei oder drei Tagen keine Spur mehr davon. Fürwahr, dieser Fremde ist

ein prächtiger Mann, und wenn ich seinen Namen wüßte, stattete ich zuerst ihm meinen Besuch ab.

In solchen Gedanken schlug Herr von Mersan einen Pfad durch den Wald nach dem benachbarten Schlosse eines Freundes ein, innerlich überzeugt, daß es im ganzen Königreich Frankreich keinen glücklicheren Viermte gebe. Der Tag hatte mit einem Duell begonnen und er hoffte, ihn auch mit einer angenehmen Unterhaltung anderer Art zu beschließen.

Während sich dieses auf dem Wege nach Marly zutrug, sah man auf der Straße von Orleans einen kleinen Wagen so schnell dahertrollen als ihn die kräftigen Beine eines dämmigen Rothschimmels fortzogen. In dem Weidenkorbe dieses Fuhrwerks saß eine alte Frau in ländlicher Tracht und ein hübscher junger Bursche, kräftig und munter; es war Frau Simon, die Tante, und Victor, der Bräutigam Genevieve's.

Du lieber Himmel, Victor, sprach die aufmüthige Frau, ist das auch recht, das arme Thier so anzutreiben; du lässest ihm ja kaum Zeit zum Athemholen.

Ei was, „der Blenker" weiß, was seiner zu Paris in der Gaillonstraße wartet. Eine niedliche Hand wird mit ihren kleinen Fingern seinen dicken Hals streicheln und dann fällt wohl auch ein Stück Weißbrod für ihn ab. Nach fort, Blenker, mein gutes Thier, Paris ist mein und dein Ziel, denn Genevieve ist in Paris.

Und als ob der Gaul die Worte seines Herrn verstanden, warf er verdrießlich den Kopf empor, wieherte und

griff von neuem aus und ſetzte ſeine ſchweren Hufe in erſtaunliche Bewegung.

Aber, begann die Alte lächelnd wieder, daß du verliebt biſt, iſt noch kein Grund, um das arme Thier zu tödten.

Der Blonde ſtirbt nicht daran, Madame, und ich komme einige Stunden früher an.

Allerdings, wie du den ganzen Weg fährſt, kommen wir ſtatt morgen mit Tagesanbruch wohl noch heute Abend in Paris an.

Welche Freude, Madame, ich werde ſie noch heute Abend ſehen! welche Ueberraſchung auch für ſie, da ſie mich erſt morgen erwartet.

Glaubſt du alſo, daß ſie dich recht ſehr liebt? fragte die Alte mit ſchalkhaftem Lächeln.

Ob ich es glaube! Ich glaube an ihre Liebe wie an Gott, denn ſie hat es mir ſelbſt geſagt.

In meiner Zeit ſagte man zuweilen Manches, was nicht wahr war. Von der Zunge zum Herzen liegt ein Zwiſchenraum.

Sie lügen! Geneviève ſagen was ſie nicht denkt — unmöglich! Jetzt, nur wenn ich ihren Namen nenne, klopft mir das Herz. Sie mich nicht lieben, während ich, um ihr den kleinſten Gefallen zu thun, durchs Feuer ginge? Aber ich ſehe ſchon, Ihr wollt mich nur quälen; wißt Ihr doch ſo wohl wie ich, wie gut und edel ſie iſt. Das Taufwaſſer iſt nicht ſo rein, als der Grund ihrer Seele.

Ja, ja, lieber Victor, antwortete die Alte mit gerührter Stimme, du haſt Recht, ſie zu lieben; Geneviève wird eine ſo gute und brave Frau werden wie ſie ein liebenswürdiges Mädchen iſt.

O sprecht mir nicht so, Muhme, rief Victor, oder ich treibe den Blonden zum Galopp an.

Und unwillkürlich riß er an den Zügeln und knallte mit der Peitsche, daß der schwere Gaul in Sätzen dahin flog. Zwischen dem Fuhrwerk und der Gaillonstraße lag in diesem Augenblick nur noch eine Entfernung von fünf bis sechs Lieues.

In dem Modeladen zum goldenen Cocon war der Tag ein sehr einträglicher gewesen und Geneviève reichte kaum aus mit ihrer Behendigkeit, um alle Kunden zu befriedigen, die nach ihren Spitzen und Bändern verlangten. Während sie so beschäftigt war, pflanzte sich der Bursche, welchem der Vicomte von Morsan Morgens den Brief übergeben, an dem Hause gegenüber so auf, daß er alles was im Laden vorging sehen konnte. Zwei oder drei andere Strolche, mit welchen er Zeichen des Einverständnisses ausgetauscht, trieben sich an der Ecke und an den Hausthüren in der Nähe herum.

Gegen Abend entließ Geneviève, müde von der Tagesarbeit und vergnügt durch das Glück, das sie morgen erwartete, ihre Gehülfin in ein rückwärts gelegenes Stübchen und schloß vorsichtig die Ladenthüre ab. Die Kaufladen in der Nachbarschaft folgten ihr einer um den andern, die Vorübergehenden verschwanden und Nacht und Schweigen lagerte sich auf die Straßen.

Diesen Zeitpunkt nahm der Mann wahr, der den Beobachtungsposten inne hatte, näherte sich dem Laden und pochte sanft an dem Thorflügel.

Wer klopft? fragte die Händlerin, welche innen noch beschäftigt war.

Von Herrn Paul, antwortete der Mann.

Ach ſo, entgegnete Geneviève, indem ſie ein Guckfenſter in der Thüre öffnete. Was will er von mir?

Sehen Sie ſelbſt, Mademoiſelle, dieſer Brief wird es Ihnen ſagen.

Geneviève nahm den Brief und entfernte ihn.

Nun, er hat gute Ausſichten, ſagte ſie, in das Schreiben blickend, um ſo beſſer für ihn. Ach, er verlangt ſeinen Meſſer und die Sachen, die er auf ſeiner Stube gelaſſen.

Ja, ich bin da, ſie abzuholen.

Wartet ein wenig, ich ziehe den Riegel zurück.

Das Eiſen knarrte, die Thüre ging auf und der Mann ſchob ſich in den Laden.

Kommt mit mir, fuhr Geneviève fort, indem ſie ſich gegen die Treppe wandte, ich führe Euch auf ſeine Stube.

Aber bevor er ihr nachfolgte, öffnete der Mann leiſe den innern Drücker der Ladenthüre, welchen die Händlerin nach ſeinem Eintreten hatte zuklappen laſſen.

In gleicher Zeit näherten ſich draußen die Leute, welche in der Nähe gelauſcht hatten, dem Laden, ſchlüpften jetzt hinein, an den Wänden fortkriechend und ſich verbergend, mit Ausnahme Eines, der vor der Ladenthüre ſtehen blieb. Dieſer führte ein kleines Pfeifchen an die Lippen und auf das dann gegebene Zeichen bogen zwei Diener aus der Straße Neuve St. Augustin herum und näherten ſich mit einer Sänfte.

Bald knackte die Treppe unter den Tritten des Mannes, der auf ſeiner Schulter den Meſſer trug; ſeine Gefährten drückten ſich in die dunklen Ecken des Ladens.

Gebt Acht, rief Geneviève vorausgehend und leuchtend, die Treppe ist etwas steil, Ihr könntet fallen.

Als sie nun unten rückwärts schreitend sich dem unteren Ladeneingange näherte und das Licht seine Strahlen verbreitete, brachen zwei Männer hervor und hoben sie mit den Armen in die Luft. Geneviève wollte schreien, aber ihr Ruf erstickte in einem seidenen Tuche, das ihr um den Mund gebunden worden. Die Träger der Sänfte draußen sangen ein fröhliches Liedchen; sie waren offenbar ein Paar gute Gesellen, die mit derlei Streichen vertraut waren.

Die kräftigen Arme der Entführer brachten die kleine Schöne leicht in die Sänfte, welche nun rasch verschwand; die Ladenthüre wurde beigeklebt und die Schaar verschwand in die St. Mechelstraße.

Eine Viertelstunde später kam ein Wägelchen, von einem starken Rothschimmel gezogen, in der Gallenstraße an.

Hier ist der „goldene Becher", rief ein junger Mann und sprang von dem Fuhrwerk herab. Seht, Brüder, die Faullenzerin schläft schon, nirgend ein Licht mehr.

Victor klopfte an der Ladenthüre einmal, dann zwei- und dreimal. Er vernahm nichts als den Wiederhall seines Pochens im Innern.

Das ist sonderbar, meinte er.

Inkessen gab die lebhaft geschüttelte Thüre bald nach. Victor stieß einen Schrei aus, denn die Finsterniß des Ladens gähnte ihn an. In unheimlichem Verschwinden stürzte er hinein; sein erster Schritt machte die verlöschene Kerze weiter rollen, welche Geneviève entfallen war.

Geneviève! rief er mit erhobener Stimme; aber dieſe ſchlug erfolglos an das Getäfel des Ladens. Er wollte nach der Treppe eilen, aber ſeine Füße verfingen ſich in den Kleidungsſtücken, welche der Mann mit dem Koffer nach Entführung Geneviève's fortgeworfen hatte.

Mein Gott, was gibt es denn hier? fragte die Tante, welche tastend Victor gefolgt war.

Ein Verbrechen, antwortete dieſer.

Inzwiſchen fand Frau Simon, welche den Hausbrauch kannte, das Feuerzeug und machte Licht. Bei ſeinem erſten Schimmer fand Victor den Koffer mitten im Laden, da und dort einzelne Kleidungsſtücke und an einem Nagel nächſt dem Comtoir eine Neſtelſchnur, die daran hängen geblieben war. Er nahm ſie haſtig zur Hand.

Gold und Grün, rief er; das iſt die Neſtelſchnur von einem Bedienten. Aber an wie vielen Livreen mag dieſe Farbe vorkommen.

Frau Simon nahm maſchinenmäßig die Kleidungsſtücke eines nach dem andern auf.

Aber, ſprach ſie plötzlich, das ſind ja die Kleider des Herrn Paul.

Des Miethsmanns? fragte Victor und indem er ſich des Lichtes bemächtigte eilte er die Treppe hinan. Fünf Minuten ſpäter kam er wieder herab, er war blaß und zitterte am ganzen Leibe.

Victor, flehte die Alte, ſprich, was gibts, du machſt mir Angſt.

Er iſt nicht eben, antwortete der junge Mann. O daß ich zweifeln könnte! . . . Geneviève verſchwunden, ihr Zimmer leer, ihr Bett unberührt; die Gehülfin hat nichts

gehört als ein wenig Geräusch hier unten im Laden. Das ist ein Streich, den Herr Paul ausgeführt.

Wie, Herr Paul?

Seht, dieses Siegel habe ich neben auf seinem Schranke gefunden; schaut es an, kennt Ihr dieses Wappen? es ist der Schild des Vicomte von Mersan.

Die Nachbarn, welche Victor nach und nach geweckt, vermochten über den Weg, den die Entführer eingeschlagen, keine Auskunft zu geben. Während der Streich ausgeführt werden, schliefen die guten Leute bereits; die Einen vermittelten Victor, die Andern verfluchten alle Liebhaber, die unter dem Vorwande: Erkundigungen über ihre Geliebten einzuziehen, ehrsame Bürger aus dem Schlafe weckten; es gab sogar Einige, die sich über den Vorfall freuten, weil er eine Händlerin traf, welche alle guten Kunden und die schöne Welt an sich zog.

Im Laufe seiner Nachforschungen pochte Victor mit Anbruch des Tages auch bei dem Schweizer des Hotels in der Bourgognestraße an, aber dieser hatte seinen Herrn seit drei Tagen nicht gesehen.

Mich führt ein wichtiges Geschäft hierher, drängte Victor, kennt Ihr mir nicht sagen, wo sich der Vicomte hier befindet?

Wie mir scheint, antwortete der Befragte, wird er allein und der Teufel es wissen, und beide pflegen es erst den Tag nachher zu verrathen.

Victor wollte weiter fragen, aber der Schweizer schlug ihm die Thüre vor der Nase zu.

Nach und nach bemächtigte sich die Verzweiflung des armen Burschen; eine ganze Nacht war verstrichen, Stunde um Stunde floh und jede schlug mit bleiernem Hammer an sein Herz; eine derselben bezeichnete vielleicht das Unglück Genevieve's.

Als er über den Pont royal schritt, stieß ein Mann, der des entgegengesetzten Weges kam, ihn ziemlich unsanft an.

So halte doch, Victor, rief er.

Ach, Bricole, du bist es, antwortete Victor, guten Morgen, Freund!

Was für ein Gesicht du machst: man könnte meinen, die ganze Welt laste auf deinen Schultern! Ist dir vielleicht ein Unglück widerfahren?

Man hat mir Genevieve entführt.

Die schöne Händlerin?

Ja, sie.

Zum Teufel, diese Entführung war der Mühe werth.

Sie war meine Braut!

Freund, an Bräuten fehlt es nicht. Als ich meine Frau verlor, habe ich mir drei Tage nach einander eins angetrunken; das ist das beste Mittel, um am vierten nicht mehr an das Unglück zu denken.

Leb' wohl, Bricole, mir bleibt nur Eines übrig, mich zu ersäufen.

Warum nicht gar! der Fluß läuft morgen wie heute, warte noch ein wenig. Sieh, gestern hatte ich keinen Sou und keinen Bissen und wollte mich erhängen, und jetzt bin ich glücklich wie ein Fürst. Sieh mal diesen Brief, Victor, lies diesen Namen auf der Adresse: an den Herrn Vicomte von Morsan.

An den Vicomten von Morsan, wiederholte Victor und horchte gespannt.

An ihn selbst. Dieser Brief enthält mein Glück. Er wurde mir durch den Kammerdiener des Grafen St. Pol, der seinen Herrn gebeten hat, mich dem Vicomte zum Dienste zu empfehlen, und ich bin überzeugt, daß mich dieser sofort annimmt.

Und wozu macht dich der Vicomte? fragte Victor, der den Brief mit seinen Augen verschlang.

Zu seinem Kammerdiener — und ich eile eben in sein Hotel und in seine Dienste.

Wolltest du mir wohl diesen Brief überlassen, Bricole?

Dir?

Ja.

Bist du verrückt? Im Augenblick wolltest du dich ersäufen und jetzt willst du Kammerdiener werden.

Das ist jetzt meine Absicht.

Sei's, aber du begehrst ja mein Glück.

Ich kaufe dir es ab.

Du kannst es ja nicht bezahlen.

Nenne mir den Preis.

Weißt du, daß ich fünfhundert Livres Lohn erhalte.

Ich gebe sie dir.

Schon recht, aber die Geschenke und Trinkgelder, das macht tausend Livres.

Du sollst sie haben.

Ja, du zählst aber die kleinen Vortheile nicht, die immerhin wenigstens fünfzig Pistolen gelten.

Ich gebe auch diese; mach ein Ende.

Daß ich ein Narr wäre! fünfzehnhundert Livres für einen Platz, der mir mehr als hundert Pistolen einträgt, die Accidentien ungerechnet, — wo denkst du hin!

Was verlangst du denn also, sprich.

Höre, Victor, weil du mein Freund bist, will ich auch etwas für dich thun; du bist auf diesen Brief versessen, wohlan, ich trete dir ihn für tausend Thaler ab.

Tausend Thaler?

Nicht mehr, nicht weniger; auch thue ich es nur, weil mich dein Unglück rührt.

Aber wenn ich alles zusammen rechne, was ich in der Börse habe und was die Mahme Simon bei sich hat und was ich als Erlös für meinen Wagen und den Blenden bekomme, so bringe ich nicht mehr als hundert Louisd'or auf, rief Victor.

Gut, dann sprechen wir nicht weiter davon.

Du verlangst dreitausend Franken?

Daran darf nicht ein Sou fehlen.

Mein Gott, mein Gott, was ist da zu machen, jammerte Victor mit den Händen in seiner Tasche wühlend.

Lebe wohl, Freund, sprach Briscle, es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, daß dir der Brief entgeht.

Warte, schrie Victor plötzlich; du willst durchaus tausend Thaler, du sollst sie bekommen.

Das ist ein Wort.

Geh in das nahe Wirthshaus in der Bacstraße, ich laufe nach dem Gelde und bringe dir es alsbald dahin.

Victor nahm seinen Weg nach dem Carrouselplatze, schritt über diesen rasch hinweg und wandte sich durch die Oberrestraße nach dem Palais royal.

In jener Zeit gab es rings um das Palais royal und in allen daranstoßenden Gäßchen eine Reihe abscheulicher Kneipen und verdächtiger Häuser, welche von allen Arten Gaunern, von öffentlichen Dirnen und übelberüchtigten Subjecten wimmelten, deren Zahl und Namen selbst dem königlichen Polizeilieutenant nicht bekannt waren. Dort ertönte zu jeder Tagesstunde der betäubende Lärm der Streitenden und Lieder der Trunkenen, die einen Dragoner schamroth machen konnten. Das Geringste, was Jemand begegnen mochte, der sich in diese Raubhöhlen verirrte, war, seine Börse einzubüßen; man sprach aber auch von entführten Frauenzimmern, deren Spur sich hier verlor, ohne je wieder zum Vorschein zu kommen, und von Bürgern, welche sich hierherum verspätet und ums Leben kamen, nachdem sie ausgeplündert worden. Zuweilen ertönte des Nachts beim röthlichen Schimmer einer Laterne an einer dieser Straßenecken das Geklirr mehrerer Degen; die Scharwache eilte herbei und fand bald auf dem feuchten Pflaster Blutspuren und einen Verwundeten, die Mörder aber waren durch das Labyrinth der hundert Gäßchen entflohen, in welchen sich [illegible] tausend Schlupfwinkel aufthaten. Dieß war das Gebiet, wo die [illegible] wohnten, wo [illegible] [illegible] Zeitungen sich herumtrieben und wo Gauner aller Art sich verbargen, Menschen ohne Treue und Zucht, wie sie in der Hefe von Paris gedeihen. Von solchen schmutzigen Häusern und bösen Gassen umgeben, erglänzte das Palais royal mit seinen herrlichen Gärten wie ein Diamant, der in Blei gefaßt war.

Peter öffnete die Thüre einer Kneipe in der Gasse [illegible]. Hier saß, die Kanne schäumenden Weines

ver ſich, ein werbender Sergeant zwiſchen einem ſchlafenden Lakai und einer halbnackten Dirne; er trug einen großen Knebelbart, den Stoßdegen an der Seite und den Hut auf dem Ohr.

Siehe da ein hübſcher Burſche, rief die Dirne, als Vicier eintrat.

Schweig, Kleine, bedeutete der Sergeant, der bei ihren Worten aufgeblickt; gleich ſollſt du ſehen, wie man ſolche Vögel ködert. Heda, Freund, rief er zu Vicier hinüber, wenn ſuchet Ihr hier?

Euch oder jeden Andern Eurer Kameraden.

Bleibt alſo bei mir. Was verlangt Ihr? Einen Bankier, wenn Ihr von einem verdammten Gläubiger verfolgt ſeid? oder einen Secundanten, wenn Ihr ein Duell habt? Sprecht, ich kann mit dem Geld und mit dem Eiſen dienen.

Ich bedarf des Geldes.

Ganz wohl, in dieſer Börſe iſt Geld, meinte der Sergeant, ein ſeidenes Säckchen hervorholend, aus welchem die Louisd'ors blitzen, aber was bietet Ihr mir in Austauſch?

Mich ſelbſt.

Das läßt ſich hören. Wie viel braucht Ihr?

Sechshundert Livres.

Viel Geld für einen Mann.

Ich laſſe keinen Pfennig nach und ihr habt eine Minute, um Euch zu entſcheiden.

Sechshundert Livres! wiederholte der Sergeant.

Aber es gibt einen hübſchen Grenadier, meinte liebäugelnd die Dirne.

Nein, bei meiner Treu, wir machen einen Dragoner aus ihm, erwiederte der Werber. Schlagt ein, Kamerad, hier Eure Geldstücke ganz neu und vollwichtig.

Ganz gut, sagte Victor, das ist aber noch nicht alles.

Was kann noch?

Ich muß einen Urlaub für drei Tage haben.

Teufel! und wer bürgt für Euch und dieses Geld?

Mein Wort.

Siehe da, das heißt als Soldat gesprochen, kein Sergeant hätte sich besser ausgedrückt. Ihr sollt den Urlaub haben; aber wenn Ihr nicht wiederkehrt, renne ich Euch, wo ich Euch auch finde, den Degen durch den Leib. Kennt Ihr schreiben, Kamerad?

Sollt gleich sehen.

Unterschreibt also, bedeutete der Sergeant, der über dem Rücken des schwankenden Bedienten einen Werbevertrag ausbreitete.

Hier, antwortete Victor, und warf die Feder hin.

„Victor Perrin", und was für Schriftzüge: auf Sergeantenwort, Ihr seid in sechs Monaten Quartiermeister, wenn Ihr den Säbel so gut wie die Feder handhabt.

Aber der Kamerad war schon zur Thüre hinaus und hörte die Prophezeihungen des Sergeanten nicht mehr; bald befand er sich am Ende der Chartrestraße. Victor machte alles zu Geld, brachte die tausend Thaler glücklich zusammen und trug sie nun seinem Freunde Bricole hin, der in dem bezeichneten Wirthshause trinkend wartete.

Hier das Geld, rief ihm Victor zu und zählte die blanken Geldstücke auf den Tisch.

Hier der Brief, erwiederte einſtreichend Briccle.

Victor verbarg ihn an ſeiner Bruſt und war bald darauf in wenigen Sätzen in dem Hotel der Bourgogne-ſtraße.

Dießmal, nach Nennung des Grafen St. Pol, empfing ihn der Intendant des Vicomte.

Ihr kommt eben recht, ſagte dieſer; Herr von Morſan bedarf gerade jetzt Eurer Dienſte; ſeid Ihr bereit?

Ich bin's.

Nun wohlan, mein Freund, du ſollſt ſofort dein Amt antreten; die Empfehlung des Grafen St. Pol. Unſer Herr iſt auf ſeinem kleinen Schloſſe in der Nähe von Lucienne.

Soll ich dahin gehen? fragte Victor mit Eifer.

Augenblicklich. Er erwartet ſeine Correſpondenz. Kannſt du reiten?

Ich beſteige Pferde, Balcone und Fenſter.

Du biſt der Burſche, wie ihn der Herr Vicomte braucht; eile; hier alle ſeine Briefe und auch der Deinige.

Victor beſtieg ein geſatteltes Pferd, das im Hofe bereit ſtand und ſtürmte im Galopp davon.

Dreißig oder fünf und dreißig Minuten nach dieſem Ritte ſtieg Victor vor der Einfahrt eines reizend am Fuße des Hügels und unfern dem Dorfe gelegenen Luſthauſes ab; das Roß war ganz weiß von Schaum und zitterte an allen Gliedern.

Als Bote des Intendanten wurde Victor ſofort in das Gemach des Vicomte geführt. Dieſer, einen Arm in der Binde tragend, hatte ſich ſo eben pudern laſſen; er entließ den Friſeur und hieß Victor näher treten, der ihm

ten ſo theuer erkauften Brief überreichte, zugleich auch ein Billet, das der Intendant beigefügt hatte.

Nachdem er beides geleſen, muſterte der Vicomte Victor von Meyſ zu Füßen; dieſer hielt den Blick aus, ohne mit einer Muskel zu zucken und hatte zugleich mit einer kurzen Umſchau Thüren und Fenſter gezählt und die Höhe der Balcone geprüft.

Du haſt das Ausſehen eines entſchloſſenen Burſchen, ſagte endlich Herr von Merſan.

Dann ſehe ich aus wie ich bin, entgegnete entſchieden Victor.

Aus dieſer Antwort errathe ich, warum mir mein Intendant ſchreibt, daß ihm deine Reden gefallen haben. Herr von St. Pol verſichert, daß ich mit deinen Dienſten zufrieden ſein werde. Was kannſt du Alles?

Was man mir befiehlt.

Wenn dem ſo iſt, werden wir uns vortrefflich verſtehen. Ich glaube, mein Seel, daß es in ganz Frankreich keinen Gottmann gibt, der ſich ſo viel gefallen läßt wie ich. Man brauch nur meinen Willen zu thun und um alles Uebrige kümmre ich mich nicht. Wie heißeſt du?

Victor, antwortete Victor ganz ruhig.

Alſo, Victor, du ſollſt ſofort eine Probe deiner Gewandtheit ablegen; zuvor will ich dir aber einen Abriß meines Charakters geben, damit dir dein Dienſt leichter werde.

Ich höre.

Ich liebe weder Bemerkungen noch Rathſchläge.

Nur Weiſe geben ſie und ich bin nicht ſo anmaßend, mich für weiland König Salome zu halten.

Ganz recht. Verweise hat Niemand von mir zu fürchten, denn wenn ich mit meinen Leuten nicht zufrieden bin, schicke ich sie einfach fort.

Eine Wortersparung für Jedermann.

Der Kammerdiener, den du ersetzest, hatte sechshundert Livres Lohn und stahl das Dreifache; ich bemerkte es nicht. Du kommst unter gleichen Verhältnissen ins Haus.

Ich werde mich bemühen, es besser zu machen als mein ehrlicher Vorgänger, damit Sie seinen Verlust nicht bedauern.

Ich drücke gegen alle Fehler ein Auge zu, aber hinwieder verlange ich eine Eigenschaft: Verschwiegenheit.

Diese Tugend muß alle Fehler gut machen; nicht mehr als billig.

Du weißt nun Alles, jetzt höre.

Endlich! dachte der falsche Bricole.

Ich ließ gestern ein hübsches Mädchen entführen; du kennst es vielleicht: die Händlerin Geneviève.

Die Perle der Gaillonstraße.

Sie selbst, sie ist hier.

Victor's Augen leuchteten.

Ich vertraue sie deiner Obhut an. Die Kleine ist widerspenstiger als ich dachte. Unter dem Vorwande, daß sie ehrlich und in irgend einen Taugenichts verliebt sei, hielt sie mir ein zwanzig Predigten, die sehr lästig waren. Mit einem Degenstich im Arm hat man eben keine Lust, derlei Geschwätz zu beantworten, und ich zog mich daher zurück. Aber ich bin nicht der Mann, mich darum für geschlagen zu halten.

Den Henker auch! erwiederte Victor ganz ernst.

Ich überlasse es also keiner Ueberredungskunst, sie sügsamer zu machen, fuhr der Vicomte fort. Nach ihr begreiflich, daß ich sie ihrem Bräutigam nicht verenthalten will — im Gegentheil.

Natürlich' fügte der angebliche Briefe bei.

Er soll sie heirathen, ich würde sie ausstenern und hänge von ihr ab, daß ihr Geliebter Wildmeister in Morsan wird. Wenn ich die Leute liebe, so bin ich auch denen gut, die sie lieben.

Sie sind zu gnädig.

Das versteht sich von selbst. Die Kleine ist dort, sprach der Vicomte weiter und deutete auf die Thüre eines anstoßenden Gemaches; du magst eintreten und unter dem Vorwande, ihr keine Dienste anzubieten, das Terrain sondiren.

Ich habe einen Plan und glaube, daß sie hören wird.

Gut. Noch ein Wort. Wenn du vielleicht zufällig Lust bekämest, mich zu hintergehen und ihr die Thüre zu öffnen, so wisse, daß meine Leute Befehl haben, nach dir wie nach einem Hasen zu schießen. Hast du verstanden?

Der gnädige Herr haben eine Gabe sich auszudrücken, daß man Ihre Absichten nicht mißverstehen kann, erwiederte Pieter, ohne eine Miene zu verziehen.

Eine Stunde nach diesem Gespräch reiste Herr von Morsan in seinem Wagen nach Paris. Niemals noch fühlte sich der junge Mann so heiter und behaglich. Er hatte mehrere Abenteuer im Gange, und wenn er sie, wie er fest hoffte, gut zu Ende führte, so war sein Ruf wenigstens ebenso begründet als der des vielgepriesenen Marquis d'O. Unter seinem Schlüssel befand sich ein reizendes Mädchen

deſſen Tugend den Bewerbungen der gefährlichſten Cavaliere widerſtand; ohne allzugroße Eitelkeit durfte er annehmen, daß die Marquiſe d'O ihn gern ſehe; nur böſer Wille konnte verkennen, daß Mademoiſelle Furet, die ſchöne Schauſpielerin, aus Liebe zu ihm verſchmachtete, — und was Frau von Perthuis, die liebenswürdige Wittwe, anbelangt, deren Oheim in ſo großer Gunſt beim Könige ſtand, ſo war nicht zu zweifeln, daß ſie nahe daran ſei ſich zu ergeben. Selbſt der Degenſtich, den er auf ſo artige Weiſe empfangen, trug dazu bei, ſeinen Liebesabenteuern einen gewiſſen Glanz zu verleihen. Der Gedanke an alles dieſes verſetzte den Vicomte in unausſprechliche Seligkeit. —

Die Marquiſe d'O erwartete, wie man ſich erinnern wird, den Vicomte zum Frühſtück; aber bevor er in ihrem Hotel vorfuhr, beſchloß dieſer, die niedliche Schauſpielerin zu beſuchen, welche in der Straße des Vons-Enfants wohnte. Der Kutſcher hielt in der Nähe und Herr von Merſan ſchlüpfte vergnügt in das Haus.

Als er die Treppe hinaufſtieg, begegnete ihm herabkommend ein Mann. Der Vicomte blickte auf und gewahrte den Fremden aus dem „goldenen Becher".

Siehe da, rief er, was freut es mich, Sie wieder zu ſehen.

Ein Zufall, der auch mir großes Vergnügen macht; ich ſehe daraus, daß die Wunde . . .

Hatte nichts zu ſagen, blos eine Hautrige, und ich habe bereits meine Entſchädigung.

Schon?

Sie ſchulden mir tauſend Louisd'or.

Ihnen?

Geneviève ist bei mir.

So? sagte der Fremde. Dann richtete er einen festen Blick auf den Vicomte und fragte: Freiwillig?

Nein; aber sie ist nun einmal da.

Richtig.

Sie werden auch wissen, daß in solchen Angelegenheiten nur der erste Schritt Mühe macht.

Sehen sie Acht, ob die übrigen zum Erfolge führen.

Also Sie halten sich noch nicht für besiegt?

Nein, gewiß nicht.

Nun so werde ich das Vergnügen haben, sie bis morgen so total zu schlagen, daß sie zufrieden sein sollen, warf der Vicomte mit selbstgefälligem Lächeln hin.

Also bis morgen, entgegnete der Fremde, und empfahl sich.

Aber da fällt mir ein, sprach Herr von Mersan ihn aufhaltend, sie scheinen da eben heimlichen Zutritt zu haben?

Ich bitte, entschuldigte der Officier treuherzig, ich brachte Mademoiselle Turet nur Nachricht vom Marquis d'E., den sie, wie Sie wissen, kennt.

Herr von Mersan grüßte ohne zu antworten und eilte hinauf. Eine Minute später stand er in einem hübschen Salon, mit einem blumengeschmückten offenen Balcon.

Meine Gebieterin wird augenblicklich die Ehre haben, rief ein Zofchen, die ihr lachendes Köpfchen aus den seidenen Falten eines Thürvorhanges hervorsteckte.

Hm, dachte der Vicomte, die Nachrichten vom Marquis können ins Weiten und ich muß im Salon warten. Die Marquise soll mir die Erinnerungen ihres Gemahls erzählen.

Da fielen seine Augen auf einen Brief, der auf dem Sofa liegen geblieben war; er war offen, der Vicomte ergriff und durchblickte ihn rasch.

„Roger!“ sprach er für sich, die Unterschrift lesend. Das muß der Herr sein, der mir gestern einen Herausforderungsbrief gab und der mir soeben begegnete. Es gibt aber am ganzen Hofe nur zwei Roger's, Roger d'O und Roger Guerche. Und was für Nebenbuhler das!

In diesem Augenblick erschien eine Frau in dem Salon; sie mochte drei- bis vierundzwanzig Jahre zählen, sah aber wie achtzehn- oder neunzehnjährig aus, sie spiegelten sich Jugend, Leben und Frohsinn auf ihrer Miene.

Ihre schöne Wange röthete sich merklich, als sie den Brief in den Händen des Vicomte bemerkte. Sie biß sich auf die Lippen, stieß einen kleinen Schrei aus und sprang mit der Leichtigkeit eines Mädchens nach dem Papier.

Siehe da, lieber Paul, eine Indiscretion, rief sie, die nur uns Schauspielerinnen erlaubt ist.

Der Vicomte neigte sich über die kleine Hand, die ihm den Brief entrissen, den sie jetzt zerknitterte, und küßte sie.

Sie kennen also den Herrn von Guerche? fragte er.

Claudine blickte ihn erstaunt an.

Den Herrn von Guerche? wiederholte sie.

O verstellen Sie sich nicht so, ich habe die Unterschrift gelesen.

Nun, und?

Heißt der Name darunter nicht Roger?

Ohne Zweifel.

Als ihr Befuch fortging, begegnete er mir auf der Treppe und geſtand es mir ſelbſt, daß er Ihnen Nachricht vom Marquis d'T gebracht.

Ach ſo, er hat es Ihnen geſtanden, verſetzte die Schauſpielerin mit leuchtendem Blicke.

Er heißt aber Meyer und kann alſo nur Herr von Guerche ſein.

Sie haben einen Scharfſinn, lieber Paul, daß Sie die Dinge mit dem erſten Blick durchſchauen und das Lügnen nichts hilft, entgegnete Claudine mit großem Ernſt, hinter welchem ſie mühſam das Lachen verbarg. Aber geben Sie Acht, daß Ihr Herr von Guerche mir nicht den Hof macht — er iſt ein gewaltiger Gegner.

Sollte es ihm gelingen? meinte zärtlich der Vicomte und ſchlang ſeinen Arm um Claudinen.

Wer weiß? aber Ihnen gelingt es inzwiſchen bei der Marquiſe d'T., bei Frau von Portbuis und bei Geneviève.

Ha, der Verräther, er hat geplaudert! murmelte der Vicomte in ſich hinein.

Als der Offizier, mit welchem Herr von Merſan geſprochen, aus der Straße des Beau-Guſants gekommen, warf er ſich in einen Fiacre und ließ ſich zur Marquiſe d'T fahren.

Das Hotel der Marquiſe lag weit draußen in der Vorſtadt St. Germain, in der Eberde-Miki-Straße. Eine lange Platanenallee führte vom äußeren Gitterthore zur Vorfahrt des Hotels und hinter dieſem dehnte ſich ein Park aus, welchen die Baumeiſter von jetzt zu

dreißig Häuſern verbaut und zu dreißig Gärten verſchnitten hätten.

Die Marquiſe d'E ſaß in ihrem Schlafzimmer vor der Toilette und unter den feraliden Händen ihrer Kammerjungfer Agathe, die bald an einer Haarlocke, bald an einer Falte des Kleides zu richten hatte. Vor ihr ſtand ein Strauß ſeltener Blumen in einer Vaſe von ſeladengrünem Porzellain. Die Marquiſe nahm eine Blume und zerpflückte ſie ſinnend mit ihren kleinen weißen Fingern.

So ſchöne und ſeltene Blumen aufzufinden, verſteht doch nur Herr von Morſan, meinte Agathe in ganz unſchuldigem Tone. Wie bringen nur die Gärten über Nacht die prachtvollen Gewächſe auf, welche der Herr Vicomte Euer Gnaden an jedem Morgen ſendet?

Sie ſind wirklich zum verwundern, antwortete die Marquiſe, und ſog den Duft der Blumen ein.

O der Herr Vicomte iſt von großem Geſchmack, zumal wenn es ſich um Dinge handelt, welche Euer Gnaden gefallen; ich bin davon überzeugt, daß er großes Vergnügen daran findet, dieſe Sträuße Stengel um Stengel ſelbſt zu binden.

Glaubſt du, daß er verwundet wurde? warf die Marquiſe zagend hin.

Bewahre! aber ob verwundet oder nicht, er kommt gewiß.

Meinſt du?

Kein Zweifel; erwartet ihn doch die Frau Marquiſe zum Frühſtück.

Weßhalb ſchlug er ſich nur? Eine abſcheuliche Mode dieſe Duelle. Man iſt jung, reich . . .

In diesem Augenblick erregte ein leises Klopfen an der Thüre die Aufmerksamkeit der Kammerjungfer; sie eilte dahin und öffnete halb, nachdem sie die Stimme einer anderen Dienerin erkannt.

Was gibts? fragte die Marquise, noch immer mit ihrer Schönheit beschäftigt.

O mein Gott, gnädige Frau, berichtete Agathe, der Herr Marquis ist so eben in den Hof gefahren.

Mein Gemahl! rief die Marquise etwas bestürzt.

Man vernahm Schritte im Vorzimmer und alsbald erschien ein Diener, anfragend, ob die Marquise geneigt sei, den Marquis zu empfangen.

Ich bitte ihn, einzutreten, war die Antwort.

Der Marquis war zu viel Mann von Welt, um nicht sogleich zu erkennen, daß seine Gegenwart mindestens unerwartet kam. Sein erster Blick umfaßte sofort das ganze Gemach, und er gewahrte die Verlegenheit Agathens wie die Blässe seiner Gemahlin. Aber er war nicht der Mann, um sein Staunen über einen solchen Empfang, so sehr er ihn auch verdroß, preiszugeben. Mit dem zierlichsten Anstande eines Liebenden, welcher aus dem Glück, das er selbst empfindet, auf jenes schließt, das er erregt, näherte er sich der Marquise und küßte ihre Hand. Diese Hand aber war merklich kalt und zitterte ein wenig.

Es ist gewiß, dachte der Edelmann, in welchem wir keinen andern, als den angeblichen Herrn von Guerche des Vicomte von Morsan erkennen, — ich wurde nicht erwartet, und weil ich es nicht wurde, komme ich ungelegen. Nichtsdestoweniger küßte er die Hand seiner Frau auf das zärtlichste.

Dem Himmel Dank! er hat nichts bemerkt, sagte die Zofe.

Was bin ich glücklich, Sie wiederzusehen, rief der Marquis. Als mir der Befehl wurde, Flandern zu verlassen, suchte ich, das der Hafen, dem Könige zu dienen, vor der Sehnsucht verschwand, endlich wieder in Ihrer Nähe zu sein.

Sehen Sie übrigens, äußerte die Marquise, daß ich nicht weniger Verlangen empfinde, Sie wieder zu sehen.

Ich fühle es, Madame, fuhr der Marquis mit freundlichem Lächeln fort, und Ihre Freude verherrlicht die meine, denn Sie wissen es. Sie haben das Wunder zu Stande gebracht, an welches man an dem Hofe unseres glorreichen Monarchen nicht glaubt: einen Ehemann, der seine Frau liebt.

Die Marquise erblaßte unter der Schminke.

Als sie eben antworten wollte, hörte man einen Wagen vorfahren.

Die drei Personen dieser Scene warfen zugleich einen Blick nach dem Fenster, das nach dem Hofe ging. Die Marquise stutzte, Nanon biß sich auf die Lippen, der Marquis lächelte.

Ei, unterbrach er die Pause, ist das nicht die Livree des Herrn von Merian?

Ja, antwortete Nanon, und ich sehe ihn eben den Perron hinaus.

Mein Gott, Madame, hub der Marquis wieder an, erwarten Sie in Anbetracht dieser Krise vielleicht zufällig diesen innern Cavalier?

Ich glaube ihn zum Frühstück gebeten zu haben, entgegnete sie mit leiser Stimme, die Augen zu ihrem Manne erhebend.

Aber noch niemals begegnete ein zaghafter Blick einem freundlicheren; der Marquis war die Güte selbst, und sie versuchte zu lächeln.

Herr von Mersan, sprach sie, wird gewiß sehr erfreut sein, Sie kennen zu lernen, und Sie erlauben mir wohl, ihn vorzustellen.

Ich eile, ihn von der Ankunft des Herrn Marquis in Kenntniß zu setzen, meinte das Kammermädchen und wandte sich gegen die Thüre; allein ein Blick des Marquis bannte sie fest.

Erlauben Sie mir wohl, liebe Bertha, Ihr Kammermädchen für einige Augenblicke zurückzuhalten? ich habe ihr einiges aufzutragen.

Meine Leute sind die Ihren, erwiederte die Marquise, die wieder zu zittern begann.

So thut mir unendlich leid, Madame, Ihrem Frühstück nicht beiwohnen zu können; aber die wichtigen Aufträge, die mich nach Paris zurückgeführt haben, verpflichten mich, augenblicklich wieder nach Marly zu gehen; es schmerzt mich ungemein, Sie schon wieder verlassen zu müssen.

Schon wieder? fragte die junge Frau und suchte in dem freundlichen Gesichte ihres Mannes zu lesen.

Noch heute Abend oder morgen früh habe ich das Vergnügen, Sie wieder zu sehen. Aber bis dahin, liebe Bertha, würden Sie mich sehr verbinden, meine Anwesenheit gegen Herrn von Mersan wie gegen Jedermann zu verschweigen. Ich bin hier im Incognito angekommen und habe Gründe, daß meine Ankunft eine kurze Zeit noch unbekannt bleibe; Sie verstehen mich wohl.

Die Marquise begegnete dem Blicke ihres Mannes und ein Schauer überlief sie.

Ich verspreche zu gehorchen, antwortete sie.

Ihr Gast erwartet Sie, liebe Bertha, empfangen Sie ihn jetzt; ich werde mich durch ihr Boudoir und den Garten entfernen.

Der Marquis nahm die Hand seiner Frau, geleitete sie mit der gewähltesten Galanterie an die Thüre und verbeugte sich.

Jetzt ein Wort zu dir, wandte er sich zu Agathe, nachdem die Thüre zugefallen war.

O weh! seufzte die Zofe und näherte sich.

Du kennst mich, behalte also wohl, was ich dir jetzt sage. Wie gut dich auch Herr von Morsan bezahlt, um dich in sein Interesse zu ziehen; ich verspreche und gebe dir das Doppelte, wenn du mir treu dienst. Du hast nichts gesehen und schweigst. Plauderst du, so jag' ich dich fort und du wirst es noch weiter zu bereuen haben. Du hast mich verstanden. Jetzt geh.

Der Marquis ergriff seinen Hut und schritt durch das Boudoir.

Teufel von einem Mann, sagte das Mädchen ganz bestürzt, er hat alles bemerkt!

Während der Marquis unter den Hagebuchen des Parkes dahinschritt, durchkreuzten tausend Gedanken seinen Kopf. Wenn ein Dämon sein Inneres belauscht und die Bilder seiner Phantasie in Worte übersetzt hätte, würde man etwa folgenden Monolog vernommen haben:

Es war hohe Zeit, daß ich kam' . . . und mein guter Stern führte mich gestern in den goldenen Cocon' . . . Der Geck, wenn er mir nicht selbst alle seine sauberen

Streiche erzählt hätte . . . ich hätte jetzt nur einen unsicheren Verdacht, während ich nun fast die Gewißheit habe. Gott, als ich die Verlegenheit meiner Frau sah und die tückische Miene der Zofe, die der Teufel hole, bedauerte ich fast, den Degen meinem Taugenichts von Gegner nicht durch den Leib gerannt zu haben! . . . Wie, wenn ich nun erwarte, bis er fortgeht? . . . Warum nicht gar! Herrn von Morsan tödten, wäre das sicherste Mittel, sein Andenken zu vergöttern, und wenn er davon käme, ließe er mich am Ende die Kriegskosten bezahlen. Nein, nein, bei diesem Streit hat der Degen nichts zu schaffen. — Ich, eifersüchtig! ein Geständniß, das ich mir selbst wohl ablegen darf, aber es irgend Jemand in der Welt merken zu lassen, o pfui! . . . Laß sehen; es ist jetzt 2 Uhr; Bertha hat mich gesehen; die Angst wirkt bei ihr wenigstens vierundzwanzig Stunden nach; ich habe also einen ganzen Tag für mich. Mehr Zeit brauchte ich ehemals nicht, um die Sprödeste zu besiegen, sollte sie jetzt nicht hinreichen, um meine Frau zu retten? Bin ich nicht immer noch der Marquis d'O? Ja, aber der verheirathete Marquis d'O! Wie dieses Wort den Mann verwandelt! Aber hat er mich denn unter meiner Maske im entferntesten geahnt? er, der Gefährliche? Zu meiner Zeit witterten wir die Ehemänner wie die Jagdhunde die Rebhühner, — und diese Helden der Parade wollen jetzt uns überfallen? Sie sollen erfahren, wer wir sind! Ich eile jetzt zum Minister und dann widme ich mich ganz dem Vicomte. In Sachen der Galanterie habe ich meine Proben abgelegt und Niemand soll sagen können, daß sich der Marquis d'O von dem Vicomte von Morsan schlagen ließ.

Der Marquis warf seinen Mantel über und stieg in den Wagen, der ihn am Ausgang des Parkes erwartete.

Wir haben Victor zu Lucienne in dem kleinen Schlosse des Herrn von Merlan verlassen,* mit dem Kammerdienste beim Vicomte beauftragt. Als der Wagen des Vicomte im Staube der Straße verschwunden war, kehrte Victor auf seinen Posten zurück, ungeduldig, Genevieve wieder zu sehen; aber die Sache ging nicht so leicht, als er Anfangs gedacht; Bediente kamen und gingen durch die Zimmer, und wenn das junge Mädchen den Geliebten erblickte, ohne auf seine Anwesenheit vorbereitet zu sein, so konnte ein Schrei des Erstaunens beide verrathen.

Victor ging einige Zeit auf und ab und pochte, sobald er allein war, an der Thüre, hinter welcher die junge Händlerin wohnte; aber war dieß Pochen zu leise, oder wollte Genevieve nicht öffnen, weil sie den Vicomte draußen vermuthete, genug, er erhielt keine Antwort.

Das Blut wallte in seinen Adern, da fuhr plötzlich ein Gedanke durch seinen Kopf und während die Diener in dem Gemache dieß und jenes ordneten, begann er ein bekanntes Lied zu singen, das Genevieve kannte und auch schon von ihm gehört hatte:

Schlafe, wenn das Wetter schön,
Ja nicht an des Baches Fluthen,
Denn des Dorfes Bursche geh'n
Da den Fischen nachzuspäh'n
Mit gar langen Angelruthen,
Wenn das Wetter schön.

Kaum hatte er die ersten zwei Verse gesungen, so vernahm er Schritte in dem angrenzenden Zimmer; bei dem vierten hörte er den Fußboden ganz nahe an der Thüre knarren; bei dem letzten drehte sich der Schlüssel leise im Schlosse. Victor fuhr fort:

Geh nicht, wenn es Abends spät,
Noch im Buchenwald spazieren,
Denn des Schlosses Page naht
Oft den Mädchen auf dem Pfad,
Sie im Busche irr zu führen,
Wenn es Abends spät.

Bei der zweiten Strophe drehte sich die Thüre sachte in ihren Angeln; ein sanftes ängstliches Gesichtchen kam zum Vorschein, die Blicke kreuzten sich; aber in diesem Augenblick trat ein Bediente ins Zimmer und das Köpfchen verschwand.

Jetzt sang Victor die dritte Strophe, welche nur ihm vernehmlich von einer zarten Stimme im Nebenzimmer mitgesungen wurde:

Hüte dich des Morgens früh
Blumen auf dem Weg zu pflücken,
Denn die Schäferknaben, sieh,
Lauschen dort den Mädchen, die
Unbedacht in's Gras sich bücken
Schon des Morgens früh.

Sie schwiegen; Niemand war zugegen; Victor öffnete die Thür und Genevieve lag in seinen Armen.

Das junge Mädchen war unfähig zu reden; große Thränen stürzten aus ihren Augen, und sie umarmte Victor, ohne zu wissen, was sie that.

Als Beide etwas ruhiger geworden, lächelte Geneviève durch ihre Zähren und sagte: du vergaßest also meiner nicht.

Deiner vergessen! wäre das möglich? ich wäre bis an's Ende der Welt gegangen, dich zu suchen.

Aber mein Gott, was für ein Kleid trägst du da? rief Geneviève erschrocken, als sie die Livree des Vicomte erblickte.

Das einzige, unter welchem mir's möglich wurde, zu dir zu gelangen.

Guter Victor! Wohlan, durftest du herein, so darfst du auch hinaus, führe mich fort von hier.

Gern wollt' ich es, aber dabei gibt es eine Schwierigkeit.

Welche?

Daß die Leute des Vicomte Befehl haben, nach mir zu schießen, wenn ich es versuche, dich zu befreien.

O dann versuche es nicht, bleibe, bleibe! rief das Mädchen, sich an Victor schmiegend.

Pah, wenn es sich nur um mich handelte, so wollten wir bald draußen sein, aber sie könnten dich verwunden und diese Gefahr will ich nicht bestehen.

Mein Gott! was also thun?

Warten, bis es Nacht wird. Ich sage Herr von Morsan, du seist krank.

Ich lege mich zu Bette, wenn du willst.

Nein, nein; aber gegen Abend nimmst du die Betttücher ab, zerschneidest und knüpfst die Stücke fest zusammen.

Ich soll mich also durchs Fenster retten?

So ist's.

Aber das ist eine Höhe von dreißig Fuß und unten ein Graben; mir werden Kraft und Muth fehlen, und ich stürze mich todt. Wenn du es aber willst, so werde ich es versuchen.

Jetzt schmiegte sich Victor zärtlich an Geneviève.

Ich bin ein Thor, erwiederte er, du bist mein geliebtes Mädchen, und ich rede mit dir, als wärest du ein Mann.

Aber ich muß doch fort von hier.

Und du sollst es.

Aber wie?

Noch weiß ich es selbst nicht, aber gleichviel . . . heute Nacht vielleicht oder morgen.

Ach mein Freund, sieh, ich gebe mein halbes Leben, wenn es gleich jetzt sein könnte; und doch, seit du hier bist, weine ich nicht mehr. Du wirst mich vertheidigen, Victor?

Bei Gott, rief der junge Mann; eh' muß er mich tödten, bevor er sich dir naht'

Geneviève warf sich zerknirscht in seine Arme und er hielt sie darin fest; — als sie sich wieder losmachte, stieß sie einen fürchterlichen Schrei aus.

Der Vicomte von Mersan stand vor ihr.

Mit einem Sprunge warf sich Victor zwischen beide; Geneviève verbarg ihr Haupt erschrocken in seinen Händen.

Recht schön! sprach der Vicomte. Ihr also seid der Herr Victor! Nun, Ihr zeigt vortreffliche Anlagen zum Komödienspielen.

Das kalte und ruhige Benehmen des Vicomte erlaubte Victor, Geneviève's und seine eigene Lage zu über-

legen. Er sah ein, daß Heftigkeit beiden nur Verderben bringen könnte und bezwang sich.

Herr Vicomte, sprach er, ich will nichts mehr verheimlichen.

Das wäre jetzt auch schwer.

Und da Sie mich nun kennen, so werden Sie mich nicht in die äußerste Verzweiflung stürzen wollen und dieses arme Mädchen auch nicht. Geben Sie mir Geneviève wieder! O wenn Sie wüßten, wie ich sie liebe, wie sie all meine Hoffnung, mein Leben und mein Glück ist! Haben Sie Mitleid mit uns, und Sie werden keinen dankbareren Menschen finden, als mich. Alles, was Sie uns bis jetzt zugefügt, sei vergessen . . . haben Sie Mitleid mit uns!

Während Victor so sprach, war Geneviève in die Knie gesunken und streckte bittend die Hände empor.

Mein Lieber, du sprichst wie die Leute, die Romane schreiben, entgegnete der Vicomte, sein Jabot abstreifend; das klingt wohl recht gut, aber sehr langweilig. Verlaß uns!

Bei dieser Antwort richtete sich Victor auf.

Sie sind unbarmherzig, wohlan! ich werde bleiben, und wenn Sie einen Schritt gegen Geneviève wagen . . .

Was dann?

O, Herr Vicomte, treiben Sie mich nicht auf das Aeußerste, wo ich mich nicht mehr beherrschen kann. Sehen Sie, ich bin bewaffnet.

Bei diesen Worten zog Victor ein Pistol aus der Tasche.

Oh, mein Bursche, erwiderte der Vicomte, ohne eine Miene zu verziehen, weißt du, daß, wenn du mir nur

die Haut ritzest, du geradenwegs nach der Galeere spazierest! Dieses Mittel wird dir Geneviève nicht zurückliefern.

Geneviève eilte auf Victor zu, entriß ihm das Pistol und warf es aus dem Fenster.

O mein Gott, rief sie, beschütze ihn!

Wir wollen ein Ende machen, fuhr der Marquis fort. Macht Euch das Alles Unterhaltung, Herr Victor, so macht es dagegen mir nur Langeweile. Hier ist die Thüre, durch die Ihr gekommen; macht fort, ich halte Euch nicht zurück. Was Ihr gethan, zeigt mir, daß Ihr ein Bursche von Geist seid und aus dieser Rücksicht vergesse ich alles, selbst Eure Drohungen. Geht.

Und Geneviève?

Bleibt! warf der Marquis verächtlich hin.

Geh, Victor, geh! rief Geneviève, ich schwöre dir bei meinem Seelenheil, daß er mich todt finden soll, wenn er es wagt, diese Schwelle zu überschreiten.

Und sie verschwand im nächsten Zimmer, dessen Schloß sie absperrte.

Victor erblaßte.

Herr Vicomte, rief er, ich gehe; aber wenn durch Ihre Schuld diesem Mädchen ein Unheil widerfährt, dann nehmen Sie sich in Acht, ich tödte Sie.

Der Vicomte zuckte mit den Achseln und Victor entfernte sich.

Ich glaube gar, der Bursche droht, sprach der Edelmann für sich; wenn er sich nicht so gewandt bewiesen, würde ich ihn durch meine Leute stäupen lassen. Und was die Händlerin belangt, die sich hinter diesem Riegel für

ſicher hält, ſo will ich ihr bald zeigen, daß zu ihrem Zimmer noch eine heimliche Thüre führt. Sie verſchanze ſich nur, ſoviel es ihr beliebt. —

Victor war mit ein Paar Sätzen auf der Heerſtraße. Wohl fühlte er ſich einem ſolchen rieſigen Herrn gegenüber zu ſchwach, aber ſeine Liebe gab ihm Muth. Mitten in der Verwirrung, welche durch alle dieſe Vorgänge in ſeinem Kopfe umhergingen, erinnerte er ſich der Marquiſe d'E. Sie wird uns helfen, dachte er, und richtete ſeinen Lauf nach Paris.

Während er dahin lief, kam inmitten des Weges, im Galopp gezogen, ein Wagen daher; Victor ſah ihn nicht. „Aufgeſchaut!“ rief der Poſtillon, aber Victor war taub.

Der Poſtillon ſchrie nochmals; aber Geneviève's Bildniß machte den Fußgeher blind und trieb ihn gegen die ſchäumenden Pferde; von der Bruſt eines derſelben erhielt er einen Stoß und ſtürzte weggeſchleudert im Staube zuſammen. Der Poſtillon hing ſich in die Zügel und der Wagen flog auf die Seite.

Was gibt es denn? fragte ein Edelmann, der ſich zum Kutſchenfenſter herausbeugte.

Ach, gnädiger Herr, rief Victor, Sie ſenken die Verfolgung, wenn gleich auf etwas unſanfte Weiſe! — und mit dieſen Worten ſtand er auf dem Auftritt des Wagens.

Du, Victor, biſt es? ſprach erſtaunt der Marquis d'E; das hätte dein Leben koſten können; haſt du keinen Schaden genommen?

Nein, ich bin dieſem guten Thier vielmehr Dank ſchuldig, denn ohne daſſelbe hätte ich Ihren Wagen überſehen, und doch bedarf ich jetzt ſo ſehr Ihrer Hülfe, gnädiger Herr!

Gewiß wegen Genevieve?

Ja wohl.

So sprich.

Victor erzählte rasch, was so eben zwischen Herrn von Morsan und ihm vorgefallen war.

Du bist ein braver Bursche, sprach der Marquis; du sollst Genevieve wieder haben und Niemanden tödten. Der Fuchs ist in seinem Bau und dort wollt' ich ihn haben. Willst du thun, was ich dir sage?

Alles.

Der Marquis zog eine Schreibtafel hervor, schrieb einige Worte auf ein Blatt, das er faltete und Victor gab.

Besteige ein Pferd — einer meiner Bedienten soll dir seines überlassen — jage nach Paris und bringe dieß Billet der Schauspielerin Mademoiselle Claudine Furet, Straße des Bons-Enfants; sie aufzufinden ist deine Sache.

Ich finde sie.

Thue, was sie dir sagt: diese Börse soll dir dabei helfen.

Ist das Alles?

Warte noch, sagte der Marquis und riß ein anderes Blatt aus dem Portefeuille; ich habe deine Angelegenheit besorgt, jetzt will ich noch der meinigen gedenken.

Der Marquis warf rasch ein Paar Zeilen auf das Papier, adressirte es an die Gräfin von Perthuis, reichte es Victor und sprach mit eigenthümlichem Lächeln:

Das wird die Krallen des jungen Löwen stutzen. Du gibst, fuhr er dann fort, dieses bei der Gräfin von Perthuis, in der Boulevstraße, ab und eilst von dort sogleich zu Mademoiselle Furet.

Bin ich fertig?

Ja.

Victor steckte die Billete zu sich, sprang auf ein Pferd und jagte wie der Blitz davon.

Eine halbe Stunde später hielt er vor dem Hotel Portunis.

Hier ist etwas für Eure Schwester, rief er dem Schweizer zu, es kommt von dem Marquis d'O und eilt sehr.

Er wendete das Pferd und war bald vor der Wohnung der Schauspielerin. Ein Dienstmädchen sagte ihm, daß Mademoiselle so eben zur Probe in die komische Oper gefahren sei.

Er flog dahin; der Portier wollte ihn nicht einlassen, allein ein Louisd'or in seine Hand gedrückt, machte den Mann nachgiebig und Victor eilte in Sätzen über vier Stufen der Treppe hinauf. Ein Komparse, der eben Schäferknabe trug, führte ihn hinter die Coulissen.

Hier gingen ein Dutzend Personen herum; das Orchester spielte, der Kapellmeister schlug den Takt, ein Herr und eine Dame sangen.

Wo ist Mademoiselle Laure? fragte Victor einen Herrn, welcher so eben aus einer goldenen Dose schnupfte.

Dem vorn die hübsche Frau, die so eben sang und sich zu dem Souffleur neigt.

Victor stürzte sich zwischen die beiden Singenden, überreichte das Billet der Dame und sagte hastig: Lesen Sie, Mademoiselle.

O mein Gott, rief Blankine, wie man hier die Schäferinnen erschreckt! und ihre Miene schwankte zwischen Lächeln und Grollen.

Es iſt von meinem Herrn, vom Marquis d'C.

Von meinem Neger! Geht!

Glaudine öffnete das Billet und las beim Lampenſcheine folgende mit Bleiſtift geſchriebene Worte.

„Während meine kleine Nachtigall ſingt, geht Herr „von Merſan andere Geſellſchaft in ſein Schloß bei Lucienne; „die Händlerin aus dem goldenen Becher ſchläft dort gegen „ihren Willen unter ſeinem Schlüſſel. Soll Ihr Zögling „ſchlauer ſein als ſeine Meiſterin; ich kenne Sie und kann „es nicht glauben! Heute Morgen erwartet, und ſchon „des Abends getäuſcht, das wäre wohl mehr als die „Reputation der Komödie vertragen könnte; darum ſchnell „gehandelt.

Neger."

Schnell meinen Mantel, rief Glaudine, das Papier zerknitternd.

Hier iſt er, entgegnete Victor, der ihn einer Dienerin entriſſen.

Aber was ſoll das? fragte der Regiſſeur, der vor Schrecken ſeine Priſe ins Jabot geſtreut.

Ich muß fort.

Und die Probe?

Was kümmert mich die!

Aber die Verſiellung heute Abend?

Kann morgen ſtattfinden.

Und die verlorne Einnahme?

Wird vergütet.

Aber . . .

Noch ein Wort, ſo reiſe ich ganz ab, und Sie haben mich auf ſechs Monate geſehen.

Der vernichtete Regisseur sank auf eine Rasenbank, Claudine eilte aus den Coulissen, Victor flog ihr voraus.

Als er auf die Straße kam, rollte eben ein Fiacre vorbei. Holla, rief er dem Kutscher zu, fünf Louisd'or für dich, wenn du drei Lieues in Galopp zurücklegst.

Das kostet wenigstens zehn, denn meine Pferde werden dann wehe.

Du sollst fünfzehn haben, jage sie todt.

Der Auftritt wurde niedergelassen und Claudine hüpfte in den Wagen. Victor schlüpfte nach und rief, den Kutscherschlag schließend: Nach Lucienne.

Die Pferde, von der Peitsche des Kutschers angetrieben, flogen dahin; die Boulevards verschwanden in einer Staubwolke und der Wagen rollte um eine lange Pappelallee entlang. Bald schimmerten die Häuser von Lucienne mit ihren rothen Dächern zwischen den alten Ulmen hervor; an dem nahen Bergesabhang sah man das Schloß des Vicomte. Plötzlich hielten die Rosse, als ob sie Hafer und Heu gewittert, athemlos vor dem Gasthause zum Königshirsch, ihre Beine zitterten und ihre Nüstern dampften Feuer.

Die armen wehgelaufenen Thiere! klagte der Wirth.

Pah, antwortete der Kutscher, zwei sind wehgelaufen und drei werden mir bezahlt!

Claudine schritt die Treppe des Hauses hinan und verlangte ein Glas Zuckerwasser.

Victor folgte ihr außer Fassung.

Aber, Madame, bemerkte er, gehen wir denn nicht ins Schloß?

Wir haben noch Zeit.

Aber dann, rief er mit blitzenden Augen, war es ja nicht nöthig, so hierher zu eilen.

Im Gegentheil. Die Eile brachte wieder Ruhe in meine Bewegung. Wären wir langsam gefahren, so hätte ich vor Ungeduld keinen Plan fassen können.

Victor ging hastig im Zimmer auf und ab; Claudine beobachtete ihn von der Seite und lächelte.

Madame, begann er wieder, gefällt es Ihnen hier zu bleiben, so will doch ich gehen.

Wieso?

Ins Schloß.

Das wäre der beste Weg, alles zu verderben. Setze Dich, mein lieber Junge, iß, schlaf und laß mich machen.

Ja Sie thun aber nichts.

Ich erwarte das Abenddunkel.

Victor sah Claudine neugierig an. Sie fuhr fort:

Hast du mir nicht gesagt, daß Geneviève sich in dem grünen Zimmer eingeschlossen hat, das nach dem Parke geht?

Ja.

Dort ist sie bis zum Abend in Sicherheit. Käme ich jetzt im Schlosse an, so würde der Vicomte meine Absicht errathen, was ich nicht will. Ich habe einen Plan.

Hat man denn Pläne, wenn man liebt? Als ich Ihre Miene und die Hast sah, mit welcher Sie zur Abfahrt drängten, glaubte ich, die Liebe treibe Sie.

Ja die Eifersucht, sprach die Schauspielerin lächelnd.

Victor schwieg erstaunt.

Beruhige dich, mein Junge, ist dieß auch für ihn nicht gleichviel, so ist es doch um so vortheilhafter für dich.

Mein Gott, Madame, erklären Sie sich doch deutlicher.

Recht gern, aber du versprichst, mich ganz nach meinem Sinne handeln zu lassen.

Lieber Himmel, kann ich es denn hindern?

Das ist eben gut, denn sonst würdest du alles zerstören. Nicht wahr, Geneviève glaubt sich geborgen, seit sie die Thüre verschlossen.

Wenigstens so lange er die Thüre nicht erbricht.

Daran denkt der Vicomte nicht, denn ist die eine Thür verschlossen, so steht ihm die andere offen.

Was wollen Sie damit sagen?

Daß das grüne Zimmer zwei Ausgänge hat. Eine geheime Treppe, welche du nicht kennst, führt aus dem Garten hinauf zu einer Tapetenthüre.

Der Verräther! rief Victor und ballte die Fäuste.

Nur ruhig, Herr Liebhaber, ich habe den Schlüssel zu dieser Treppe.

O geben Sie mir ihn, ich eile hin.

Ganz überflüssig, ich gehe selbst.

Sie?

Ja wohl, denn ich will den Tod des Sünders nicht.

Aber Geneviève?

Nun wahrlich, wenn der Kater offen steht, so fliegt das Vogelein fort.

O Dank, Dank! rief Victor, bemächtigte sich der Hände Claudinens und bedeckte sie mit Küssen.

Gib Acht, wenn Geneviève dich sähe, würde sie eifersüchtig.

Pah, wenn ſie mich ſähe, fiele ſie Ihnen um den Hals! —

Während Mademoiſelle Furet und Victor im Gaſthauſe zum Königshirſch ſchwatzten, jagte ein Piqueur in den Hof des Schloſſes von Lucienne. Er brachte einen Brief von der Gräfin von Perthuis.

Dieſer Brief wurde unter dem Einfluß jenes Billets geſchrieben, welches die Gräfin von dem Marquis durch Victor erhalten hatte. Die Bleiſtiftzeilen des Marquis aber enthielten Folgendes:

„Madame! Ein junger Cavalier, den Ihre Strenge „verzweifeln macht, iſt von einer großen Gefahr bedroht; „Sie allein können ihn derſelben entziehen. Wenn Sie „Herrn von Merſan heute Abend, noch vor Mitternacht, nicht „vermögen, ſein Luſtſchloß zu verlaſſen, ſo dürfte es leicht kom„men, daß er mit ſeinem Leben für eine Unbeſonnenheit büße, „zu welcher nur ihre Grauſamkeit ihn getrieben hat. Un„umgänglich nothwendig iſt dabei, daß Herr von Merſan „nicht erfahre, daß ich Sie hiervon in Kenntniß geſetzt.

Marquis d'O."

War Frau von Perthuis gegen den Vicomte auch ſtrenge, ſo hatte nichts deſtoweniger ſeine Bewerbung großen Eindruck auf ſie gemacht und es bedurfte eigentlich nur eines günſtigen Vorwandes, um ihre Liebe ſichtbar zu machen. Das Billet des Marquis bot dieſen in ſo paſſender Weiſe dar, als ſie ſelbſt es heimlich wünſchen mochte. Sie eilte an ihr Pult und ſchrieb folgende Worte:

„Eine Perſon, die Sie zu lieben vorgeben, wird „Sie heute Abend um zehn Uhr in ihrem Wagen in der „Nähe von Chaton erwarten. Sie nennt ſich nicht und

„will errathen ſein. Hegen Sie nur die Hälfte der Liebe „für ſie, die ſie ihr ſo oft geſchworen, ſo muß ihr Name „auf ihren Lippen ſein."

Der Bauer, der den Brief überbrachte, hatte den Befehl zu ſchweigen, entledigte ſich deſſelben als Menſch, dem der Mund mit ſeidenen Fäden zugenäht iſt, und ließ den Beamte im Zweifel, ob er auf die Marquiſe d'O oder Frau von Perbuis rathen ſoll.

Ich habe jedenfalls, ſprach er für ſich: Heirath oder Liebesabkel, gleichviel, immer ein ſchönes Abenteuer! und er drehte ſich vergnügt auf dem Abſatz herum. —

Mit einbrechendem Abenddunkel verließen Claudine und Victor den Königsſtein. Es war etwa ſieben Uhr, Victor aber meinte, es ſei ſchon wenigſtens zehn. Sie gingen um den Park und ſchlüpften ungeſehen bis an die Mauern des Schloſſes hin. Als ſie hier anlangten, wo ein kleines vorſpringendes Gebäude eine Ecke nach außen bildet, zog Claudine einen Schlüſſel hervor, öffnete eine kleine Thüre, machte ihrem Begleiter ein Zeichen, ſie hier zu erwarten und ſchlüpfte eine Wendeltreppe hinauf, deren oberſte Stufen im erſten Stockwerk ausmündeten.

Geneviève ſaß eben in einer Fenſterecke und ſah traurig den letzten Schimmer des Abendrothes erbleichen; die dunklen Wipfel des Parkes ſtiegen wie Schatten in das Gewölk empor; ſchon erglänzte der Abendſtern. Den Kopf auf die Hand geſtützt, lauſchte das Mädchen ſeufzend dem letzten Gezwitſcher der Vögel im Gebüſch. In dieſem Augenblick ließ ſich ein dumpfes Knarren vom Alkoven her vernehmen, das Wandgetäfel ging auseinander und eine geheime Thüre that ſich auf; die Hand-

lerin ſprang an das Fenſtergitter und ſtieß einen Schrei aus.

Still doch, rief Claudine, eilte aus dem Alkoven heraus und ergriff die Gefangene bei der Hand.

Geneviève zitterte wie ein Vöglein, das man überm Neſt gefangen.

Ein Frauenzimmer! ſagte ſie.

Ja, ein Frauenzimmer, das Sie zu befreien kommt.

Geneviève heftete einen Blick voll Angſt und Hoffnung auf ihre unbekannte Retterin.

Ein Wort erklärt Ihnen alles. Da unten wartet Victor, flüſterte Claudine dem Mädchen ins Ohr.

Victor! rief Geneviève erröthend, und fiel zugleich lachend und weinend der Fremden um den Hals.

Arme Kleine, Sie hatten wohl große Angſt?

Ach, Madame, bei jedem Geräuſch vermeinte ich zu ſterben.

Auf dem Kamin ſtanden Kerzen. Claudine, die mit der Oertlichkeit bekannt ſchien, ſuchte in einer Ecke, fand das Feuerzeug und zündete das Wachs an.

Ei, ſagte ſie, Geneviève betrachtend, die Angſt ſteht Ihnen allerliebſt. Schön, um einen Heiligen zu verführen.

O Madame, erwiederte das Mädchen ſchüchtern und blickte nach der Thüre des Alkovens.

Ich verſtehe; nicht Ihre Schönheit, ſondern Victor beſchäftigt Sie jetzt.

Geneviève nickte.

Nehmen Sie dieſes Licht und gehen Sie ſchnell. Sie brauchen nur die Treppe herabzuſteigen; unten ſteht Victor.

Und Sie? fragte Geneviève, das Licht in der Hand.

O ich, das iſt etwas anderes; ich bleibe hier.

Victor zählte die Minuten, jede ſchien ihm eine Ewigkeit. Sinnlos vor Ungeduld wollte er eben die dunkle Treppe hinaufſteigen, als ein Lichtſchimmer von oben niederflammerte; er ſpringt über die erſten Stufen, erblickt Geneviève und trägt ſie auf ſeinen Armen fort.

Seine Füße berührten kaum den Boden, bis er Lucienne erreichte; die ſüße Laſt auf ſeinen Armen gab ihm Flügel. Geneviève ſchloß die Augen und hielt ſeinen Hals umfangen.

Im Namen des Marquis d'O vertraue ich Euch Mademoiſelle an, rief er dem Wirth zu, als er im Königsbirſch anlangte. Ihr haftet ihm mit dem Kopf für ſie.

Kein Haar auf dem ihrigen ſoll berührt werden, antwortete der Wirth und führte das Mädchen in ſein beſtes Zimmer.

Gut denn, ich eile jetzt nach Marly, wohin mich der Marquis beſchieden hat. —

Während Victor die Straße nach Marly dahinflog, beſah ſich Mademoiſelle Furet im Spiegel und ein ſchelmiſcher Gedanke durchkreuzte ihr Köpfchen.

Sie lockerte die Agraffen ihres Mieders und ihr Oberkleid fiel auf den Teppich. Jetzt blickte ſie wieder in den Spiegel, kreuzte die Arme und lächelte ſchalkhaft. Da vernahm ſie Tritte auf der geheimen Treppe und der Hauch ihres ſchönen Mundes blies das Licht aus.

Ein Schlüſſel leiſe in das Schloß geſchoben öffnete bald die Thüre und der Vicomte von Morſan — denn er war es — trat in das Zimmer.

Mitten im Schweigen der Dunkelheit vernahm er ſanfte Athemzüge im Alkoven; der Vicomte trat einen Schritt näher und lauſchte geſenkten Kopfes.

Eine Herzogin, flüſterte er, kann nicht anmuthiger ſchlummern.

Zu Marly war in dieſer Nacht feſtlicher Empfang. In dieſen kleinen Cirkeln, wo nur der beſte Adel in der Nähe des Königs zugelaſſen wurde, übte der Marquis d'O, trotz ſeiner Verheirathung, noch immer einen gewiſſen Zauber aus durch die hundertfältigen intereſſanten Abentheuer ſeiner früheren Zeit. Seiner Miſſion entkleidet und den Vergnügungen des Hoflebens wiedergegeben, konnte er hier keinen Schritt thun, ohne einer Freundin oder einem Nebenbuhler von ehedem zu begegnen. Aber heute beſchäftigten andere Dinge ſeinen Geiſt. Er erwartete ſeine Frau. Sie erſchien bald und auf den erſten Blick las der Marquis in ihrer Miene den kaum verhehlten Ausdruck innerer Unruhe.

Iſt das Aergerniß oder Reue? dachte er bei ſich, oder vielleicht beides?

Zu jener Zeit, wo es nicht Mode war, daß ein Gatte für den andern zärtlichere Gefühle als die der wechſelſeitigen Achtung und Rückſicht hegte, trug ein Ehemann, welcher ſeine Frau liebte, die größte Sorgfalt, dieſe Flamme ſo zu verheimlichen, wie heutzutage etwa eine verbotene Leidenſchaft. Der Marquis d'O, welcher Bertha liebte, dieſes aber nicht merken laſſen wollte, entwickelte alle Schlauheiten der galanten Kriegskunſt, um unbeachtet in ihre Nähe zu gelangen. Bertha, welche ihrerſeits auch mit ihm zu ſprechen wünſchte, kam ihm ſo zu Hülfe, daß ſie ſich bald in ſeiner Nähe befand.

Ich wünſche mit Ihnen zu reden, ſagte ſie, in ſeinen Arm ſchlüpfend.

Nu mir' ich bin ganz Ohr, Madame.

Geneviève iſt entführt worden.

O' meinte der Marquis erſtaunt, ein Streich, der auch minder Häßlichen paſſiren konnte.

Aber ſie iſt meine Pathe und ich muß ſie beſchützen. Ihre Mutter kam vor einigen Stunden in unſer Hotel und weinte bitterlich. Welch ein abſcheulicher Vorfall; ich bin ganz empört darüber!

Hat man Ihnen den Thäter genannt? fragte der Marquis ganz unbefangen.

Ja, der Vicomte von Merſan iſt es.

Nicht möglich, der Cavalier, der noch heute Morgen bei Ihnen frühſtückte?

Derſelbe, es iſt abſcheulich!

Gewiß, beſtätigte der Marquis, heimlich erwägend, ob der Unwille ſeiner Frau wohl mehr dem Thäter oder der That ſelbſt gelte.

Billigen Sie alſo, daß ich einen Plan gefaßt habe, ſie zu befreien?

Sicherlich; nur daß ein ſolcher Plan leichter zu faſſen als auszuführen iſt.

O im Gegentheil, ganz leicht.

Laſſen Sie hören.

Geneviève iſt in Lucienne, Sie haben die Güte, ſich dahin zu begeben und dem Vicomte zu ſagen, daß Geneviève meine Pathe iſt; gewiß gibt er ſie dann frei.

Wenn er ſie nämlich nicht bei ſich behält.

Wie, er könnte wagen?

Ich bin deſſen gewiß. Mein Verlangen würde ihn gerade zum Widerſtand zwingen; hätte es denn nicht den

Anſchein einer Drohung, und glauben Sie, daß ein Cavalier einer ſolchen nachgibt?

Was aber kann thun? Ich kann doch Geneviève nicht bis an ihr Lebensende in Lucienne laſſen.

O er iſt nicht der Mann, ſie ſo lange dort zu halten.

Ein Tag iſt ſchon zu viel.

Liegt Ihnen die Sache ſo ſehr am Herzen, ſo ließe ſich wohl ein Mittel finden.

Welches?

Aber ich fürchte, Sie werden es nicht wählen wollen.

O ſo nennen Sie es doch.

Meines Erachtens müßten Sie ſelbſt die Freiheit Geneviève's verlangen.

Ich?

Allerdings, Ihnen könnte ſie Herr von Merſan nicht verweigern.

Bertha ſah ihren Gemahl an; ſeine Miene enthielt nichts, was dieſer Antwort eine ungünſtige Auslegung verliehen hätte.

Ich dachte wohl ſchon ſelbſt daran, ſprach ſie, aber ich war Ihrer Billigung nicht ſicher.

Ich wagte nicht, es Ihnen vorzuſchlagen, weil ich beſorgte, Sie werden es ablehnen.

Wenn es dem ſo iſt, dann fahren wir ſogleich hin.

Wir fahren.

Zehn Minuten ſpäter rollte der Marquis d'O mit ſeiner Gemahlin in einem Wagen die Straße nach Lucienne dahin, und der Kutſcher trieb die Pferde ſo nachdrücklich an, daß dieſes einen beſonderen Befehl vorausſetzen ließ.

Während Roger ſich mit ſeiner Frau in Marly unterhielt, verließ der Vicomte von Merſan ſachte den Alkoven, in welchem Mademoiſelle Furet ruhte. Bevor er die Vorhänge zufallen ließ, neigte er ſich nochmals über die ſchöne Schläferin.

Lebe wohl, ſüße Geneviere, flüſterte er der falſchen Hänklerin zu, die eben keine Luſt zeigte, zu antworten, drehte dann den Schlüſſel in der geheimen Thüre und verſchwand.

Ein ſchalkhaftes Lächeln zuckte über die roſigen Lippen der Schauſpielerin, welches ſie oft zu unterdrücken vermocht hatte.

‚Gute Nacht! gute Nacht!‘ rief ſie jetzt, morgen folgt die Aufklärung.‘ Sie wandte dabei ihr Köpfchen auf den Polſtern herum und ſchlief guter Dinge ein.

Der Vicomte befahl mittlerweile ein Pferd zu ſatteln und ſprengte bald darauf im Galopp fort. Die Nacht war heiter, ruhig lag die Flur unter dem blaſſen Schimmer der Sterne, nichts war zu hören, als zuweilen der Ton des Heimchens. Herr von Merſan zog die Luft mit vollen Zügen ein, das Herz hüpfte ihm vor Vergnügen in der Bruſt. Sein Pferd griff wiehernd unter ihm aus und er hätte keine Stunde dieſer Nacht für ein Fürſtenthum hingegeben.

Ungefähr eine Schußweite von Chaton hielt ein Wagen von dunkler Farbe am Rande der Straße; ein Frauenkopf, gehüllt in einen Kapuchon und in eine Sammetmaske, neigte ſich aus dem Wagenfenſter und blickte nach der Richtung von Lucienne hin. Der Wagen trug kein Wappen, der Kutſcher keine Livree. Als er der Equipage

anſichtig wurde, ſtand der Vicomte mit einem Satze aus dem Sattel auf dem Auftritt des Wagens.

Endlich kommen Sie! ſagte die Dame im Capuchon. Es iſt faſt eine Viertelſtunde, daß ich warte.

Dieſe Zeit, entgegnete er, iſt ein verlorenes Glück für mich. Aber da ich Sie nun ſehe, will ich alles Vergangene vergeſſen, um nur an das Kommende zu denken.

Sie erkennen mich alſo?

Können Sie zweifeln, da ich Sie liebe?

Der Vicomte log unverſchämt. Er ahnte es noch nicht entfernt, wen er vor ſich habe: ob die Marquiſe d'C, Frau von Perthuis oder Claudine. Aber die Stimme der Unbekannten klang ſo jugendlich, die Hand, welche ſie ihm überließ, war ſo weich und zärtlich, und er rechnete auf den Zufall, das Uebrige zu errathen.

Aber ſo ſteigen Sie doch ein, ermunterte die Dame, welcher die ſchönen Worte des Vicomte zu gefallen ſchienen.

Herr von Merſan beſann ſich nicht, dieſer Einladung zu entſprechen und ſprang in den Wagen.

Der Kutſcher neigte ſich vom Bocke und fragte den Bedienten, der die Wagenthüre ſchließen wollte, welchen Weg er fahren ſolle. Dieſer kratzte ſich hinter dem Ohre und richtete dieſelbe Frage an die Dame mit der Maske.

Ja wohin fahren wir denn? fragte dieſe verlegen den Vicomte.

Die Feen haben immer irgend ein Schloß, antwortete Herr von Merſan, und ich bin bereit, Ihnen zu folgen.

Zu mir? das iſt unmöglich!

Nun dann habe ich in der Nähe ein Häuschen, welches zu Diensten steht.

‚Zu Ihnen! nimmermehr' rief die Unbekannte ängstlich.

Nicht zu ihr und nicht zu mir, dachte der Vicomte, das ist Claudine nicht. Herrlich also, entweder ich rächte mich oder ich heirathe. — Indessen, sprach er laut, werden wir uns doch wohin begeben müssen, Madame, wenn wir nicht die ganze Nacht auf der Heerstraße umherfahren wollen.

Wohlan denn, antwortete sie, in der Nachbarschaft hier, nach der Seite von Bougival, liegt ein Pavillon, der zum Jagdrendezvous dient: er gehört einem Cavalier, dessen Frau mir befreundet ist. Fahren wir dahin. Sie ist eben fort und wird Sie aus Rücksicht für mich gewiß empfangen.

Diese ganze Einladung gefiel dem Vicomte nicht sonderlich, nichtsdestoweniger schien er entzückt davon.

Allerliebst, sagte er, und wandte sich an den Lakai mit dem Befehl: Nach Bougival! — Aber während der Bediente die Wagenthüre schloß, beugte er sich rasch, als ob ihm ein Kleidungsstück eingeklemmt worden, und flüsterte dem Diener, dem er ein Goldstück in die Hand drückte, die Worte zu: Im Galopp nach Lucienne!

Der Wagen rollte dahin.

Gott sei Dank, lispelte die Unbekannte, er ist gerettet!

Eine Viertelstunde später begegneten sich zwei Wagen am Ende der Allee, welche vom Orte her zu dem Schlosse des Vicomte führte, und hielten wenige Minuten darauf gleichzeitig in der Auffahrt.

Die Unbekannte und Herr von Merſan gewahrten dieſe Begleitung gar nicht, ſo ſehr waren ſie in Geſpräche vertieft, welche ſie intereſſirten.

Bei dem Rollen zweier Wagen gegen den Perron erſchien ein Diener mit einer Fackel vor dem Schloſſe und nun ſtiegen gleichzeitig Herr und Frau von C., der Vicomte und die unbekannte Dame ab.

In der Dunkelheit und wahrſcheinlich auch durch die raſche Fahrt verwirrt, kannte die letztgenannte die Oertlichkeit nicht erkennen; bei dem Anblicke der Marquiſe d'O aber ſtieß ſie einen Schrei aus und wollte ihre Maske wieder vornehmen. Aber es war zu ſpät, denn die Fackel des Bedienten beleuchtete die ſchönen, aber verlegenen Züge der Gräfin von Perthuis.

Bei dem Schrei der Gräfin wandte ſich der Vicomte und erkannte ſie und zugleich die Marquiſe an dem Arme ſeines Unbekannten aus dem goldenen Cocon.

Auch gut, dachte er, ich habe den kürzeren Weg der Galanterie eingeſchlagen, um zur Hochzeit zu gelangen, und mit feinſter Artigkeit neigte er ſich über die Hand ſeiner Gefährtin und küßte ſie.

Indeſſen begriff Herr von Merſan noch immer die Veranlaſſung nicht, welche die Marquiſe d'O zu ſo ſpäter Stunde in ſein Schloß führte, wiewohl er dem vermeintlichen Herrn von Guerche die Anſtiftung zumuthete.

Nachdem er die Marquiſe begrüßt, wandte er ſich folgend zu dieſem: der Herr von Guerche iſt mir willkommen.

Der Herr von Guerche? riefen zugleich beide Damen mit Staunen.

Erlauben Sie, Herr Vicomte, erwiederte der Marquis mit einem eigenthümlichen Lächeln, Herr von Guerche, der mein Freund ist, trägt gewiß einen der ehrenvollsten Namen, dennoch aber werden Sie es natürlich finden, daß ich an dem Namen halte, welchen ich nach meinem seligen Vater, dem sehr ehrenwerthen Marquis d'O trage.

Dieser Name durchzuckte den Vicomte. Der Marquis d'O' wiederholte er.

Er selbst und die Marquise, seine Gemahlin, welche Ihnen besser als ich den Grund unseres Besuchs sagen wird. Ich dachte, wenn ich in Gesellschaft komme, Ihnen weniger unangelegen zu sein.

Der Vicomte verneigte sich, aber während er sich der Marquise näherte, sagte er leise zu ihrem Gemahl:

Herr Marquis, Sie verdienen Ihren Ruf und bleiben überall Sieger. Der Teufel auch hätte einen Ehemann unter dem Kleide eines Vertrauten vermuthet.

Frau von Perthuis folgte dieser Scene mit den Blicken und wagte kein Wort zu reden; roth und verlegen suchte sie die Lösung, ohne sie zu finden; als sie den Marquis allein stehen sah, ging sie ihm zwei Schritte entgegen.

War denn die Gefahr, von welcher Sie mir schrieben, wirklich so drohend? meinte sie, auf den erhaltenen Brief anspielend.

Bei meiner Ehre, gnädige Frau, nur um Sie zu Ihrem Glücke zu nöthigen, setzte ich diese Gefahr vielleicht um ein Paar Stunden früher an als sie jedenfalls doch eintreten mußte. Entschließt sich Herr von Mersan heute Nacht zu keiner ernsten Verbindung, so kenne ich einen Edelmann, der sich bemüßigt gesehen hätte, ihm den Degen durch den Leib zu rennen.

Der Blick, mit welchem er dieſe Worte begleitete, ließ der Gräfin keinen Zweifel über die Abſichten des Marquis. Sie reichte ihm lächelnd die Hand.

Muß ich Ihnen dann nicht noch danken? ſagte ſie.

Nein, fürwahr, wir ſind quitt, ich verliere einen Rival und Sie gewinnen einen Gemahl.

Während dieſer kurzen Unterredung hatte auch die Marquiſe dem Vicomte ihren Wunſch ausgeſprochen und Herr von Merſan ſofort den Entſchluß gefaßt, wenigſtens mit Ehre aus einer Angelegenheit heraus zu kommen, in welcher keineswegs alle Vortheile auf ſeiner Seite waren. An der Miene der Marquiſe gewahrte er nur zu deutlich, daß er bei dieſer Dame nichts mehr zu hoffen habe.

Wollen Sie die Gnade haben, mich zu begleiten, Madame, Ihr Wunſch ſoll augenblicklich erfüllt werden.

Aber als ſich die Geſellſchaft eben in's Schloß begeben wollte, wurde ſie plötzlich durch eine doppelte Erſcheinung überraſcht.

Von der Seite des Hofes nämlich kam Genevieve herbeigelaufen, nachdem ſie Victors Arm verlaſſen und ſtürzte ſich der Marquiſe d'O zu Füßen, während zu gleicher Zeit Claudine, als Dienſtmädchen gekleidet und ein Licht in der Hand, die Geſellſchaft in den Salen zu treten einlud. Die Schelmin hatte von oben alles mitangeſehen und fand ein Vergnügen daran, die Verlegenheit des Vicomte durch ihre Mitwirkung zu vergrößern.

Hierher, wenn es gefällig iſt, gnädige Frau, ſagte ſie zu der Gräfin von Perthuis und zeigte lächelnd ihre weißen Zähne.

Der Vicomte, einen Augenblick ganz beſtürzt, eilte auf ſie zu.

Schweigen Sie, flüsterte sie ihm zu, spielte ich da eben das unschuldige Mädchen, so kann ich wohl hier unten auch die Soubrette spielen.

O die Schlange! murmelte der Vicomte, der nun Alles durchblickte.

Mademoiselle Jurel antwortete mit einem Lächeln, trat vor und geleitete die Gräfin in die Appartements.

In dem Verlangen, ihre Ruhe wiederzusehen, für welche sie wahre Theilnahme hegte, hatte die Marquise von dieser raschen Scene nichts bemerkt: als sie aber den Kopf wendete, um zu fragen, auf welche wunderbare Weise Geneviève frei sei, da man sie doch gefangen glaubte, kam der Marquis als edelmüthiger Sieger dem Vicomte zu Hülfe.

Eine Ueberraschung, welche Ihnen Herr von Merian aufspare, erklärte er, Geneviève war bereits vor Sonnenuntergang ihrem Vater wiedergegeben.

Geneviève wollte sprechen, aber da Frau von Perthuis noch in der Nähe war, winkte ihr der Marquis, zu schweigen.

Wohlan, Herr Vicomte, wandte er sich an diesen, während Claudine, ins Fäustchen lachend, als Kammermädchen im Salon umherspazierte, sind Sie zufrieden?

Zufrieden und geschlagen.

Und bald glänzend verheirathet, fügte der Marquis mit einem unbeschreiblichen Lächeln hinzu.

Die verlorene Wette des Vicomte fiel Geneviève und ihrem Bräutigam zu, welcher den Werbeoffizieren befreundete und durch die Verwendung des Marquis seiner Verpflichtung enthoben wurde, um bald darauf eine viel angenehmere einzugehen.

Die kleine Königin.

An der westlichen Küste von Martinique jenseits des großen sandigen Ufers, welches sich zwischen der Thomasbucht und dem steilen Gestade der sogenannten Ochsenberge ausdehnt, befand sich gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine Besitzung, deren Grenze an der einen Seite an das Ufer reichte, und von der andern sich bis zum Fuß des grünen Berges erstreckte. Diese prachtvolle Domaine gehörte Herrn von Enambuc du Parquet, Generallieutenant des Königs von Frankreich in den Antillen. Herr von Enambuc hatte glücklich diese hohe Stellung erlangt, welche nur Auserkohrenen vorbehalten war, die es verstanden, ihren Weg trotz Hindernissen und Gefahren zu verfolgen. Der Jüngste einer adeligen Familie der Normandie und auf ein sehr bescheidenes Erbe angewiesen, ging er mit dem Grad eines Seeoffiziers nach den Inseln, und hatte sich bald durch Muth, Geschicklichkeit und verständige Ausdauer des Charakters jene unabhängige, ja fast unbeschränkte Stellung errungen. Seine Macht glich der eines souveränen Fürsten; Unterthan des Königs von Frankreich, führte er in Amerika eine Art Feu-

dal-Herrſchaft ein, die im Mutterlande nicht mehr exiſtirte: er war oberſter Herr und Beſitzer von Martinique, Grenada und St. Lucia. Wie die alten großen Vaſallen der Krone, hatte er das Recht der höheren und niederen Gerichtsbarkeit in dem ganzen Umfang ſeiner Domainen; die Gerichtsperſonen, die er ernannte, waren von keinem Parlamente abhängig, ihr Urtheilsſpruch war ohne Berufung, und in allen Fällen, ſelbſt in dem der Todesſtrafe, hatte er das ſchönſte Recht der oberſten Gewalt, das Recht der Begnadigung. Als General-Lieutenant des Königs von Frankreich hob er Truppen aus, befehligte Expeditionen, und konnte mit Jedwedem Krieg führen, welcher nicht Unterthan oder Verbündeter ſeines Monarchen war. Er hatte ſeine Garden, Offiziere, Edelleute; kurz er regierte.

Während ſeiner letzten Anweſenheit in Frankreich, als er die Inveſtitur dieſer Machtſtellung empfing, hatte Herr von Guambuc in Paris ein Fräulein geheirathet, das zwar arm, aber von hohem Adel und den erſten Familien des Königreichs verwandtſchaftlich verbunden war.

Allerdings war es eine gar ungewöhnliche Veränderung, die dadurch in das Geſchick des jungen Fräuleins kam; ſie verließ ihr düſteres väterliches Haus in Paris, um an dem anderen Ende der Welt ein Glück zu ſuchen und Ehrenbezeugungen entgegen zu nehmen, an die ſie nie gedacht hatte. In Martinique angekommen, fand ſie alles zu ihrem Empfang vorbereitet und eingerichtet; ſie erhielt Geſellſchaftsfräuleins, Pagen, Ehrenkavaliers, kurz einen förmlichen Hofſtaat; ihr Gefolge war eben ſo zahlreich, als dasjenige einer Prinzeſſin von Geblüt; ihr fehlte nur der Titel. Zuerſt nannte man ſie „Frau Generalin", darauf

ganz einfach „Madame", und ſo bezeichnete man ſie auch auf der ganzen Inſel, ſo wie man ſich auch angewöhnt hatte, den General-Lieutenant „Monſieur" zu nennen. Die junge Frau nahm alle dieſe Huldigungen mit naiver Selbſtgefälligkeit auf. Als ſie ankam, zählte ſie kaum fünfzehn Jahre und ihre Jugend und Schönheit, ſo wie ihre liebenswürdigen Eigenſchaften gewannen ihr bald die Zuneigung der gemiſchten Bevölkerung, welche die Colonie bewohnte. Die Weißen und die reichen Creolen bezeigten ihr große Hochachtung; die Schwarzen und das ärmere Volk nannten ſie „die kleine Königin". Während der General Regierungsgeſchäften oblag, gab ſie Feſte im Fort St. Pierre, oder ſie ruhte zurückgezogen in ihrer Behauſung am Gebirge in den üppigen und weichlichen Gewohnheiten der creoliſchen Lebensweiſe aus.

Der letztere Aufenthalt war einer der reizendſten. Das Haus aus Steinen gebaut, mit Pavillons an den vier Seiten, erhob ſich zwiſchen zwei ſtarken Caſſiabäumen, deren hohe Gipfel ſein Schieferdach überragten. Obgleich nicht durch Paliſſaden und Gräben gedeckt, war es doch nicht ohne Vertheidigungsmittel. Die Fenſter des Erdgeſchoſſes waren mit ſtarken Läden verſehen, eine Art Fallgitter konnte im Nothfall hinter der großen Thüre niedergelaſſen werden, und der Hausflur ging ein gewölbter Gang voraus, in welchem einige entſchloſſene Männer eine überlegene Schaar Angreifender leicht aufzuhalten vermochten. Um das Haus herum lag ein ziemlich unregelmäßig angelegter Garten, von allen Seiten mit einer Hecke von indiſchen Feigen eingeſchloſſen. Dieſe Pflanze, welche in den tropiſchen Regionen die Höhe eines großen Strauches

erreicht, bildete eine natürliche und undurchdringlichere Mauer, als die besten Verschanzungen, denn die breiten fleischigen und mit langen Stacheln bewaffneten Blätter waren eine verläßliche Schutzwehr gegen Jeden, der es gewagt hätte, hindurch zu dringen. An einer einzigen Stelle war diese unzugängliche Heckenwand durch ein Gitter unterbrochen, welches der Hauptthüre des Gebäudes gegenüber lag, und durch das man die krummen dichtbeschatteten Gänge des Gartens erblickte.

Nicht weit vom Hause, in der Nähe des Ufers, befanden sich die Hütten der Neger, die Zuckermühle und die einem großen Etablissement nothwendigen Gebäude. Prachtvolle Anpflanzungen dehnten sich in der Umgegend aus und warfen ihr Farbenspiel auf die Landschaft. Cacaobäume wuchsen in den Niederungen, vor dem Winde geschützt, der ihre zarten Blüthen gestreift haben würde; der trockene Boden war mit Mais bebaut, dessen Aehren goldfarbig strahlten, und die Zuckerrohrfelder bildeten lange Streifen eines schönen und lebhaften Grüns, in welchem sich Seerosblüthen wiegten. Weiter entfernt von diesen reichen Anpflanzungen trug die Erde noch ganz die wilde Pracht der ursprünglichen Vegetation; nirgends eine Spur menschlichen Fleißes in den tiefen Thälern, welche die Gebirge durchschneiden: allenthalben dichtverwachsene Gehölze, unterbrochen von wuchernden Savannen und überragt von kahlen Bergen, überall die kräftige, tiefsinnige Natur, auf welcher der heiße Himmel der Antillen liegt. Zuweilen erhob sich ein weißer Rauch in langen Säulen aus der Mitte der dichten Wälder, oder ein feuriger Wiederschein verkündigte einen Grasbrand in den Ebenen. Man ge-

wahrte an diesem Zeichen die Anwesenheit der Wilden, welche im Innern der Insel lebten. Dieser Volksstamm hatte sich zwar tief hinein zurückgezogen, so wie die Europäer die Küsten besetzten, jedoch nicht ohne zuerst versucht zu haben, ihr Land zu vertheidigen. Die ersten Ansiedler hatten blutige Kämpfe mit ihnen bestanden, die entlegenen Wohnungen wurden oft von diesen Horden, welche ein wilder Trieb der Rache beseelte, zerstört und verbrannt, aber jetzt waren sie geschwächt und wenig gefürchtet, und zwischen den wilden Karaiben und den Einwohnern von St. Pierre hatten sich sogar schon Handelsverbindungen angeknüpft. Mehr als einmal waren leichte Piroguen auf der Rhede erschienen, und die Wilden, die sie führten, hatten mit Geschrei der Bewunderung und des Erstaunens die großen Schiffe begrüßt, welche da vor Anker lagen, so wie die an der Küste aufgeführten Gebäude und besonders die schöne Behausung des Generals mit Ueberraschung angestarrt. Mit einer Art von Betäubung betrachteten sie das Haus von drei Stockwerken, den breiten Perron mit doppelten Treppen, und das Schieferdach, welches wie der schuppige Rücken eines gigantischen Fisches in der Sonne glänzte; aber sie bestaunten diese Wunder nur aus der Ferne und wagten nicht, diese Höhe zu besuchen, auf welcher vor Zeiten ein Verband mehrerer Familien ihres Stammes ein Dorf gebildet hatte. Sie landeten wegen Tauschhandels und verließen das Ufer nicht. Gegend Abend bestiegen sie ihre Piroguen wieder, um an die Ostküste der Insel zurückzukehren, wo sie noch einige Plätze inne hatten.

Am Himmelfahrtstage des Jahres 1657 saß ein Mann, dem Aussehen nach in den Jahren vorgeschritten,

und eine junge Dame vor der Thüre jener ſchönen Behauſung, unter einem leichten Zelte von indiſchem Mußlin: es war der General von Enambuc und ſeine Gemahlin. Ein ſchöner Knabe von vier bis fünf Jahren ſpielte zu ihren Füßen mit einem Polichinell, faſt ſo groß wie er ſelbſt, und welchen er auf dem Rücken eines kleinen Negerſklaven reiten zu laſſen ſich Mühe gab; er verließ von Zeit zu Zeit dieſes ſeltene erſt kürzlich aus Frankreich gebrachte Spielzeug, um ſich an die Kniee ſeiner Mutter zu lehnen. Ein wenig weiter hin ſtanden zwei Negerinnen und flüſterten leiſe und fröhlich mit einander. Die Sonne ging unter, und ihre Strahlen, umſchleiert von einem leichten Nebel, warfen eine angenehme Dämmerung auf das Ufer; das Meer lag in dunklem Blau und beſpülte mit leichten Wellen den Sand; nicht ein Segel zeigte ſich auf dieſer ungeheuren Fläche; Alles war einſam und ſtumm wie am Tage, wo das Fahrzeug von Chriſtoph Columbus zum erſtenmal dieſe unbekannten Küſten berührte. Die melancholiſche Erhabenheit dieſer Scene ſchien die junge Frau ſchmerzhaft zu bewegen, denn ſie lehnte ſich mit einem wehmüthigen Blicke in ihren Bambusſtuhl zurück und murmelte, indem ſie die Augen ſchloß, um eine Thräne zurückzuhalten, welche unter ihren langen Wimpern hervorzitterte: Mein Gott! ich wollte, es wäre ſchon Morgen!

Mama, ſagte auf einmal das Kind, es iſt ja heute dein Namenstag, warum haſt du denn keinen Blumenſtrauß? Ich hatte am Heinrichstage einen ſchönen Blumenſtrauß vor der Bruſt. Darauf wendete er ſich lebhaft gegen den Vater und fuhr mit kindlicher Zudringlichkeit fort: Mama hat keinen Blumenſtrauß, ſie will keinen;

ſag' ihr doch, ſie ſolle einen verſtecken; ich will ihr einen aus dem Garten holen.

Bei dieſen Worten warf er ſeinen Polichinell zur Seite, ſprang den Perron herab, und entſchlüpfte mit freudigem Geſchrei den Händen der Negerinnen, welche herbeieilten, um ihn zu überwachen. Frau von Gnambuc erhob ſich und folgte einen Augenblick dem Kinde mit den Augen; darauf ſetzte ſie ſich wieder zu ihrem Manne und ſtützte ſich auf die Lehne des Seſſels, in dem er halb ausgeſtreckt lag. Dieſe beiden ſich ſo näher gekommenen Geſichter bildeten einen fremdartigen und traurigen Gegenſatz. Der General mochte damals erſt vierzig Jahre alt ſein; dichtes ſchwarzes Haar bedeckte ſeinen Kopf; ſeine Geſtalt war edel und regelmäßig, aber durch Krankheit war die lebhafte Geſichtsfarbe, von der tropiſchen Sonne gebräunt, erloſchen; bleifarbige Bläſſe fing an ſich über ſeine abgemagerten Züge zu verbreiten, das matte Auge war in die Höhlung zurückgetreten, und ſein hoher Wuchs, von einem Schlafrock aus indiſcher Seide umhüllt, zeigte faſt ein Gerippe im Leichentuch. Die junge Frau dagegen war von blühender Geſichtsfarbe, eine Seltenheit in dem heißen Klima der Antillen, und der klare Schmelz der Haut erhöhte ihre außerordentliche Schönheit. Das ausdrucksvolle blaue Auge, das blonde weiche Haar, in reichen Locken das Geſicht umwallend, gaben ihrer Phyſiognomie etwas Seraphähnliches. Wenn ſie die Arme auf ihrer Bruſt kreuzte und ſich in die weiten Falten ihres langen weißen Mußlin-Kleides hüllte, glich ſie einem Engel, der ſeine Flügel zuſammenfaltet. Ach! ſagte ſie, indem ſie ſich zärtlich gegen ihren Gatten neigte, wir ſind heute traurig; aber

ich hoffe, daß wir künftig diesen Jahrestag freudiger feiern werden.

Und da er nicht antwortete, so wiederholte sie liebkosend und beinahe kindlich: Nicht wahr, künftiges Jahr werden wir hier viel Gesellschaft sehn? Wir werden tanzen, und ich will, daß man noch lange von dem Ball reden soll, den ich in unserem Bergbotel geben will. Dann bist du auch nicht mehr krank. Wie werde ich glücklich sein, dich wieder hergestellt zu sehen! Ich weiß gar nicht mehr, an welchen Heiligen ich mich wenden soll, wenn ich dich so leiden sehe; aber du wirst genesen, gewiß recht bald genesen: ich habe so sehr zu Gott für dich gebetet! Es scheint mir auch, als fühltest du dich heute Abend besser! —

Ja, meine liebe Marie, antwortete er mit schwacher Stimme, ich fühle mich wirklich besser: die frische Seeluft hat mir wohlgethan.

Sie rückte ihm noch näher und ergriff beruhigt lächelnd seine Hand. Es trat ein Augenblick des Schweigens ein, in welchem Beide sehr verschiedenartige Gedanken beschäftigten: sie, durch Hoffnung belebt, vergaß ihren Kummer, er, ergriffen von einem düsteren Vorgefühl, sah mit Jammer in die Zukunft, oder besser, er sah keine Zukunft mehr: er fühlte seine Tage gezählt, und das Ende nahe. Die Beschwerden, die Sorgen seiner Stellung, der Einfluß eines verzehrenden Klima's hatten seinen kräftigen Körperbau untergraben, der Tod trat ihm in Mitten seiner Laufbahn entgegen, und nur mit dumpfer Verzweiflung riß er sich von all den Glücksgütern los, welche er noch lange zu genießen gehofft hatte.

Ich wünsche, der Arzt käme wieder, sagte Marie, indem sie den Kopf nach St. Pierre wandte; er hatte mir versprochen, noch vor Nacht zurück zu sein.

Ich habe seiner nicht nöthig, mein Kind, ich versichere dich, antwortete der General mit einem traurigen Lächeln; beunruhige dich nicht über seine Verspätung: das sicherste Heilmittel für mein Uebel ist die gänzliche Ruhe, die wir hier haben, die Einsamkeit, in der du mit mir eingeschlossen bist. Da unten waren zu viel Menschen um uns, zu viel Personen, die mich mit ihrer eigennützigen Sorgfalt belästigten. Wenn man leidet, so ist es einem nicht wohler, als mit denjenigen allein zu sein, die man liebt. — Bei diesen Worten wandte er sein Gesicht gegen den salzigen Seewind, der ihn erfrischend anwehte, und tief einathmend sagte er mit einer Art Frösteln: Mein Gott, Marie, wie schön ist es hier! es ist wie ein Frühlingsabend in Frankreich! es friert mich beinahe.

Der Frühling in Frankreich! wiederholte die junge Frau mit einem tiefen Seufzer: es sind jetzt über sechs Jahre, daß ich hier bin, aber ich habe ihn nicht vergessen. Nicht wahr, wir werden, wenn einmal die Unruhen im Lande beseitigt sind, eine Reise nach Frankreich machen, wo ich dann wieder Veilchen im Gehölz von Vincennes suchen kann?

Welch Kind! murmelte der General, indem er seine bleiche und magere Hand auf den blonden Kopf legte, der sich zu ihm neigte; ja du selbst dereinst nach Frankreich zurückkehren; ach vielleicht bald!

O! mein Freund, was sprichst du! rief sie mit Entsetzen aus; mein Gott! welche Gedanken kommen dir

heute! Du bist ja besser, du befindest dich wohler, der Arzt hat es gesagt.

Die Thränen, die sie zurück zwang, unterbrachen ihre Rede; sie lehnte sich schluchzend an die Schulter des Kranken, und sagte sanft: Mein Gott! mein Gott! warum redest du so? Du bist in der Kraft deines Alters, dieses böse Leiden wird vorüber gehen, du wirst noch lange, recht lange für deine Marie leben.

Ja, ja, mein Kind, ich weiß es wohl, entgegnete der General mit gebrochener Stimme, aber sieh, es sind schon sechs Monate, daß dieses Uebel andauert, diese langen Leiden haben mich ganz herabgestimmt, mir fehlt oft die Geduld und der Muth, und dann beunruhigt mich die Lage des Landes; Gott weiß wie sie steht, seit ich mich nicht mehr damit beschäftige! Wer weiß wie Gorcelas an meiner Statt regiert!

Er ist doch ein Mann von Werth; du hast ihn selbst gewählt und bis jetzt ist noch keine Klage erhoben.

Weißt du das, Marie? Wer wird mir ohne Furcht, ohne Partheilichkeit, ohne Rückhalt sagen, was sich zuträgt? Gorcelas besitzt mein Vertrauen nicht: ich habe Rücksichten und äußeren Einwirkungen nachgegeben, als ich ihn zeitweilig zum General-Lieutenant ernannte; aber wenn ich sterben sollte, Marie, so wäre nicht Er es, den ich beauftragen würde, deine Rechte und die deines Sohnes zu schützen, denn er würde nicht genug Muth, Entschlossenheit und Uneigennützigkeit haben, um sie aufrecht zu erhalten und Heinrich meinen Nachlaß zu bewahren. Was würde aus dir werden, großer Gott! wenn ich schiede, ohne dir eine Stütze, einen Rath zu geben und Beschützer zu hinter-

laſſen? Aber weine nicht ſo, Marie; Alles was ich da ſage, iſt vielleicht nur eine unnöthige Vorſicht: ich bin beſſer, ich bin wohl, du ſiehſt es ja.

Laß uns ins Haus gehen, ſagte ſie, ihre Thränen zurückdrängend und den Befürchtungen ausweichend, die zum erſtenmal ihr Herz beſchlichen: die feuchte Abendkühle könnte dir ſchaden.

Nein, meinte der Kranke, ſie belebt mich im Gegentheil, es iſt ſchon lange, daß ich mich nicht ſo wohl gefühlt habe als eben jetzt. Ich will mich mit dir an Tafel ſetzen und zu Nacht ſpeiſen.

O ſchön, rief Marie freudig, wir feiern den heutigen Tag; es ſind nun ſechs Monate, mein Freund, daß du Abends nicht mit uns ſpeiſeſt und wir wollen heute das Feſt deiner Geneſung begehen.

Sie drückte das Tuch vor ihre Augen, um jede Spur der Thränen zu verwiſchen und lächelte wieder mit gewohnter Heiterkeit; aber trotzdem blieb eine traurige Vorahnung in ihrem Herzen zurück; die Worte ihres Gemahls hatten ſie fürchterlich und unerwartet ſchmerzlich getroffen; denn während dieſer langwierigen Krankheit, welche ihn unter ihren Augen verzehrte, war ihr niemals der Gedanke gekommen, daß er daran ſterben müſſe. Sie hatte den General nie mit Leidenſchaft geliebt, ſie hatte ſelbſt nicht ohne geheimen und tiefen Schmerz ihr Vaterland verlaſſen und ihm ſo fern von ihrer Familie und ihrer Heimath zu folgen; aber er liebte ſie ſo zärtlich, er hatte ſie ſo glücklich gemacht, daß ſie ſich jetzt mit herzlicher Zuneigung und mit Banden der Dankbarkeit, Ergebenheit und Achtung an ihn gefeſſelt fühlte. Als ſie ihn zum erſtenmal ſeine

trüben Ahnungen aussprechen hörte, erwachte sie aus ihrer Sorglosigkeit und ein schreckliches Licht zeigte ihr auf einmal die Gefahr.

Nun woran denkst du denn, Liebe? fragte der General, beunruhigt, sie blaß und zerstreut zu sehen. Ich habe dich durch meine düstere Krankenlaune betrübt. Wir wollen jetzt all das bei Seite lassen und lieber von den Ergötzlichkeiten sprechen, die heute stattgefunden, und an denen wir allein keinen Antheil genommen haben. Die Illuminationen und die Tänze müssen jetzt zu St. Pierre ihren Anfang nehmen. Man hat doppelte Rationen vertheilt und einen Generalpardon für vergangene Vergehen angekündigt. Heute ist kein einziger Sclave an den Stockpfahl gekommen und alle erhielten Tafia, um auf die Gesundheit ihrer kleinen Königin zu trinken.

Ja, sprach sie, indem sie einen Strauß von Jasmin und persischen Rosen entblätterte, welchen ihr Sohn ihr eben auf den Schooß gelegt hatte, dem Himmel sei Dank, Jedermann ist heute auf der Insel vergnügt, für Jeden ist heute Festtag.

Ausgenommen für dich, meine arme Marie, kein Ball, kein Souper, keine Musik, nicht einmal eine Serenade; du hättest doch wenigstens erlauben sollen, daß einige Violinen den Abend hierher kämen.

Ich wollte dich damit überraschen, antwortete sie lächelnd, sie müssen schon in dem kleinen Saale sein, um wenn es dunkel wird unter den Fenstern zu spielen.

Ach, das ist schön! sagte der Kranke, dabei trocken hustend, ich werde sie mit Vergnügen hören.

In diesem Augenblick vernahm man Pferdegetrappel in der Allee, welche die Negerhütten von der Besitzung

trennte, und die Schildwache an dem Gitter des Thores rief ihr: Wer da?

Da ist endlich der Doctor! rief Frau von Gnambuc, und er kommt nicht allein zurück.

Ohne Zweifel wird ihn Leinvillier begleiten, antwortete der General, es sind schon acht Tage, daß wir ihn nicht sahen.

Du siehst ihn gern, und ich nehme ihn aus Rücksicht für dich freundlich auf, sagte die junge Frau sanft, aber wahrlich, ich weiß nicht, was du an ihm für ein Gefallen findest, er ist ein kalter Mensch; wortkarg, und von wenig feiner Bildung. Hast du ihn neulich beobachtet, als ich ihn zum Essen einlud? Er hütete sich, mir die Hand zu reichen, um ins Speisezimmer zu gehen; unter dem Vorwande, seinen Degen abzulegen, hielt er sich an der Thür der Gallerie auf, und ich mußte allein an den Tisch gehen. Ein andermal forderteſt du ihn auf, mich auf einem Spaziergang in den Garten zu begleiten, und er konnte nicht davon loskommen; aber glaubst du wohl, daß er nur einmal seinen Arm bewegte, um ihn mir anzubieten? Ganz und gar nicht: er ging etwas hinterher, ohne irgend ein anderes Ceremoniel zu beobachten, als mir den Vortritt zu lassen und ohne ein Wort an mich zu richten. Ich glaube, daß er während dieser schweigsamen Promenade leise seinen Rosenkranz betete.

Freilich ein junger Edelmann, der eben nicht sehr galant ist, antwortete der General mit milder Ironie, aber indem du ihn so streng beurtheilst, liebe Marie, hast du vielleicht seine Herkunft und das Leben, welches er immer geführt, nicht genugsam in Betracht gezogen. Es ist nicht

ſeine Schuld, wenn er nicht die Feinheit und die ſchönen franzöſiſchen Manieren hat: denn in Wahrheit, wo ſollte er ſie auch gelernt haben? Noch ſehr jung, verlor er ſeinen Vater, den Grafen Thomas Loinvillier, und wurde von ſeiner Mutter erzogen, einer Spanierin von Spiritu-Santo, welche ihm die ſtrengen und ernſten Gewohnheiten ihrer Nation einprägte. Als er zwölf Jahre alt war, ſchickte ſie ihn zu ſeinem Onkel, dem Befehlshaber Loinvillier de Poincy, der aus ihm einen braven jungen Mann, einen tapferen Soldaten und einen tüchtigen Seemann, wie er ſelbſt, aber ſonſt auch nichts machte.

Du haſt ganz recht, meinte Marie mit einer Miene voll Ueberzeugung: ein Mann, der nie in Frankreich war, kann kein gewandter ſchöner Geiſt ſein, noch die Lebensart der feinen Welt beſitzen.

Du biſt alſo von deinem Vorurtheil gegen ihn zurückgekommen?

Ja, mein Gemahl, antwortete ſie mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit: da kommt Herr von Loinvillier und du ſollſt ſehen, wie freundlich ich ihn, um mein Unrecht wieder gut zu machen, empfangen werde.

Das Gitter des Thores öffnete ſich und zwei Reiter, die am Ende der Allee vom Pferde geſtiegen waren, näherten ſich, von einigen ſchwarzen Dienern gefolgt. Der eine war ein kleiner hagerer Mann, von ziemlich häßlichen Zügen und reifem Alter. Sein Wamms von ſchwarzem Wollenzeuge reichte bis auf die Kniee und auf ein paar Gamaſchen aus gleichem Stoffe herab. Ziemlich zerknitterte Bäffchen aus weißem Linen fielen vom Halſe auf die Bruſt, und ſeine Kopfbedeckung beſtand aus einem dreieckigen Hute,

ähnlich dem der alten Geiſtlichen. Er trug keine Perrücke, aber ſein volles langes Haar erſetzte dieſes unentbehrliche Koſtüm eines Facultätsmitgliedes; auch dieſe Bäffchen waren Zeichen ſeiner Würde, welche Niemand verkannte, denn er wurde nie anders als „Herr Doctor" angeredet. Er ging auf ein kleines Rohr geſtützt, welches ihm zu Pferde als Reitgerte diente, und von dem er ſich eben ſo wenig als von ſeinem dreieckigen Hute trennte. Der Andere war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren; ſeine Geſichtsfarbe hatte ein ſo braunes Incarnat, daß man eine Miſchung afrikaniſchen Blutes in ihm hätte vermuthen können, wenn ſein glänzend ſchwarzes Haar, ſeine Adlernaſe und ſeine fein geformten Lippen nicht klar bewieſen hätten, daß er von reiner europäiſcher Abkunft ſei. Sein Wuchs war nicht ſehr hoch, aber ſeine Haltung zeigte Ernſt und Kühnheit zugleich. Auf ſeinen Zügen lag eine ſtrenge Ruhe und ſelten ſah man dieſen Mund unter dem Schatten des aufgekräuſelten Schnurrbartes ſich zum Lächeln verziehen.

Sein Sie willkommen, Herr Graf, rief Frau von Enambuc, indem ſie mit Anmuth den Kopf neigte, und Sie auch, mein lieber Doctor, wir erwarteten ſie mit Ungeduld, wie alle Ihre Patienten Sie erwarten.

Mein lieber Loinvillier .... begann der General, ihm die Hand mit Herzlichkeit reichend, aber .. konnte nicht enden, denn ein trockener und ſchmerzhafter Huſten ſchnitt ihm das Wort ab.

Sieh da, ſo befolgt man meine Vorſchriften, polterte ſogleich der Doctor, man verweilt nach Sonnenuntergang und noch dazu bei ſo friſcher Abendluft im Freien. Geſchwind, Herr General, Sie müſſen ins Haus zurück.

Sogleich, Doctor, antwortete der Kranke mit einer Miene voll Ergebung.

Loange! rief sofort die Gebieterin, indem sie sich gegen die Thüre wandte.

Alsobald erschien ein großer Neger, gefolgt von zwei oder drei andern Sclaven, die ihm den Sessel des Generals wegtragen halfen; Marie folgte auf den Arm des Doctors gestützt; Loinvillier blieb etwas zurück.

Mein Herr, wandte sich die Hausfrau stehen bleibend gegen diesen, ich hoffe, Sie sind gekommen, um mit uns zu Abend zu speisen?

Ich werde die Ehre haben, Madame, antwortete er mit einer ernsten und schüchternen Verbeugung.

In diesem Augenblick erschien der Hausbofmeister, um anzukündigen, daß die Tafel bereit sei. Frau von Gambue streckte nun mit einem Lächeln ihre Hand gegen Loinvillier aus, indem sie gebieterisch, aber zugleich sehr anmuthig sagte: Kommen Sie, mein Herr!

Bei dieser Bewegung blieb der Graf einen Augenblick unentschlossen stehen, dann reichte er ihr die Hand, und als Mariens zarte rosige Finger seine büffelledernen Handschuhe berührten, durchzuckte es ihn, eine leichte Blässe überzog sein Gesicht und er fing an zu zittern. Wie die junge Frau ihn so verlegen sah, ermuthigte sie ihn durch einen freundlichen, wohlwollenden Blick.

Es ist ein gutes Werk, die Kranken zu besuchen, sprach sie, und ich bin Ihnen unendlich verbunden, daß Sie diesen Abend gekommen sind, statt in St. Pierre zu bleiben, wo Sie sich ohne Zweifel besser unterhalten haben würden.

Diese Worte drangen tief in die Seele Loinvilliers und verwirrten ihn noch mehr; er beantwortete sie aber nur mit einigen kalten gezwungenen Worten. Da rief der Doctor: Ja wahrlich, man vergnügt sich heute höchlich in St. Pierre. Als wir fortritten, begannen die Tänze auf dem Ankerplatz, wo ein Triumphbogen mit einem Transparent errichtet ist, auf dem der Name „Marie" prangt. Alle Negerhütten sind erleuchtet und mit flatternden Tüchern geziert, was einen gar schönen Anblick gewährt; vor der Festung manövrirte die Miliz mit Trommelschlag und wehenden Fahnen, alle Compagnien vollzählig und alle Leute riefen, die Hüte vor dem Triumphbogen schwenkend: Es lebe Madame!

Die letzten Worte schienen den General freudig zu bewegen und seine Gemahlin mit Rührung ansehend sprach er: Die Einwohner lieben dich, Marie; ich glaube, daß du auf ihre Ergebenheit und Treue rechnen kannst. Du sollst auch nächstens einen Besuch in allen Niederlassungen der Insel machen.

Ja, mein Gemahl, sobald du wieder ganz hergestellt bist, machen wir ihn zusammen, antwortete sie mit bewegter Stimme.

Ein düsteres Schweigen folgte diesen Worten; ein Jeder hatte die Idee des Generals und seine Gedanken an die Zukunft errathen. Marie schlug die Augen nieder, um die hervordringenden Thränen zu verbergen. Loinvillier war im Innern mit sich selbst beschäftigt, und der Arzt beobachtete mit ängstlicher Unruhe die Züge des Kranken, welcher, den Kopf in seinen Sessel zurückgelehnt und die Augen halb geschlossen, einzuschlafen schien. Alle Fenster

der Gallerie, welche zum Eßzimmer diente, waren offen; zwanzig Wachskerzen erhellten den großen Raum, der wie alle übrigen dieser Behausung mit einer eigenthümlichen Mischung von Luxus und Einfachheit meublirt war. Wände und Plafond waren mit Kalk geweißt, ohne irgend eine Malerei oder Verzierung; der Fußboden, mit Steinen verschiedener Farben ausgelegt, hatte das Ansehen einer groben Mosaik; die plumpen im Lande verfertigten Meubles zeigten keine sonderlich elegante Form; aber kostbares Silbergeschirr glänzte auf dem Schenktisch von massivem Mahagoniholz, und ein großer Kronleuchter von Kristall hing an der Decke herab. Die Tafel, an welche Madame und ihre Gäste sich setzten, war mit dem schönsten flandrischen Linnendamast und einem Reichthum von bewunderungswürdigem chinesischem Porzellain bedeckt. Ein Dutzend Sclaven standen aufmerksam auf jeden Wink zur Bedienung bereit. Ihre Livree bestand aus einer gestreiften Beinbekleidung und aus einer Jacke ohne Aermel, die ein Hemd von Nankin sehen ließ, dessen blaßgelbe Farbe das matte Schwarz ihrer Haut hervorhob. Am Halse trugen sie ein massives breites Silberblech, worauf das Wappen ihres Herrn eingegraben war; blaue Achselbänder, gleichfalls mit Silber eingefaßt, fielen an der Schulter herab; Fußbekleidung trugen sie nicht, da nackte Füße das wesentliche und unerläßliche Kennzeichen der Sclaverei sind.

Die Abendtafel ging traurig und still zu Ende, als plötzlich das „Wer da" der Wache einen neuen Besuch ankündigte.

Wer kann denn noch so spät zu Besuch kommen, bemerkte Frau von Guambuc erstaunt und fast verlegen.

Bald darauf meldete ein Sclave, daß der Marquis Heinrich von Maubray, welcher aus Frankreich komme, eingeführt zu werden wünsche. Bei diesem Namen wurde Marie so weiß wie das Taschentuch, das sie in der Hand hielt, nichtsdestoweniger sprach sie mit fester Stimme, deren Ton aber etwas bedeckt klang: Herr von Maubray! Laßt ihn eintreten!

Dann ihre Bewegung wieder ganz bemeisternd, näherte sie sich dem General und sagte sanft zu ihm: Hast du gehört? man meldet uns Jemand, der aus Frankreich kommt, es ist Herr Heinrich von Maubray, ein Edelmann aus der Bretagne, dessen Familie dem Hof des verewigten Königs von England anhing.

Sie kannte ihn also schon! dachte Loinvillier, welcher mit peinlicher Unruhe die Bewegung Mariens wahrgenommen so wie den Zwang, um sie zu verbergen.

Der General hob den Kopf in die Höhe und sagte um sich blickend, wie ein Mensch, der nach einem angstvollen Schlaf seine Erinnerungen und Gedanken zu sammeln sucht: Herr von Maubray? Ich erinnere mich dieses Namens nicht; mein Gedächtniß wird schwach. Sprich du mit ihm, Marie; ich will mich zurückziehen, ich leide . . .

Nein, mein Gemahl, antwortete sie lebhaft, erlaube, daß ich dir folge, wenn du leidest, verlasse ich dich nicht . . .

Bei diesen Worten trat Herr von Maubray eben ein. Sein Blick überflog schnell den Saal, und nachdem er Marien begrüßt, hielt er inne, als traue er seinen Augen nicht, den General wieder zu erkennen.

Ich bin es, ja ich bin es, Herr Marquis, sagte der Kranke mit einer Art Lächeln; ich bitte, kommen Sie näher,

denn ich kann leider nicht aufstehen, um Sie willkommen zu heißen.

Herr von Maubray hatte beim Anblicke des schwachen hinsterbenden Mannes die Miene verändert; diese langsame Stimme, dem Erlöschen nahe, aus einem so hinfälligen Körper, durchschauerte ihn, aber er verbarg sein Erstaunen und seine Verwirrung, trat näher und grüßte den General mit jener vornehmen Vertraulichkeit und leichter Höflichkeit, welche den Mann von Welt und vom Hofe verrieth.

Herr General! sagte er, so eben komme ich auf dem St. Malo, welcher gestern am Fort-royal Anker geworfen, aus Frankreich an; wir gehen sofort nach St. Domingo wieder unter Segel, und ich wollte nicht versäumen, Ihrer Frau Gemahlin Nachrichten von ihrer Familie zu bringen.

Bei diesen Worten überreichte er Marien ein Paquet Briefe, welche sie annahm, ohne die Augen auf ihn zu richten, und ohne ihm anders als durch eine Kopfneigung zu danken.

Ich hoffe, mein Herr, daß der St. Malo vor einigen Tagen nicht wieder in See stechen wird, sagte der General, indem er sich mißvergnügt gegen den Marquis wendete; bis dahin hoffe ich Sie, mir die Ehre zu erzeigen und meine Gastfreundschaft, eine gute creolische Gastfreundschaft anzunehmen.

Bei diesem Vorschlag, den sie doch hätte vorhersehen müssen, blickte Marie den Marquis mit sichtbarer Angst an. Er lächelte leicht, gleichsam um sie zu beruhigen und erwiederte mit einer Verbeugung: Ich danke, General; Morgen früh muß ich in Fort-royal zurück sein und zu meinem großen Bedauern daher schon in einer Stunde wieder abreisen.

Dann darf ich nicht weiter in Sie dringen. Aber Sie müssen erschöpft von der Reise sein; setzen Sie sich wenigstens an den Tisch und genießen etwas, indem Sie uns Neues aus Frankreich erzählen.

Der Marquis verneigte sich von Neuem mit einer Geberde des Dankes und der Ablehnung. Obgleich seine Worte und seine Haltung keine Unruhe andeuteten, so verrieth doch seine Miene und der Ton seiner Stimme eine gewisse innere Bewegung, welche weder der Generalin, noch Herrn von Leinvillier entging. Auch Marie war im Innern erschüttert, aber eben diese Bewegung machte sie zur Herrin ihrer selbst und gab ihr die Kraft, Alles zu verhehlen, was die Gegenwart des Marquis an Rückerinnerungen, Sehnsucht und wehmüthiger Freude in ihrer Seele erregt hatte. Leinvillier, aufmerksam und finster, hatte sich mit dem Doctor Janſen in eine Fensterbrüstung zurückgezogen. Frau von Guambue saß dem Marquis gegenüber, einige Schritte vom General entfernt, der wieder in starre Unbeweglichkeit und Schlummer versunken war. Sie wagte ihr Auge auf Maubray zu richten: sechs Jahre der Trennung hatten ihn sehr verändert; aber es schien ihr, daß dieses Gesicht von der Sonne gebräunt und durch lange Anstrengungen abgemagert, noch stolzer, edler und schöner geworden sei. Heinrich von Maubray zählte damals ungefähr dreißig Jahre; er gehörte zu einer Familie, deren Namen sich der ältesten geschichtlichen Epochen der Bretagne anreihte, und alles an ihm verkündigte diesen schönen und starken nordischen Volksstamm, dessen Blut sich mit dem der südlichen Bevölkerung vermischt hat. Sein helles blondes Haar fiel über die breite Stirn in leicht gekräuselten Locken. Sein frischer

Mund hatte einen Ausdruck von ſtolzer Kälte, den aber ein faſt weiblich ſanfter Blick milderte. Seine lebhafte Geſichtsfarbe hatte unter dem brennenden Klima der heißen Zone kaum gelitten, ſein Auge war von jenem dunklen Blau der Franken, ſeiner Vorfahren, von denen er auch die hohe Geſtalt und den ſchlanken Wuchs hatte. In ſeiner ruhig ſtolzen Miene, in ſeiner ganzen kräftigen Körperbildung lag etwas, das an die Männer früherer Zeitalter erinnerte; vielleicht an die Könige jener Barbaren, deren Krieger die römiſchen Legionen beſiegten. Aber der arme Edelmann hatte auch weiter keinen Vortheil von ſeiner hohen Abkunft. Das Erbe ſeiner Vorfahren war für ihn verloren, und ſein Aeußeres verrieth ſehr beſcheidene Glücksumſtände. Obgleich ſein Ton und ſeine Manieren zeigten, daß er der höheren Geſellſchaft angehörte, ſo war ſeine Kleidung nichts weniger als die eines Mode herrn vom Hofe Anna's von Oeſtreich, und glich mehr der eines gewöhnlichen Reiters.

Marie hatte die Augen niedergeſchlagen vor dem melancholiſchen Blick, den Maubray auf ſie heftete; und da er nicht ſprach, verſuchte ſie zuerſt, das für Beide peinliche Stillſchweigen zu brechen.

Herr Marquis, ſagte ſie mit einer Stimme, deren leiſes Zittern die Ruhe, die ſie zu zeigen ſuchte, Lügen ſtrafte, Sie waren gewiß zum erſtenmal auf dem Meere?

Ja, Madame, ich komme nach den Inſeln mit dem Vorhaben, mich da niederzulaſſen; die gewöhnliche Zuflucht für Leute, die, wie ich, keine andre haben.

Und da ſie ihn mit einem Blick voll Erſtaunen und Trauer anblickte, fügte er ganz einfach hinzu: Ich habe

die Trümmer meines Vermögens im Dienſte des Königs, meines Herrn, verloren, und bin in England zum Tode verurtheilt.

Wie, Sie waren alſo dorthin zurückgekehrt? rief Marie.

Ich habe dort die letzten ſechs Jahre zugebracht, die Waffen in der Hand gegen den Tyrann und Königsmörder Olivier Cromwell. Ich wurde in einem Gefecht verwundet und gefangen; aber man hat mich nicht als Kriegsgefangenen behandelt. Verurtheilt, als Rebell durch Henkershand zu ſterben, ſollte ich gehangen werden, als ich Mittel fand, aus den Gefängniſſen zu Leith zu entfliehen und nach Frankreich zurückkehrte.

O mein Gott! ſeufzte Marie leiſe und faltete die Hände.

Nach ſechsjähriger Abweſenheit kam ich nach Paris, fuhr Maubray mit klangloſer Stimme fort, und ging, die Perſonen wieder zu ſehen, von denen mich nur der Schmerz eines fürchterlichen Lebensmomentes getrennt hatte. —

Sie haben meine Schweſter geſehn, meine theuere Louiſe? fragte Marie; hat ſie ſelbſt Ihnen dieſe Briefe eingehändigt?

Bei dieſen Worten ſchwankte ihre Stimme, das Andenken an Heimath und Familie trat in ihrer Seele zu dem Schmerz und der Rührung, die ſie ohnedies empfand, und ſie konnte ihre Thränen nicht mehr zurück halten. Maubray ſah ſie mit finſtrer Freude an; es ſchien, als ſammle er dieſe ſtillen Thränen in ſeinem Herzen auf.

Marie! ſprach er ſo leiſe, daß ſie dieſen Namen auf ſeinen Lippen mehr errathen als hören konnte. Sie aber,

wie von geheimer Reue erfaßt, rückte nun ihren Stuhl ganz nahe an den Sessel des Generals und legte ihre kalte zitternde Hand auf die des Kranken.

In einigen Augenblicken, fuhr Maubray fort, reise ich ab und werde bald in St. Domingo sein, von wo ich wahrscheinlich nicht zurückkehre, denn Sie kennen wohl den Krieg, den wir dort gegen die Spanier führen.

Da fuhr der General aus seinem Schlummer empor und sagte um sich blickend: Nun, Marie, sollten wir heute Abend nicht Musik haben? es ist mir, als hättest du mir eine Serenade versprochen. Das könnte Herrn von Maubray einen Augenblick unterhalten, den ich gar sehr um Verzeihung bitten muß, daß ich ein so schlechter Gesellschafter bin.

Madame gab dem Sclaven an der Thüre des Saals ein Zeichen, und bald darauf erklangen Töne unter den Fenstern. Jetzt näherten sich auch der Doctor und Leinvillier; die Musik diente zum Vorwande, die Unterhaltung abzubrechen, die mit Ausnahme des Arztes doch Niemand ohne Zwang geführt hätte. Marie, unbeweglich zur Seite des Generals, hörte zu, ohne zu hören; ihr schien es, als ob die Zeit mit furchtbarer Eile entfliehe, und doch ängstigte sie jede Minute während dieses Besuches, den sie geendigt zu sehen wünschte und zitterte. Bei jeder Bewegung Maubray's schrack sie innerlich zusammen, denn sie fühlte, daß die Stunde entfloh und daß er fort müsse.

Die Musik spielte immer fort; nachdem sie einige Stücke ausgeführt hatte, begann sie eine Tanzmelodie, welche zur Zeit, als die Frondeurs den Cardinal Mazarin aus Paris vertrieben hatten, sehr in Mode war. Marien

überlief ein Schauer, als ſie die erſten Tacte dieſer fröhlichen Sarabande hörte: ſie erinnerte ſich an eine unvergeßliche Epoche ihres Lebens, an ein Feſt, wobei ſie einige Zeit vor ihrer Verheirathung erſchienen war. Gewiß berührte die Erinnerung auch Maubray, denn er legte eine Hand auf ſeine Bruſt wie Einer, der von einer innern ſchmerzlichen Bewegung ergriffen wird. Kurz darauf erhob er ſich, um von dem General Abſchied zu nehmen, verbeugte ſich gegen Marie mit einem kurzen Lebewohl, und ging, ohne ſie noch einmal angeſehen zu haben.

Zwei Stunden ſpäter herrſchte ein tiefes Schweigen in der Behauſung, die Lichter waren nach und nach hinter den Bambusläden erloſchen, und der mit Schließung des Hauptthores beauftragte Sclave hatte, wie es Brauch war, die Schlüſſel unter den Kopfpfühl des Generals gelegt. Es war beinahe Mitternacht; alles ſchlief; doch zeigte ſich noch ein ſchwaches Licht am Fenſter des einen Pavillons, und der Gazevorhang, welcher hier vor dem Fenſterrahmen hing, ſchwoll leicht vom Hauche des Seewindes: es war die brennende Nachtlampe in dem Zimmer Mariens, welche dieſen leichten Schimmer inmitten der tiefſten Finſterniß verbreitete, die ſeit einigen Stunden den Himmel verſchleierte. Die junge Frau fing an ſich entkleiden zu laſſen; ein weißes weites Nachtgewand umfloß ihren ſchlanken Wuchs und fiel auf die bloßen Füße herab, welche auf einer Matte von Henfalu ruhten. Nachdenkend und den Kopf vorgebeugt, rollte ſie maſchinenartig ihre langen Locken auf und verbarg ſie unter dem Madrastuch, das ſie turbanförmig

um den Kopf ſchlang. Eine vor ihr knieende Sclavin hielt zwei Pantoffel von geſticktem Maroquin, ſo ſchmal, ſo fein, daß ſie nur für ein Kind zu paſſen ſchienen. Die übrigen Dienerinnen bereiteten alles für die Nachtruhe vor: eine ſchlug die große Gazewand zurück, welche das Bett umgab, eine zweite ſetzte die Nachtlampe unter eine Porzellanglocke; eine dritte ſorgte für friſche Luft, indem ſie einen breiten Fächer von Palmenblätter an einem Bambusſtiel in Bewegung ſetzte. Einen Augenblick darauf entfernten ſie ſich; nur die Sclavin blieb, welche bei Marien die Nacht zu den Füßen des Bettes zubrachte. Sie war ein junges Mädchen, den andern Sclavinnen der Anpflanzung nicht zu vergleichen. Das ſchwarze glänzende Haar, die feinen Züge, die durchſichtig braune Haut verriethen einen andern Urſprung; ſie gehörte zu den wilden Volksſtämmen, welche von den Europäern vertrieben worden und deren Ueberreſte in den Wäldern und längs den öſtlichen flachen ſandigen Ufern der Inſel zerſtreut waren. Die Indianerin hatte in ihren Geſichtszügen etwas Trauerndes und einen den wilden Völkern eigenen unſtäten und unruhigen Blick, aber ihr Lächeln war ſanft, geiſtvoll, und in ihrem ganzen Weſen lag eine gewiſſe natürliche Anmuth, die nur den Frauen eigen wird, deren Leben in leichten Beſchäftigungen und in materiellem Wohlbehagen dahinfließt.

Valida, ſagte die Gebieterin mit einem tiefen Seufzer, zieh den Vorhang zurück; Gott, man erſtickt ja hier!

Die Sclavin zog den doppelten Muſlinvorhang, der vor dem Fenſter herabhing, zurück, und ſetzte ſich wieder knieend zu den Füßen Mariens.

Herrin, begann ſie, der Himmel iſt ſchwarz vom Meere her, dieſe Nacht wird es wohl ein Gewitter geben.

Gott möge die armen Reiſenden vor dem Unwetter bewahren! ſprach Marie leiſe, indem ſie ſich aus dem Fenſter bog.

Der ſternloſe Himmel ſchmolz am Horizont mit dem ſchwarzen und unbeweglichen Meere zuſammen; ein leiſes Rauſchen ſtieg aus der Mitte der Wälder auf und geſellte ſich dem fernen Gemurmel eines unter dem Laubgewinde der Lianen verborgenen Waldſtroms. Feurige Funken durchflogen unaufhörlich die dichte Finſterniß: Fulgorien oder Leuchtkäfer, die ſich in der Luft wie kleine Meteore kreuzten und in dem dichten Laube der Caſſiabäume verloren. Ananas, Frangipane, Jasmin und all der Blumenreichthum, der in dem Garten die Kelche öffnete, hauchte ambroſiſche Wohlgerüche in den feucht herwehenden Hauch des Waldes. In dieſem ſchwellenden und duftſchwangeren Luftzuge lag ein eigenthümlich berauſchender und zugleich beruhigender Reiz. Die Erinnerungen in Mariens Herzen ſänftigten ſich und wurden milder; ſie erhob einen ruhigen Blick zum Himmel, und ſagte leiſe mit frommem Vertrauen: O mein Gott, mache den glücklich, den ich nicht wieder ſehen darf, und gib, daß ich die Zeit vergeſſe, wo es uns erlaubt war, uns zu lieben!

Aber dieſes Gebet ſelbſt erneuerte die Erinnerungen, die ſie erſticken wollte; ihre Gedanken führten ſie wider ihren Willen zu dem Tage zurück, wo ihr Vater ihr ankündigte, daß er ihre Hand dem Marquis von Maubray verſprochen, zu dem Feſte, wobei ſie als ſeine Braut erſchienen war, und zu ihrem Liebesglück, das ach ſo bald durch

den unbeugsamen Charakter ihrer Familie zerstört wurde. Die sechs Jahre, welche sie mittlerweile getröstet und ruhig, ja glücklich verlebt hatte, erloschen vor diesen Erinnerungen, die nun so plötzlich und so mächtig wieder erschienen, nachdem sie so lange in die geheimsten Winkel ihres Herzens zurückgedrängt waren.

O! mein Gott! wiederholte sie erschreckt vor ihrem Schmerz, entziehe mich diesen Gedanken! . . . habe Mitleid mit meiner Schwäche, o Gott!

In diesem Augenblicke zog sich die Sclavin, die aus dem Fenster gesehen, plötzlich zurück und blieb, das Gesicht nach dem Garten gekehrt, unbeweglich stehen.

Was ist denn, Palika? fragte Marie, mit einmal aus ihren Träumereien geweckt.

Herrin, antwortete diese, es ist sonderbar! aber man sollte meinen, daß in der Nähe Rothhäute seien . . .

Rothhäute! rief die junge Frau, indem sie mit einer Geberde des Entsetzens sich erhob; dann sind auch die Wege nicht sicher von hier bis nach Fort-royal. Herr mein Gott! . . . Doch ich bin thöricht . . . Mauray muß bereits zur See zurückgekehrt sein. Darauf sich etwas erholend fügte sie hinzu: du irrst Palika; es ist Niemand. Warum würden die Wilden auch ihre Hütten verlassen haben? was sollten sie hier machen? und überdieß, wie kannst du ihre Anwesenheit bei so dunkler Nacht erkennen?

Ja sehe sie auch wahrlich nicht, Herrin, erwiederte Palika: aber man riecht eine Rothhaut eher, als man sie gewahr wird!

Indem sie dieß sagte, wandte sie ihr Gesicht dem Winde zu, den sie langsam einathmete, als ob sie die

Ausdünstungen, die ihrem Geruchsinn aufgefallen waren, prüfen wolle. Ihre Sinne waren nämlich wie bei Allen ihres wilden Volksstammes, von außerordentlicher Schärfe und Feinheit. Nach Verlauf eines Augenblicks sagte sie vom Fenster tretend: der Wind hat sich gelegt; ich rieche nichts mehr als den Duft der Ananas und des Frangipanenstrauchs. Wenn die Rothhäute hier herum streifen, so wird man morgen ihre Fußstapfen in dem Sande längs der Küste bemerken, wenn sie es nicht etwa wie die Schildkröte machen, die in's Meer zurückgehend ihre Spuren vertilgen.

Aber diese armen Heidenkinder haben ja von Natur aus keine röthere Haut als du, Valida, und man würde sie nicht am Geruch erkennen, wie die Angola-Neger, wenn sie so gingen, wie sie Gott erschaffen hat.

Nein, gewiß nicht, Herrin; es ist die Salbe, womit sie sich jeden Tag einreiben, welche ihnen die Farbe und den durchdringenden Geruch verleiht. Ein Karaibe bringt jeden Morgen, nachdem er sich im Meere oder im Flusse gebadet, nicht weniger als eine lange Stunde mit seiner Toilette zu. Erst flicht ihm sein Weib das Haar in Zöpfe und schmückt seinen Kopf mit Federn, Glasperlen und anderem Zierrath, dann reibt sie seinen ganzen Körper mit einer Mischung von Orlean und Palmöl; die Eitelsten lassen sich auf diesen Untergrund eine Art schwarze Zeichnung aus dem Safte einer Lianengattung setzen, und so geschmückt meinen sie so schön zu sein wie Sie, wenn Sie Ihr Atlaskleid mit Silberspitzen und Ihr Halsband von Smaragd anlegen.

Und machen sie jeden Tag von neuem ihre Toilette?

Jeden Tag, Herrin; der Saft der Liane läßt wohl eine dauernde Farbe zurück, aber sie verschwindet auf der Einreibung von Orlean allmählig und nach Verlauf von einigen Tagen muß die obere Malerei wieder vorgenommen werden.

Und schmücken sich die Weiber auf dieselbe Art?

Auf keine andere.

Sag, Palida, ziehst du nicht deinen gestreiften Rock, dein indisches Tuch und deine silbernen Ringe diesem abscheulichen Putze vor?

O ja, Herrin.

Und wenn ich dir nun sagte, du sollst frei sein und fortgehen, würdest du denn zu den Rothhäuten zurückkehren?

Niemals, niemals; wer könnte in ihren Hütten wohnen, der gelernt hat, gut zu leben und zu Gott zu beten?

Aber du würdest frei sein. —

Frei — o nein, Herrin, bei den Rothhäuten sind alle Frauen Sclavinnen und sie haben böse Herren.

Bei diesen Worten, die das Mädchen mit finsterer Entschiedenheit sprach, blickte Marie verwundert Palida an und sagte: du hast also keine Mutter mehr?

Meine Mutter! erwiederte jene dumpf, sie ist todt, und mein Vater tödtete sie.

Großer Gott!

Ja, Herrin, und am nächsten Morgen nahm eine andere ihren Platz ein. Das kommt daher, weil unter den Rothhäuten das Leben eines Weibes nicht mehr gilt als das eines Hundes; sie werden nur geboren, um zu arbeiten und zu sterben.

Arme Geschöpfe! sie werden glücklicher sein, wenn erst die Missionaire diese Götzenanbeter bekehrt haben.

In diesem Augenblick ließ sich starkes Hundegebell fernher aus der Richtung der Negerhütten vernehmen.

Das ist Rankin, der so bellt, sagte Palika an das Fenster zurückkehrend. Man sollte meinen, er wittere Rothhäute!

Er kennt sie also?

Das arme Thier hatte einem Pflanzer angehört, welcher unter der Jolethöhe wohnte, und der von den Wilden ermordet wurde.

Es trat eine Stille ein, darauf nahm Marie beruhigter das Wort: Das Gittertor ist geschlossen, ein Dutzend Männer sind im Wachtzimmer und die Schildwache auf ihrem Posten ist bereit, Feuer auf Jeden zu geben, der sich auf verdächtige Art nähern würde. Wir können ruhig schlafen . . . . .

Herrin, es sind Menschen im Garten, unterbrach sie Palika; hören Sie, da unten beim Pavillon?

Ein kindischer rascher Gedanke durchzuckte Marien; einen Augenblick dachte sie, daß Maubray noch nicht fort sei, daß er in ihrer Nähe versteckt den Tag abwarte, und vor seiner Entfernung ihr vielleicht ein letztes Lebewohl zu sagen hoffe.

Schließe den Laden, Palika, sagte sie aufgeregt; es ist spät und wir wollen zu schlafen suchen.

Die Sclavin beugte sich aus dem Fenster, um die Zugbänder zu fassen, welche auswärts hingen; in demselben Augenblick bewegte ein leiser Windstoß die Zweige des Cassiabaumes, dessen lange Schoten mit Geräusch an einander

ſchlugen. Palika wandte von neuem ihr Geſicht dem Winde zu, ein tiefes Einathmen hob ihre Bruſt; den Mund halb offen, die Naſenlöcher erweitert, verſuchte ſie die leichten Ausdünſtungen, die der Wind, mit dem Dufte der Früchte und Blumen vermiſcht, herführte, zu erkennen. Nach Verlauf einer Minute ließ ſie mit haſtiger Bewegung die Jalouſie herunter, und ſagte mit bebender Stimme: Bei meinem Seelenheil, ich hatte mich nicht getäuſcht! Herrin! da unten ſind Rothhäute!

Großer Gott! dann müſſen wir Lärm machen, entgegnete haſtig die Generalin, indem ſie gegen das Fenſter zuging.

Palika warf ſich ihr in den Weg.

Nicht weiter, Herrin, ſchrie ſie, Sie würden nur einem Pfeile zum Ziele dienen, glauben Sie ſicherlich, daß die Rothhäute ihre Augen auf dieſe Seite gerichtet haben, wo man von außen Licht ſehen muß.

Dieſe Wilden können nur durch Verrath oder Ueberrumpelung hereingekommen ſein; ſie werden uns angreifen, ſprach Marie entſetzt, o Gott! habe Mitleid mit uns!

Sie ſtürzte aus dem Zimmer und durchflog die lange Gallerie, welche dieſes Zimmer von dem des Generals trennte, aber bevor ſie bei ihrem Gemahl eintrat, blieb ſie ſtehen und rief ſich umwendend: Meinen Sohn, Palika, ach, hole meinen Sohn und führe ihn zu mir!

Der General hatte die beiden Sclaven entlaſſen, welche gewöhnlich bei ihm wachten, aber er war nicht allein. Loiſellier ſaß an ſeinem Bette und endigte das Verleſen der Papiere, die er von St. Pierre mitgebracht hatte. Ein

einziges Licht beleuchtete die Gruppe und verbreitete seine matten Strahlen im Zimmer.

Marie! rief der General, als er diese blaß und athemlos eintreten sah; du bist es? zu dieser Stunde noch nicht zu Bette? was geht vor?

Wir sind in Gefahr, antwortete sie, mit kaum vernehmbarer Stimme; eine Truppe Caraiben umzingeln diese Pflanzung. Palika hat sie erkannt; sie sind hier . . . unter diesen Fenstern . . . .

Was sagst du? unterbrach sie der General, sich erhebend, ich habe die Schlüssel des Gitterthores, und es ist ebenso unmöglich, über die Zäune zu steigen, als über die Mauern der Festung Saint-Pierre.

In demselben Augenblicke trat Palika, gefolgt von einer Negerin, die ein schlafendes Kind auf dem Arme trug, in das Zimmer.

Du glaubst, daß Rothhäute hier herumstreichen? sagte der General, sprich, was sahest du?

Sie wiederholte, was sie ihrer Herrin gesagt. Alles in der Pflanzung schläft, fuhr sie fort, es befindet sich Niemand weder in der Gallerie, noch in den unteren Sälen, und sowohl die Fenster als das große Thor sind gut verschlossen, und von innen verriegelt.

Es ist gut, bedeutete der General, den müden Kopf auf das Kissen zurücksenkend. Niemand ging hinaus, und es ist nicht zu befürchten, daß Verrätherei den Rothhäuten den Eingang durch den Garten überliefert. Du sahst eine Erscheinung, Palika.

Wollte Gott, Herr, aber schlafen Sie nur nicht ein, fügte sie rasch hinzu. Ein matter Schein drang eben durch die Jalousien, es erhebt sich ein Sturm in der Gegend

des Meeres; bei dem Scheine der Blitze können Sie sehen, was außerhalb vorgeht, und ob ich geirrt.

Loinvillier war schon am Fenster; ein leuchtender Blitz erhellte die Luft, der Donner rollte in der Ferne. In diesem Augenblicke ließ der Graf die Jalousie, die er in die Höhe gehoben, zurückfallen, indem er einen Pfeil zeigte, der in dem Aermel seines Rockes stack. Es ist wahr, sprach er, und hier der Beweis; mehr als Hundert befinden sich unter diesen Fenstern. — Bei diesen Worten zog er den Pfeil, der seinen Rockärmel durchbohrte, heraus und untersuchte rubig die Spitze: Eine Wunde, setzte er hinzu, hätte tödtlich werden können, der Pfeil ist vergiftet.

Palida näherte sich dem Fenster, hinter den Jalousien versteckt und begünstigt von dem Leuchten der Blitze konnte sie alles sehen. Sie steigen über den Zaun, sagte sie bestürzt, sehen Sie?

Wirklich hatten die Wilden durch besondere Geschicklichkeit den furchtbaren Heckenwall überstiegen. Nahe außerhalb des Gartens stand ein Tamarindenbaum, dessen Zweige über die Hecken herein ragten und sich mit denen einer Cassia verflochten, welche ihre dunkelgrünen Blätter im Hintergrunde der Allee ausbreitete. Die Caraiben waren ohne das geringste Geräusch, einer nach dem andern über diese luftige Brücke in den Garten gestiegen. Jetzt zu berathen war unnöthig, sondern es galt, sich zu vertheidigen. Nicht das Erstemal überraschten so die Wilden eine abgelegene Pflanzung, und man kannte die Rache, deren sie fähig waren. Der General war aufgestanden und zu seiner Frau gegangen, welche seitwärts saß und in Angst und Bestürzung ihr Kind in den Armen hielt.

Marie, ſagte er, ziehe dich mit deinem Sohne in die Gallerie zurück, nähere dich nicht den Fenſtern, hüte dich überhaupt, ſehen zu wollen, was außerhalb vorgeht . . . . verſprich mir, dort zu bleiben und getroſt zu warten, bis die Gefahr vorüber iſt.

Und du? du wollteſt dein Leben auf das Spiel ſetzen?

Meine Pflicht und mein Beruf fordert es.

Aber meine Pflicht erfordert, daß ich bei dir bleibe und dich nicht verlaſſe.

Geh, Marie, unterbrach der General im befehlenden Ton und auf die Thüre der Gallerie deutend, dort erwarte mich und bete.

Sie nahm die Hand, die er ihr reichte, drückte ſie an ihre Lippen, und ſtolz den Kopf erhebend, ſagte ſie mit ehrerbietigem Tone: Ich werde gehorchen, und ſei verſichert, daß mich keine Furcht erfaſſen ſoll. Ich weiß, daß du Frau und Kind retten wirſt. Sollteſt du aber bei unſerer Vertheidigung unterliegen, ſo beruhige dich, lebend falle ich nicht in die Hände dieſer Elenden.

Kaum hatte ſie dieſe Worte beendet, als heftige Schläge das große Thor erſchütterten.

An das Pförtchen! Loinvillier, an das Pförtchen! rief der General. In einem Augenblick war alles in der Behauſung auf den Füßen. Der General ſchickte die Frauen zu Madame und bereitete ſich zum Kampfe vor. Er bewaffnete ſeine Neger und ſtellte ſie in einer Art von Kaſematte auf, wo ſie gedeckt im Stande waren, den Eingang der Halle zu vertheidigen, worauf er ſich an das Pförtchen zu Loinvillier begab. Es war merkwürdig, dieſen Mann,

deſſen Geſundheit durch das Fieber und ſo langes Leiden untergraben, zu ſehen, wie er jetzt der Gefahr gegenüber all ſeine Kraft und Energie plötzlich wiederfand. Indem er Befehle gab und alles zu dem ſchrecklichen Kampfe vorbereitete, in welchem er zwar den Vortheil der Stellung und den der Waffen für ſich hatte, worin aber leicht die Mehrzahl über die Ordnung, die Erfahrung des Anführers und die Ueberlegenheit der Vertheidigungsmittel den Sieg davon tragen konnten, ertönte ſein Commandowort ſo beſtimmt, ſeine Stimme ſo über als früher, wenn er Muſterung über ſeine Truppen an der Küſte von Saint-Pierre hielt.

Die Gallerie, wohin die Generalin und ihre Frauen ſich zurückgezogen, lag im erſten Stockwerke, ihre Fenſter gingen in einen Theil des Gartens, der das Labyrinth genannt wurde, und erhoben ſich ungefähr zwanzig bis dreißig Fuß über den Boden. Bei dieſer Höhe ſchien man der gewaltigen Läden nicht zu bedürfen, welche die Fenſter des Erdgeſchoſſes deckten, die oberen waren blos mit leichten Jalouſien und Gaze-Vorhängen verſehen, deren durchſichtiges Gewebe hinter den breiten Rahmen wellenförmig vom Winde gehoben wurde. Gänzliche Stille herrſchte in dieſem großen Gemache, welches durch die auf der Treppe befindliche Lampe ſchwach erhellt wurde, und wo zwanzig knieende Frauen in ihrer Herzensangſt, Verzweiflung und Furcht beteten. Unaufhörlich ertönte der Lärm von außen: es war das Kriegsgeſchrei der Wilden. Ihre Keulen ſchlugen wie im Takt gegen die ſchwere Thüre und das Echo der Schläge hallte durch die ganze Pflanzung.

Marie hielt ihren Sohn in ihren Armen und betete leiſe; wer ſie kurz vorher ſo ſchwach und zitternd geſehen,

wäre erstaunt über den Muth und die Kaltblütigkeit, die sie jetzt an den Tag legte. Diese junge Frau, die sich noch in keiner Gefahr geprüft, deren Sanftmuth und Schüchternheit fast an Schwäche grenzte, war jetzt stark; das Gefährliche ihrer Lage hatte die ganze Willenskraft und den vertrauenden Muth ihrer Seele geweckt.

Mein Kind, sagte sie zu Palida gewendet, welche bleich und unbeweglich, auf der Erde kniend hastige Gebete hersagte, unser Leben liegt in Gottes Hand. Haben wir Vertrauen, das Thor kann noch lange widerstehen. O mein Gott! welcher schreckliche Lärm, glaubt man nicht von einer Bande Teufel bedroht zu sein! und doch darf uns dieses Geschrei nicht ängstigen; all dieser Lärm stürzt keine Mauern um.

In demselben Augenblick trat auch Doctor Jansen ein. Sieh, sieh, rief er, ich bin durch eine saubere Musik geweckt worden, wie es scheint, steht uns eine angenehme Nacht bevor!

Doctor, rief die Generalin sich erhebend, wir werden Verwundete bekommen! ein Glück, daß Sie hier sind.

Ein wahres Glück! murmelte der Doctor, Augen und Hände zum Himmel erhebend; doch es ist nicht das Erstemal, daß ich meinen Beruf auf dem Schlachtfelde ausübe; aber in Wahrheit immer waren es Christen gegen Christen, nie fand ich mich diesen verwünschten Rothhäuten gegenüber.

Das Abfeuern von Musketen verhinderte den Doctor am Weitersprechen; er lief zur Treppe, um zu sehen, was unten vorging.

Gut, rief er jetzt, nachdem er im Hausgange hinter einer großen Thüre, die ihm als Schild diente, Fuß ge-

gefaßt; gut, die Hälfte der Getroffenen wird ſich nicht mehr erheben.

Sehen Sie meinen Mann, Doctor? rief die Generalin, über das Treppengeländer gebeugt; ſagen Sie mir, ob Sie ihn ſehen!

Er wie alle unſere Leute ſind durch die Thüre gedeckt; ſie feuern durch die Schießſcharten.

Eine neue Entladung erſcholl wie ein Donnerſchlag und machte das Haus in ſeinen Grundfeſten zittern; fürchterlicher Lärm erhob ſich von außen; doch plötzlich trat gänzliche Stille ein.

Dießmal ſäubern wir den Platz, rief der Doctor, den Kopf aus ſeinem Verſteck beugend. Gott ſei gelobt! den Wachtpoſten ſind Alarmzeichen gegeben; wir müßten ſchon ihre Musketenſchüſſe hören, wenn nicht allenfalls auch ſie überraſcht oder gar ermordet worden ſind, was leicht möglich iſt.

Und die Neger? unterbrach ihn Marie, von ſchneller Hoffnung belebt, ſie werden uns doch zu Hülfe kommen?

Dieſe haben keine Waffen; man wagt es nicht, die Neger in den Werkſtätten zu bewaffnen, erwiederte der Doctor. Heilige Mutter Gottes! wenn es nur den fünfhundert Sclaven nicht auch in den Sinn kömmt, ihre Befehlshaber zu ermorden und ſich dieſen Elenden anzuſchließen!

Ein neues noch viel ſchrecklicheres Geſchrei übertönte jetzt die Stimme des Doctors, und zugleich wurde die Thüre wieder durch fortgeſetzte wüthende Schläge erſchüttert, welche denen der Kriegsmaſchinen ähnlich, ſo gut wie Kanonen die Mauern zu durchlöchern im Stande ſind.

Die mit Eisen beschlagenen Bretter spalteten sich krachend, und die berstenden Thürflügel widerstanden nur noch wenige Augenblicke; endlich stürzte das Thor unter so mächtig andringender Gewalt zusammen. Siegesgeschrei ertönte, aber gar bald darauf ein Geheul des Erstaunens und der Wuth. Die Staketenwand des Hauses war hinter dem Thore zugefallen und wehrte durch breite Eisenstäbe den Belagerern den Eingang. Wüthend griffen die Wilden dieses neue Hinderniß an; ein Hagel von Pfeilen, die aber Niemand trafen, flog in das Vorhaus. Der Doctor hatte sich schnell in den höheren Stock zurückgezogen, und auf der obersten Stufe stehen bleibend, blickte er ängstlich hinunter. Das Staket widersteht länger als die Thüre! rief er; gesegnet, der es so fest und stark gemacht! Das Gitter ist für die Hände dieser Elenden so unbeweglich wie eine Felswand. Alarm ist gegeben; man muß unsere Musketerie gehört haben. Der Tambour trommelt schon an der Küste des Meerbusens bis zur Festung Saint-Pierre; bald muß Hülfe kommen und uns retten!

Daß Gott und seine heilige Mutter Sie erhöre! sagte Frau d'Enambuc, an der Thüre der Gallerie stehend, und immer ihren Sohn haltend.

Zehn Minuten unaussprechlicher Angst und Erwartung verflossen. Das ferne Getöse des Sturmes mischte sich mit dem wilden Geschrei der Rothhäute, welche das Gitterthor mit verzweifelnder Wuth angriffen. Matte Blitze erhellten den Himmel, und zeigten mitten in der Finsterniß die nackte Menge, brüllend und gräßlich wie Verdammte. Das Feuer der Belagerten ließ nicht nach; aber es war den Angreifenden weniger gefährlich, weil die Schüsse jetzt in

ſchiefer Richtung gingen. Zweimal jedoch ſchoß Loinvillier ſeine Piſtole dicht vor ſich auf diejenigen ab, die mit ſchweren Keulen das Staket beſtürmten. Die Lampe, die an der Decke angebracht war, verbreitete nur ein ſchwaches Licht über die gewölbte Hausflur, die zum Schlachtfeld umgewandelt werden, und nur undeutlich ſah man die verwirrene bewegliche Maſſe, die ſich von außen wüthend auf den Widerſtand warf. Eine Menge Todter und Verwundeter lag vor der äußeren Treppe und ihre Klagen vermiſchten ſich mit dem Kriegsgeſchrei der Stürmenden.

Wir haben ihnen zwar Viele erſchoſſen, ſagte der General, am Eingang ſtehend und ſeine Waffen neuerdings ladend, zu Loinvillier, aber wir müſſen uns doch in Gottes Hand empfehlen, denn wenn uns keine Hülfe kommt, iſt's um uns geſchehen. Das Staket hält keine Viertelſtunde mehr.

Alsdann vertheidigen wir den Eingang, erwiederte Loinvillier kaltblütig.

Da erhob ſich ein durchdringender Schrei in der Gallerie, und der Doctor erſchien mit gefalteten Händen auf der Treppe: die Rothhäute erſteigen die Gallerie, rief er; Hülfe, Erbarmen!

Der Lärm von außen war ſo groß, daß man kaum ſich ſelbſt hörte; dennoch errieth der General, was dieſer Angſtruf und dieſe Geberde des Schreckens ſagen wollte: Loinvillier, ſchrie er, hören Sie! da hinauf!

Der Graf ſtürzte, ſeine Piſtolen in der Hand, die Treppe hinan. Bange Stille folgte dem Hülferuf. Doctor Janſen, gegen das Geländer gelehnt, zeigte ſchweigend nach dem Eingang der Gallerie. Loinvillier blickte beſorgt

rings umher und errieth mehr als er ſah, was in dem Halbdunkel, wo alles unbeweglich und undurchdringlich an ſich hielt, vorging. Es war eine ſchreckliche Scene: die Sclaven hatten ſich, wie eine von wilden Thieren bedrohte Heerde, in das finſterſte Ende der Gallerie gedrückt; die Generalin ſtand allein gegen die Mauer gelehnt, ihren Sohn mit ihrem Körper deckend, und unzuſammenhängende Gebete ſtammelnd. Zwei Schritte von ihr, vor einem der Fenſter, das er erſtiegen, ſchwang ein Caraibe, wild um ſich blickend, ſein fürchterliches Kriegsmeſſer; kein Gewand bedeckte ſeine rothe Haut, ſein Haar hing wirr und ſtraff wie eine Mähne herab; eine Auszeichnung von Geſtalt eines Halbmondes glänzte auf ſeiner breiten Bruſt und deutete auf die Würde eines Führers. In demſelben Augenblick erſchien ein zweiter Wilder am Fenſter, und beide ſchwangen ſich in die Gallerie, wo ſie die Generalin erblickten, auf ſie zuſprangen und ſie bei ihren langen Haaren faßten; aber Loinvillier war da.

Marie! rief er, den Schlag, der ſie treffen ſollte, abwendend, und ſie in ſeine Arme faſſend, Marie, ich bin hier. Er feuerte ſein Piſtol ab und einer der Wilden fiel. Nun begann Mann gegen Mann ein Kampf, in welchem jeder Streich traf und der nicht länger als zwei Minuten dauerte; Loinvillier, deſſen Blut aus einer tiefen Wunde ſtrömte, hatte nur noch ſeinen Dolch; aber die Generalin lag wie leblos vor ihm, und er fand die Kraft, mit der blinden Wuth eines Verzweifelnden weiter zu kämpfen. Endlich bemeiſterte er ſeinen Feind, traf ihn tödtlich, und warf mit einer letzten Anſtrengung die beiden Leichname durch das Fenſter auf die Köpfe der die Mauer erſteigenden Wilden.

Der Doctor war indeſſen der Generalin zu Hülfe geeilt und hatte die Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart, die ſein Beruf erfordert, wiedergefunden. Jetzt hätten zwanzig Wilde mit erhobenen Keulen und vergifteten Pfeilen ſeinen Kopf bedrohen können, er hätte den Platz nicht verlaſſen. Ueber Marie gebeugt, das Auge feſt und aufmerkſam auf ihr blaſſes Geſicht gerichtet, zählte er die unregelmäßigen Athemzüge, die den entblößten und blutenden Buſen der jungen Frau hoben.

Sie iſt todt, rief der Graf, ſich neben ſie auf die Kniee werfend; Großer Gott, ſie iſt todt!

Dem Himmel Dank, nein! ſagte der Doctor, ich ſehe keine andere Wunde, als einen leichten Riß an der Schulter, und nur der Schrecken ließ ſie das Bewußtſein verlieren; ſie athmet und erholt ſich.

O ſei gepriesen, mein gütiger Gott, ich habe alſo den tödtlichen Schlag abgehalten und nur ich allein ſterbe, ſagte mit ſchwacher Stimme Loinvillier; welch ſchöner Tod; ich gab für ſie mein Leben hin! Sagen Sie es ihr eines Tages! . . .

Er ſank bei dieſen Worten ſtarr und leblos auf den Boden.

Während dieſes auf der Gallerie verging, war die Staketenwand gebrochen, und die Rothhäute verſuchten den Einzaun zu erſtürmen; aber aus den Schießſcharten kam ihnen ein wohlgezieltes Feuer entgegen, und kaum war einer eingedrungen, ſo fiel er auch und erhob ſich nicht mehr. Auf dieſe Art hätte man ſie bis auf den letzten getödtet, wenn das Feuer hätte fortgeſetzt werden können; aber es fehlte an Munition und weder Pulver noch Kugeln waren mehr vorhanden.

Jetzt hörte man den Tambour in dem Hügellande, und Truppen kamen von Saint-Pierre. Als sie auf der Höhe erschienen, von welcher man die Küste übersehen konnte, feuerten sie ihre Gewehre ab; ein langes Echo verbreitete den gewaltigen Knall und ließ ihn bis in die Kasematten dringen. Erschrocken suchten die Karaiben zu fliehen, allein die Zaunwand und die großen Eisenstäbe stellten ihnen von allen Seiten Hindernisse entgegen. Jetzt eilten sie, das freie Feld zu gewinnen, um vermittelst der Luftbrücke, über welche sie in den Garten gestiegen, zu entrinnen; aber nur Wenigen gelang dieß: die Truppen kamen und machten die Mehrzahl vor den Mauern der Pflanzung nieder.

Als der Tag anbrach, gewahrte man erst die ganze schreckliche Verwüstung. Die Truppen lagerten im Garten, und die Sclaven der großen Werkstätte, ihren Aufseher an der Spitze, machten längs der Küste Gruben, um die Todten einzuscharren. Eine noch traurigere Scene ging im Innern des Hauses vor; der General lag ausgestreckt auf seinem Bette, die Kraft, die er im Augenblicke der Gefahr wiedergefunden, war jetzt entwichen; diese Nacht des Schreckens hatte die Neige seines Lebens aufgezehrt, bleich und regungslos war er in einen todtähnlichen Schlaf gesunken. Marie saß neben ihm, von Zeit zu Zeit befühlte sie unwillkührlich ihre eigene leichte Wunde. Ihr starrer thränenloser Blick verrieth die schmerzliche Abspannung, welche heftigen Aufregungen folgt. Der Doctor vor dem Bette des Kranken beobachtete mit forschendem Blicke die Fortschritte des Todeskampfes, den seine Kunst nicht einmal verzögern konnte. Die Leute des Hauses standen schweigend und bestürzt in geringer Entfernung.

Plötzlich erhob ſich der General mit einer raſchen Bewegung und verlangte mit gebrochener Stimme nach ſeiner Frau.

Er richtete den matten gläſernen Blick auf ſie. Marie, meine liebe Marie, komm hierher, damit ich dich ſehe; und wo iſt mein Sohn?

Valida brachte ihm das Kind, deſſen blonden Kopf er gleichſam ſegnend berührte; dann fragte er nach Leinvillier. Der Doctor bedeutete, daß dieſer in der Gallerie ſei.

Stehen Sie für ſein Leben ein? fragte mühſam der Kranke.

Mit meinem eigenen, antwortete der Arzt.

So laſſen Sie ihn hierher bringen, aber ſogleich, fügte leiſe der General hinzu und ſank zurück.

Einige Augenblicke ſpäter näherte ſich, auf zwei Sclaven geſtützt, Leinvillier; matte Blässe bedeckte ſeine Züge, aber ſein belebter Blick zeigte, daß der Tod von ihm gewichen war. Der General gab ihm zu verſtehen, daß er ſeine Hand wünſche, die er drückte; und mit deutlicher, aber abgebrochener Stimme ſagte er zu ihm: Ich habe die Zeit nicht mehr, mit Ihnen zu ſprechen, Leinvillier ..... der Geiſtliche wird kommen, und Gott gehören meine letzten Augenblicke.

Marie preßte ihren Kopf mit einem unterdrückten Wehlaut in ſeine Kiſſen, und ſich gegen den Doctor wendend, ſagte ſie: Es iſt unmöglich, ſo ſchnell ſtirbt man nicht; gewiß verſprachen Sie mir, daß er noch einige Tage lebe. Der Arzt ſenkte das Haupt und zog ſich vom Bette zurück. Marie ſetzte ſich und betete.

Loinvillier, fuhr der General ſo leiſe fort, daß es der Graf, obſchon über ihn gebeugt, kaum hören konnte, Sie wiſſen, was ich Ihnen geſtern ſagte .... Ihrem Muthe, Ihrer Rechtlichkeit vertraue ich; ich laſſe Sie an meiner Stelle zurück; vereint mit meiner Frau verwalten Sie bis zur Großjährigkeit meines Sohnes ſein Erbe.

Er ſchwieg, dann machte er eine letzte Anſtrengung, blickte Marie an und ſagte: Und eines Tages, Loinvillier, heirathen Sie meine Wittwe.

Das Geſicht des Grafen wurde noch bläſſer, er bückte ſich mit einem leiſen Ausrufe über den Kranken. Der General war zurück auf's Bett geſunken; ſeine Hände hielten die des Grafen, ſein Leiden ſchien nachzulaſſen; ſeine Züge hatten ihre frühere Ruhe wieder angenommen, er athmete leiſer, leiſer als zuvor, man hätte glauben können, er ſchlafe.

Marie hatte nichts gehört, ihre Kräfte waren erſchlafft, wirr blickte ſie herum, ohne zu ſehen, was um ſie vorging; ihre Unruhe, ſelbſt ihr Leiden verſchwand in dieſer gänzlichen Abſpannung. Loinvillier ſtand auf der andern Seite des Bettes ihr gegenüber und betrachtete ſie mit ſtarrem, beſtürzten Blicke, die Hand des Sterbenden mit unausſprechlicher Freude drückend.

Nach Verlauf einiger Minuten näherte ſich der Arzt, der, um die letzte Unterredung nicht zu ſtören, zurückgetreten war. Kaum hatte er einen Blick auf den General geworfen, als er lebhaft den Arm Loinvilliers ergriff und ſagte: Wir müſſen Madame fortführen; auf, Herr Graf, ſehen Sie denn nicht, daß hier alles beendet iſt?

Die Sonne war längst hinter den schwarzen zerrissenen Wolken verschwunden, deren abenteuerliche Gestalten breite Riesenschatten auf das dunkle Blau des Himmels warfen. Die äußersten Grenzen des Horizonts waren mit einer rothen Feuerlinie, dem sicheren Zeichen eines bevorstehenden Sturmes, gesäumt. Obgleich die Luft ganz ruhig war, schlug das Meer doch heftig gegen die Mauern von Saint-Pierre; gleichsam als ob ein unterseeischer Orkan in den Tiefen zürne, und stürmisch die Wellen hebe. Die Küste war öde, nicht mehr vernahm man den eintönigen Gesang der an der Rhede beschäftigten Sclaven, noch die rauhen Stimmen der Matrosen, nicht den Freudenruf der Kinder, die bei schönem Wetter des Abends im lauen tiefen Wasser badeten, ohne Furcht vor den alles verschlingenden Haifischen, die sich öfters diesem Landungsplatze näherten. Einzelne Lichter schimmerten längs des Strandes in der Ferne. Alles war ruhig, mit Ausnahme des Meeres, dessen zürnende Wogen mit unheimlichem Getöse gegen die Küste schlugen.

Marie lehnte in einem Fenster des Forts und ließ ihren sinnenden Blick zerstreut über den weiten Horizont, den nur die sterbenden Strahlen des Tages erhellten, hingleiten. Der Doctor mit der grübelnden Miene eines Mannes, der über die Lösung eines Räthsels sinnet, stand hinter ihr.

Die Gemächer der Festung Saint-Pierre waren mit dem prachtvollen Luxus, der die Landwohnung am Gebirge auszeichnet, eingerichtet und boten dieselben Contraste dar. Das Audienzzimmer, worin sich Madame in diesem Augenblick befand, wies keine besonders geschmackvolle Ausstattung

auf; alles war ernſt, einfach und doch reich, keine Tapeten bedeckten die Mauern, kein Glas die Fenſterrahmen, vor welchen weiße Atlasvorhänge mit chineſiſchen Malereien herabgelaſſen waren. Ein koſtbarer indiſcher Teppich lag auf dem mit Briefen und Papieren beladenen Tiſche. Ein Portait des Generals in Lebensgröße unter einer Art Ehrenhimmel hing der Thüre gegenüber; als Gegenſtück prangte eine Waffentrophäe aus Helm, Panzerhandſchuhen und Degen des Verſtorbenen, über welchem noch die franzöſiſche Nationalfahne, die er in Kriegszeiten vor ſich hertragen ließ, angebracht war. Die Fenſter dieſes großen Saales gingen auf die Feſtungswerke hinaus, deren Fuß das Meer beſpülte; ſelbſt bei ruhigem Wetter hörte man das unaufhörlich dumpfe Geräuſch der Wogen, und dem traurigen Auge begegnete am ganzen Horizonte nichts als jene endloſe Weite, in der ſich Himmel und Waſſer vereinigt.

Madame verließ langſam das Fenſter und ſetzte ſich vor das Portrait des Generals. Der Doctor ging zu ihr, nahm ihren Arm und befühlte den Puls, der heftig und ungleich ging. Kurze Zeit ſann er nach; daß Sie krank ſind, Madame, ſehe ich, aber was Ihnen fehlt, vermag ich nicht zu ſagen.

Was mir fehlt, Doctor: ich leide; ich zehre mich ſelbſt auf, ich ſterbe. —

Aber warum? fragte ſie ſcharf anſehend der Arzt.

Weil ich Uebermenſchliches erduldet, alles verloren, fern von allen Angehörigen, ohne Rath, ohne Beiſtand bin, und weil eine ſchreckliche Verantwortung auf mir liegt. Der Doctor erhob den Kopf und fuhr nach kurzem Still-

ſchweigen gezwungen ſein. Der Graf von Leinvillier beſitzt doch Ihr Vertrauen.

Nein, Doctor, nein, erwiederte lebhaft die Generalin, und ohne das Andenken, ohne den letzten Willen des Generals, welchen ich achte, hätte der Graf nie hier ſolche Macht gewonnen; er iſt hochmüthig, rachſüchtig und voll blinder Leidenſchaft, ich traue ihm nicht.

Dennoch iſt er Ihnen mit Leib und Seele ergeben, ſagte der Doctor, und oft ſchon lieferte er die Beweiſe.

Er rettete mir das Leben mit Aufopferung ſeines eigenen, erwiederte ſie dumpf, ich erinnere mich deſſen noch genau.

Geſtern war es ein Jahr, daß der General dieſe Welt mit einer beſſeren vertauſcht, und von dieſem Tag an, Madame, bewies er Ihnen große Aufopferung und Anhänglichkeit; ich begreife nicht, warum Sie an ſeiner Ehrenhaftigkeit zweifeln; was fürchten Sie von ihm?

Seine Liebe, erwiederte Marie.

So! murmelte erſtaunt der Doctor; ſprach er Ihnen ſchon davon?

Nein, entgegnete die Befragte, mit der Hand über ihr ſchwarzes Taffetkleid ſtreifend, bis jetzt wagte er es nicht.

Ihre Trauer, Madame, iſt heute zu Ende, und der Sitte gemäß legt Ihr ganzes Haus ſie heute ab.

Ich werde ſie noch lange beibehalten, ſagte ſie, die gefalteten Hände an ihr Herz drückend, und mit einem [illegible] Blicke auf das Bild des Generals; lebte [illegible] noch, den ich verloren, ich würde nicht ſo viele Unruhe und Qualen erdulden: bei ihm wäre ich gebergen und

glücklich. Die Verehrung, die ich für ihn hegte, hatte allen Kummer von mir entfernt, und jetzt, mein Gott, was leide ich jetzt!

Der Arzt begriff diese Bekenntnisse, die einer von Erinnerungen und Reue gedrückten Seele entschlüpften, nur zur Hälfte. Er dachte ganz einfach, die Generalin fürchte den großen Einfluß, den der Graf in den Geschäften gewonnen, und die Ansprüche, die er darum vielleicht geltend machen werde. Doch erschien ihm ihre Lage deßhalb weder verwickelt noch gefährlich.

Aber, Madame, sagte er nach kurzem Bedenken, selbst wenn der Graf Hoffnungen schöpfte, ja wenn er sogar wagte, sich zu erklären, warum sollte Sie das so sehr beunruhigen?

Weil ich alsdann genöthigt wäre, ihm entgegen zu treten und zwischen seiner Liebe oder seinem Hasse zu wählen. Ich kenne ihn zu genau: er würde eine abschlägige Antwort niemals verzeihen.

Sie sind also entschlossen, ihn abzuweisen, unterbrach ihn beunruhigt der Arzt: haben Sie auch alle Folgen überdacht?

Ja, denn ich weiß alles was vorgeht, entgegnete die Generalin kalt, ich weiß, daß meine Stellung Feinde hat, die im Dunkeln arbeiten und sich Mühe geben, einen Aufstand hervorzurufen: ebenso weiß ich, daß Leinvillier sich für unentbehrlich erachtet, diesen drohenden Aufruhr zu unterdrücken; aus diesen Gründen umgab er sich nach und nach mit Truppen: eine Hand voll Abenteurer, die man eine spanische Garde nennt. Längst schon durchblickte ich dieses Treiben.

Und dennoch suchten Sie es nicht zu hindern; aber wem wollten Sie sich auch anvertrauen, um der Macht des Grafen Schranken zu setzen?

Vielleicht wird Jemand kommen, sagte Marie, und richtete einen langen Blick auf das Meer.

Jemand, den Sie erwarten? fragte erstaunt der Arzt.

Jemand, den ich längst erwarte. Ja, Doctor, es gibt in der Welt einen Mann, von dessen Ehrenhaftigkeit und Anhänglichkeit ich fest überzeugt bin; ein Mann, dessen ganzes Leben das edelste Beispiel von Muth und Treue ist. Ich ließ ihm meine Lage zu wissen thun, und wenn er noch lebt, so wird er kommen.

Wenn gebe, daß dieß bald geschehe, rief der Doctor, immer mehr erstaunend.

Ja, er wird kommen, bekräftigte Marie mit zuversichtlichem Tone. Dann aber verfiel sie wieder in Besorgnisse, in die Befürchtung des langen vergeblichen Erwartens, und fügte trüb hinzu: Wie aber, wenn er nicht mehr lebt?

Eine Pause trat ein; dann hub der Doctor wieder an: Seit geraumer Zeit beobachte ich den Grafen, er liebt Sie mit Leidenschaft und Eifersucht.

Ich erkenne das an dem Hasse, den er auf meinen Sohn wirft, bemerkte bitter die junge Wittwe; armes Kind, meine Zärtlichkeit für dasselbe verletzt Herrn von Leinvillier. Diese mütterliche Liebe, rein und heilig wie die für den Himmel, flößt jenem Mann Eifersucht ein. Er freut sich bei dem Gedanken an den Schmerz, der mir bevorsteht, denn der Tag nähert sich, wo ich mich von meinem Sohne trennen, und diesen, dem unabänderlichen Willen des Generals gemäß, nach Frankreich zur Erziehung

ſchicken muß. Dieſem Wunſch willfahre ich und gebe ſo den größten Beweis der Ergebenheit gegen denjenigen, dem ich im Leben ſtets gehorcht. Theures Kind! bald überſchreiten Du dieſes unendliche Meer, und ich werde die Wimpeln des Schiffes, das dich davonträgt, müſſen verſchwinden ſehn! — Ihre Stimme verſagte, und ſie kehrte ihr thränenbedecktes Geſicht gegen das Fenſter, unter welchem man die Wellen der See anſchlagen hörte.

Meine Kunſt vermag nichts gegen ein Uebel, das in ſolchem Kummer wurzelt, meinte entmuthigt der Arzt. So lange Sie unter dem Einfluß ſolcher Gedanken leben, wird Sie das Fieber nicht verlaſſen; doch müſſen wir wenigſtens verſuchen, Sie davon zu befreien. Ich bin überzeugt, daß eine Reiſe, eine Veränderung und die friſche Seeluft heilſam auf Sie wirken würde. Der Anblick neuer Gegenſtände würde Sie zerſtreuen und Sie einen Theil Ihrer Sorgen vergeſſen machen. Es wäre wirklich an der Zeit, die Rundreiſe nach den verſchiedenen Theilen der Inſel vorzunehmen, welche Sie ſchon lange im Sinne haben.

Ich bin damit einverſtanden, begleiten Sie mich, Doctor. Ich will unſere neue Beſitzung an der Spitze von Vauclain beſuchen.

Dieſe Reiſe bietet jetzt gar keine Gefahr, fuhr nach kurzem Bedenken der Doctor fort; kein Caraibe wird ſich auf dem Wege zeigen, Leinvillier hat Sie für immer von dieſen ſchrecklichen Feinden befreit.

Es iſt wahr, ſagte bewegt die Generalin, der Graf übt ſchreckliche Wiedervergeltung gegen dieſe Unglücklichen; er vernichtete ſie alle; und was wurde an Blut vergoſſen! Täglich gedenke ich in meinem Gebete jener unglück-

lichen Gegenverehrer, die ich eines Tages bekehrt zu sehen hoffte.

Die Nacht war gekommen und der Himmel, dunkel wie das Meer, bedeckte sich mit Wolken, die kaum einige Sterne sehen ließen. Aus den Gemächern des Forts strömten die angezündeten Kandelabers ihre Helle in die Finsterniß dieser stürmischen Nacht hinaus; jedes Fenster bildete einen großen erleuchteten Rahmen, dessen Schein sich in dem weißen Schaume der Wellen abspiegelte. In dem großen Zimmer, welches an den Audienzsaal stieß, versah ein Sclave den Dienst eines Thürstehers. Einige Damen und Offiziere des Hauses spielten im ersten Salon Karte, um die Zeit bis zum Souper auszufüllen.

Gnädige Frau, sagte ehrerbietig der Arzt, sich Marien nähernd, die wieder gedankenvoll durchs Fenster sah, man erwartet Sie ohne Zweifel.

Noch einige Augenblicke der Einsamkeit und der Freiheit! unterbrach ihn diese bittend! bin ich doch vom frühen Morgen an umgeben, beobachtet, genannt. Man nennt mich, leider mit Recht, die kleine Königin, denn ich erfülle die Sclaverei eines Thrones.

Ihr Gesundheitszustand, Madame, könnte Sie öfters entschuldigen und von diesen anstrengenden Pflichten befreien.

Ja, Sie haben Recht, und da ich heute müde und leidend bin, will ich auch bis zum Nachtessen Niemand sehen, und mich um Nichts bekümmern. Es ist doch Ihre Anordnung, Doctor, nicht wahr?

Der Herr Graf von Leinvillier, meldete ein Sclave, beide Flügelthüren öffnend.

Es iſt mein Generallieutenant und hat mithin das Recht, zu jeder Stunde zu erſcheinen, ſagte bitter Marie, ich muß ihn empfangen und anhören. Gehen Sie, Herr Doctor; in einer Viertelſtunde bin ich im Salen.

Die Generalin hatte ſich geſetzt, mit einer Hand blätterte ſie zerſtreut in den auf dem Tiſche angehäuften Papieren; ihre andere, gegen den Buſen gepreßt, ſchien unangenehme Gemüthsbewegungen niederdrücken zu wollen. Dennoch war ihre Miene ruhig und ſie erwiederte den Gruß Leinvillier's mit einem Gleichmuthe, der weder ihr Mißvergnügen noch ihre Angſt und Verlegenheit verrieth.

Der Graf näherte ſich ihr mit jenem Ernſte, welchen die Gewohnheit, ſeine Gefühle zu beherrſchen, ſeiner Phyſiognomie aufgedrückt.

Marie glaubte dieſes Mal noch der Erklärung, welche ſie veranlaßt, zu entgehen, und daß ihr Generallieutenant nur von Geſchäften mit ihr reden werde. Sie wagte daher ihre Augen auf dieſen gefährlichen Mann, deſſen Liebe und Haß ihr gleich fürchterlich war, zu richten und fragte mit leiſer Stimme: Nun, Herr Graf, was bringen Sie heute? Haben Sie Nachrichten aus Frankreich? Iſt irgend ein Schiff in Ausſicht?

Nein, Madame, erwiederte dieſer, das Meer iſt unruhig, alles deutet auf Unwetter, und kein Schiff würde es wagen, ſich der Küſte zu nähern; ſogar die vor Anker lagen, zogen ſich in die Bucht zurück.

Ganz gut. Doch hoffe ich, daß wir dieſe Nacht weder zu Waſſer noch zu Land Unfälle zu befürchten haben. Sowohl die Einwohner, als die Matroſen, werden ihre Verkehrungen gegen den Sturm getroffen haben.

Die Colonien ſind im Allgemeinen leider ſo unverſichert, daß man genöthigt iſt, an ihrer Statt Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Beſonders einige Häuſer längs des Strandes ſind der Wuth des Waſſers ausgeſetzt, ſo daß darin dieſe Nacht zu ſchlafen unklug wäre. Ich ordnete daher an, Madame, daß Alles dieſe Wohnungen zu verlaſſen habe und bis morgen hier Unterkunft finden werde.

Und auch die Neger, mein Herr?

Die Neger? um dieſe bekümmerte ich mich nicht; ihre Herren mögen mit ihnen machen, was ſie wollen. Meine Pflicht war es, für den Schutz der Bewohner, aber nicht für ihr Eigenthum zu ſorgen. Auch Ihre Fürſorge, Madame, hat nicht nöthig, ſich ſo weit zu erſtrecken: jenen kommt es zu, ihre Waaren und ihre Sclaven in Sicherheit zu bringen, und zu ſorgen, daß das Meer heute Nacht ihre Magazine nicht plündern.

Aber wo ſollen ſie ihre Neger unterbringen, unterbrach ihn Marie, ohne Zweifel auf dem freien Felde; an den Schutz dieſer Waare denkt man zuletzt, denn für ſie befürchtet man nicht, was man von einer Miſſe Indigo oder Zucker abzuwenden ſucht. Nachdem ſie bei ſchlechtem Wetter gearbeitet, werden ſie unter den Mauern des Forts, ohne Schutz gegen Wind und Regen, ſchlafen ſollen. Das Loos dieſer Unglücklichen verſchlimmert ſich von Tag zu Tag, das will ich nicht, und ich halte es für die Pflicht meiner Stellung, ſie zu ſchützen und ihnen zu helfen. Auch ſie, mein Herr, ſollen dieſe Nacht hier eine Zufluchtſtätte finden.

Dieſe Fürſorge für die ſchwarze Race lag keineswegs in den Abſichten Levilliers. In Amerika geboren und

erzogen, theilte er die unüberwindlichen Vorurtheile der Creolen: ein Neger war für ihn ein Hausthier, das er mit demselben Auge wie seinen Hund oder sein Pferd betrachtete. Diesesmal jedoch suchte er die gefühlvollen Absichten der Generalin nicht zu bekämpfen. Er nahm die Feder, um den gegebenen Befehl auszuführen, und fragte mit Kälte, durch welche etwas Ironie durchzuschimmern schien, ob sich ihre Menschenfreundlichkeit nicht auch noch auf die Angeworbenen erstrecke.

Ohne Zweifel, erwiederte sie lebhaft: diese Unglücklichen sind beklagenswerther als die Sclaven, ohngeachtet daß sie wie wir von weißer Abkunft sind. Und so war es in der That. Das, was man auf den Antillen Angeworbene nannte, waren arme Abenteurer, die keine andere Mittel hatten, ihre Ueberfahrt nach den Inseln zu bezahlen, als indem sie drei Jahre ihre Freiheit dafür hingaben. Die weisundische Compagnie machte aus diesem traurigen Handel ein förmliches Geschäft, und unaufhörlich brachten die nach den Colonien gehenden Fahrzeuge hunderte solcher Unglücklichen, welche in der Hoffnung lebten, nach überstandener dreijähriger Sclaverei ihr Glück machen zu können. Während ihrer Dienstzeit aber waren sie bedauernswerther, als die Schwarzen, denn ihre Herren, die blos drei Jahre ihres Lebens gekauft, schonten dieses weit weniger, als das ihrer Sclaven: unbekümmert darum, ob am Tage der Befreiung ihre Gesundheit gänzlich untergraben und sie eine Beute des Todes sein würden. Nie hatte der Colonial-Eigenthümer Rechenschaft abzulegen über die Art und Weise, mit welcher er seine Angeworbenen zu Arbeit und Gehorsam vermochte. Dieselben

Strafen, die seine Neger trafen, harrten auch ihrer; die Trägen und Widerspenstigen wurden körperlich gezüchtigt und in Gefängnisse geworfen. Daher war auch die Sterblichkeit eine auffallende in den Pflanzungen, welche von Individuen dieser Klasse bearbeitet wurden, deren Loos unstreitig elender, als das der wirklichen Sclaven war. Dennoch stellte sie das Vorurtheil weit über die Schwarzen. Diejenigen, welche diese harte Prüfung überlebten, machten oft in kurzer Zeit ihr Glück und gelangten mitunter zu einer schönen Stellung in der Gesellschaft; während ein freigelassener Neger weder seine Abkunft noch seine frühere Niedrigkeit vergessen machen konnte. Im Ganzen genommen war das Loos derjenigen, die auf die Inseln kamen, ganz der Willkür der Macht anheimgestellt. Jeder, der bei der Ausschiffung seine Existenzmittel nicht gehörig nachweisen konnte, wurde als Angeworbener betrachtet und augenblicklich einem Herrn zugetheilt. Diese Zustände erzeugten eine Menge himmelschreiender Ungerechtigkeiten, denen erst funfzig Jahre nach der ersten Niederlassung der Colonisten in den französischen Antillen ein besonderes Gesetz ein Ziel setzte.

Graf Levasseur schrieb einige Zeilen und schellte. Augenblicklich erschien die schwarze stumme Gestalt eines Sclaven an der Thüre. Der Graf gab ihm das Blatt; dann mit lächelnder Miene auf Marie zugehend, sagte er: Jetzt, Madame, können Sie über das Loos derjenigen, die Ihre Güte beschützt, beruhigt sein; daß diese Elenden Sie einen Augenblick beunruhigt, ist mehr Ehre und Glück, als sie verdienen; denn diese Angeworbenen sind nichts als dem Strick oder der Galeere verfallene Banditen, die sich

in Frankreich nicht mehr blicken laſſen dürfen und darum in die Colonien flüchten. Man weiß nicht, wer ſie ſind, noch woher ſie kommen; tauſend Mährchen erzählen ſie über ihre Abkunft, nie aber haben ſie ein Papier, um das Geſagte zu beweiſen. Glücklicherweiſe wird man dieſer Vagabunden hier Herr, und die Peitſche gewöhnt ſie beſſer zur Ordnung, als der Stock eines Aufſehers der Galeerrudersknechte.

Allerdings, erwiederte Marie mit traurigem Ernſte, Gerechtigkeit muß gehandhabt werden; aber auch für Alle. In gewiſſen Fällen können die Angeworbenen und ſelbſt die Neger ihre Zuflucht zu meiner geſetzlichen Macht nehmen; jeder von ihnen hat ein Recht auf meinen Schutz, und ich werde ihnen denſelben angedeihen laſſen, wenn ihre Herren ſie zu hart behandeln.

Bis jetzt, Madame, verlangte Keiner darnach, entgegnete kalt der Graf.

Die Generalin ſah ihn feſt an. Wer weiß? ſagte ſie, bin ich auch ſicher, daß diejenigen, die meine Hülfe in Anſpruch nehmen wollten, bis zu mir gelangen?

Das Lächeln, welches auf den Lippen des Grafen ſchwebte, verſchwand; mit raſchem unruhigen Blick beobachtete er Marie. Sie ſah ernſt und betrübt aus, aber nichts in ihren Mienen deutete auf böſe Nebengedanken. Die Furcht, die ſich ſeiner bemächtigt hatte, verſchwand.

Alle ſchriftlichen Bitten und Beſchwerden, Madame, werden Ihnen vorgelegt, Sie diktiren und unterzeichnen die Antworten; mehr können Sie wirklich nicht thun, Sie müßten denn wie der heilige Ludwig ſich im freien Felde unter einen Baum ſetzen, um den Klagen Ihrer Untergebenen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Ich ſollte es vielleicht, um den Ungerechtigkeiten, die in meinem Namen geſchehen, Einhalt zu thun.

Lemeillier erbebte innerlich und zum zweitenmal beobachtete er ängſtlich die Miene Marien's.

Herr Graf, erwiederte dieſe mit der Ruhe, die ihr eigen, die Geſchäfte ſind für heute beendet, ich will mich in den Salon begeben.

Ich bitte noch um einen Augenblick, ſagte bewegt Lemeillier, jetzt bitte ich um Gehör für mich.

Die Generalin erblaßte, faßte ſich aber ſchnell und erwartete kalt die Erklärung, welche ſie längſt kommen ſah und befürchtete.

Lemeillier täuſchte ſich nicht, was die Gefühle Marien's für ihn betraf; er wußte, daß dieſe Frau, für die er eine heftige, alles fabige Leidenſchaft hegte, ihm entſchieden abgeneigt war; er wußte aber auch, daß ſie ihn fürchtete, und daß ſie, um ſich ſeinem Entſchluß zu entziehen, einen andern Mann, den ſie vielleicht liebte, zu Hülfe berufen. Er wußte ebenſo, auf welche Weiſe er ſich dieſes Nebenbuhlers entledigt hatte und baute auf das Uebergewicht ſeiner Stellung, um dieſen, wie er vorausſah, unerbittlichen Widerſtand zu beſiegen.

Madame, fuhr er fort, ſich an Mariens Seite ſetzend, die kalt und theilnahmlos mit geſenktem Blicke daſaß, ich komme an dieſem Abend, um Ihnen Dinge zu ſagen, die mir eine ſtrenge Rückſicht um keinen Tag früher zu offenbaren erlaubte. Bei dem Zuſtande, in dem ſich mein Inneres befindet, weiß nur Gott, was mich dieſes Jahr Entſagungen gekoſtet. Endlich aber iſt der Augenblick gekommen, wo ich die Rechte anſprechen darf, welche mir

derjenige hinterlaſſen hat, deſſen Wille ihnen jederzeit ſo heilig war.

Welche Rechte, mein Herr? was wollen Sie ſagen? unterbrach ihn erſchrecken und zweifelnd Marie: Gott iſt mein Zeuge, daß ich Ihnen nie Verſprechungen gemacht habe.

Das weiß ich, Madame; auch iſt es nicht die Erfüllung eines von Ihnen gegebenen Verſprechens, um die ich nachſuche: ich will Ihnen blos erzählen, was vor einem Jahr, als mich der General an ſein Todtenbett kommen ließ, vorging. Erinnern Sie ſich noch, Madame, des Zimmers, wo man blos Seufzer und Schluchzen hörte, des Platzes, wo Sie ſaßen, mir iſt's, als ſähe ich Sie noch, blaß, hinfällig und leblos wie eine Leiche, auch ich war da, der General lag in den letzten Zügen. Er reichte mir die Hand und ſagte: Leinvillier, verwalten Sie das Erbe meines Sohnes bis zu ſeiner Großjährigkeit und eines Tages heirathen Sie meine Wittwe.

Herr Graf! rief Marie, ſich gegen das Portrait des Generals wendend, Herr Graf, Gott hört Sie.

Gott und der, vor deſſen verehrtem Bilde wir ſtehen, entgegnete Leinvillier, gegen das Portrait gewendet, das ſeinen unbeweglichen Blick auf Beide zu richten ſchien. Kein Zeuge hörte das, was ich Ihnen ſoeben ſagte; aber bei meinem Glauben als Chriſt, bei meiner Ehre als Edelmann ſchwöre ich, es iſt wahr. Iſt das nicht genug, um Ihren Zweifel zu heben, Madame?

Ich glaube Ihnen, ſagte Marie mit tonloſer Stimme, den ſtarren thränenloſen Blick immer auf das Bildniß ihres Gemahls gerichtet; ich glaube Ihnen; o mein Gott,

ſe kennte, der vor allen weiſe und gerecht war, ſich auch einmal täuſchen!

Leinvillier errieth dieſe Worte mehr als er ſie hörte: ein bitteres Lächeln umzog ſeine Lippen, ſein Auge blitzte unter den ſtarken Augenbrauen: dennoch wußte er ſich zu halten, und ſagte gelaſſen:

Während Ihrer Trauer, Madame, mußte ich ſchweigen und durfte Sie meine Gefühle und Hoffnungen nur durch Thaten errathen laſſen: doch kannten Sie mich, und das Ziel, wonach ich ſtrebte, verſtehen.

Ja, mein Herr, unterbrach ſie ihn dumpf, ich gewahrte, daß ich in Ihnen entweder meinen zweiten Gemahl, oder meinen Todfeind ſehen muß.

Leinvillier machte eine raſche Bewegung. Sie kennen meinen Stand und meine Verhältniſſe, fuhr er dann wieder ruhig fort, beide ſtehen nicht unter der Ehre, um die ich mich bewerbe, und deren mich derjenige, den Sie Ihren Gemahl nannten, für würdig erachtet. Sie kennen jetzt ſeinen letzten Willen, und die Rechte, die er mir vorbehalten, ich erwarte Ihre Antwort.

Ehe ich dieſe gebe, fühle ich das Bedürfniß, zu beten und mich zu ſammeln, ſagte ſich erhebend Marie; morgen, Herr Graf, morgen ſollen Sie meinen Entſchluß hören.

Die letzten Worte waren in einem Tone geſprochen, der für Leinvillier wenig Hoffnung verrieth: doch zeigte dieſer weder Aerger noch Entmuthigung, und mit ruhiger Miene bot er der Generalin ſeinen Arm, um ſie in den Salon zu geleiten, wo ſie ihr kleiner Hofſtaat erwartete.

Zwei Stunden ſpäter trat Marie, auf den Arm des Doctor Janſon geſtützt, gefolgt von einem Dutzend Sclaven, die ſie alsbald verabſchiedete, in ihr Schlafgemach. Balzda allein blieb zurück und ſetzte ſich auf die Schwelle der Thüre.

Mein Gott, was ich leide, klagte die junge Frau, ſich auf den breiten von Bambusrohr geflochtenen Seſſel fallen laſſend, ich fühle in der Luft eine brennende Feuchtigkeit, die mich durchdringt und mir Fieber verurſacht.

Ein Fieber aus Kummer und Unruhe, murmelte leiſe der Doctor, indem er ſeine knöchernen Finger an den Arm der Leidenden drückte, die ihr müdes Haupt auf die Rücklehne legte.

Tiefe Stille herrſchte in den Gemächern des Forts; draußen brauſte der Sturm und mit dumpfem Lärmen ſchlug das Meer gegen die Mauern; ſeine ſchaumigen Wellen ſchienen ein ungeheures Tuch zu bilden, deſſen ſilberweiße Falten in der Dunkelheit dieſer unheimlichen Nacht unaufhörlich auf- und niederrollten.

Frau von Enambuc hatte einige Zeit dem Getöſe der Elemente gelauſcht. Glücklicherweiſe iſt wohl kein menſchliches Geſchöpf heute dieſem fürchterlichen Meere ausgeſetzt, ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer. Die armen Leute, deren Wohnungen an der Küſte liegen, ſind hier in Sicherheit; wenn das Meer erſt wieder ruhig iſt, werden wir wohl kein unverbeſſerliches Unglück zu beklagen haben. Aber dieſe Nacht, wie wird ſie mir lange ſcheinen, mein Gott; es wird mir nicht möglich ſein, zu ſchlafen.

Verſuchen Sie einige Tropfen hiervon, ſagte der Arzt, der Generalin eine Taſſe auf einer ſilbernen Platte rei-

dend. Wie Sie sich erinnern werden, hat dieser lindernde Trank Ihnen öfter schon ein wenig Schlaf verschafft.

Sie nahm gelassen einige Mund voll, dann die Tasse zurückschiebend sagte sie leise: Ich weiß nicht, was in mir vorgeht, aber mir ahnt ein Unglück, mein Kopf ist durch tausend Hirngespinnste verwirrt, mein Herz klopft, mir ist, als stünde mir eine große Gefahr bevor, . . . ich fürchte mich, Doctor; ich bitte, ich beschwöre Sie, bleiben Sie bei mir.

Ich verlasse Sie nicht, erwiederte besorgt der Arzt, fassen Sie Muth. Madame, sammeln Sie Ihre Gedanken, denn Sie werden sie in der schwierigen Lage, in der Sie sich befinden, nöthig haben. Ich nahm es auf mich, Ihnen den geistlichen Vater aus den Bergen hieher rufen zu lassen, er wird kommen, und zu ihm haben Sie ja Vertrauen.

Seine Ermahnungen trösten mich, er ist ein kluger, frommer Mann, er kennt die geheimen schweren Leiden meiner Seele, und wird mir helfen, dieser Verlegenheit, dieser schweren Angst zu entrinnen; seine Worte beruhigen mein Inneres und geben mir die Kraft und die Hoffnung, die mir fehlt. Seid ihr Beide meine Rathgeber, zeiget mir die Gerechtigkeit, die Wahrheit und meine Pflicht, denn ich verliere den Kopf, ich zweifle an mir selbst.

Der Doctor drückte schweigend die Hand, die ihm Marie reichte. Langsam erhob sich die junge Frau, mit schwachem, ungleichem Tritt das Zimmer zu durchschreiten. Ihre Gemüthsbewegung gebot ihr diese Veränderung, obschon ihre Kräfte kaum ausreichten. Vor einem Spiegel blieb sie stehen, und sich betrachtend sagte sie mit schwachem Lächeln: mein Gott, ich gleiche einer Todten.

Wirklich war es nicht mehr die schöne Marie, welche kurz vorher noch so frisch und blühend aussah; der strahlende und ruhige Ausdruck ihres Gesichts war durch trübe Niedergeschlagenheit verdrängt; einzelne Blässe bedeckte ihre Wangen, die jedoch von Zeit zu Zeit ein flüchtiges Roth überflog; nur ihr Blick besaß noch seine frühere Gewalt, unter den langen braunen Augenwimpern schien er feuriger, stolzer und durchdringender als je. Plötzlich wendete Marie schaudernd ihren Kopf gegen das Fenster.

Haben Sie gehört, Doctor? Die Schildwache im großen Hofe hat angerufen.

Es ist wahrscheinlich der Geistliche, der hierher kömmt, erwiederte der Arzt.

Hätte der nicht vorgezogen, warf Marie ein, durch die unteren Säle einzutreten? bei solchem Wetter ist es wahrlich nicht einladend, über den Hof zu gehen.

Sie näherte sich dem Fenster und sah hinaus. Der Regen floß in Strömen von dem finsteren, nur durch einzelne Blitze zerrissenen Himmel herab, eine an der Mauer befindliche Laterne warf ihren spärlichen Schein auf die Schildwache, die mit gleichem Tritt den angewiesenen Raum durchmaß. Dichte Finsterniß herrschte in dem geräumigen Hofe, der die Kapelle von den übrigen Wohnungen des Forts trennte. Aus diesem Dunkel glänzte ein heller Schimmer herüber, in dessen Schein sich die gewölbte Thüre der Kapelle deutlich gewahren ließ.

Es sind Leute in der Kapelle, sagte erstaunt die Generalin, man öffnete so eben die Thüre, und ich sah Licht.

Es iſt Mitternacht, mithin die Stunde, in der gewöhnlich der Geiſtliche ſeine Meſſe lieſt, vielleicht, daß er dieſe Nacht ſeine Andacht in der Kapelle feiert.

Plötzlich that ſich die Thüre der Kapelle wieder auf und blieb geöffnet, ein Mann trat auf die Schwelle heraus, ſein hoher Wuchs prägte ſich wie eine ſchwarze Silhouette auf dem erleuchteten Hintergrunde aus; er blieb einige Zeit, den Arm gegen die Steinbrüſtung gelehnt, in der Stellung eines ſchwer Ermüdeten ſtehen.

O Himmel! flüſterte bebend Marie, dieſer Schatten — dieſe Geſtalt — dieſes Haar .... mein Gott, es iſt Maubray!

Die Thüre der Kapelle ſchloß ſich, Alles verſchwand und ihr forſchender Blick ſtierte in die dunkle Nacht. Der ehrwürdige Vater, meldete der Arzt, Marie ſanft auf ihren Platz zurückführend.

Der eintretende Miſſionsgeiſtliche war ein alter Jacobinermönch von klarem feſtem Geiſte und reich an Erfahrung. Zehn Jahre war er ſchon als Miſſionär in den Colonien, und hatte ſich in ſeiner ſchwierigen Stellung allgemeine Anerkennung und großen Einfluß erworben.

Ehrwürdiger Vater, fragte ihm entgegengehend mit bewegter Stimme Frau von Enambue, wiſſen Sie darum, daß Leute in der Kapelle ſind?

Ja, Madame, erwiederte er lächelnd, Sie übten dieſe Nacht Gaſtfreundſchaft gegen ſo Viele, daß man ſie nirgends anders unterbringen konnte. Die Magazine und die unteren Säle ſind angefüllt, denn es wurde eine Menge Waaren hiebergeſchafft; als dieſe und vorab die Coloniſten unter Obdach waren, blieb für die Angeworbenen und die Sclaven kein Raum mehr übrig. Auf mein Anrathen

brachte der Hauptmann Ihrer Garde die Schwarzen in den Ställen unter, und ich nahm die Weißen mit in die Kapelle. Heute Nacht iſt dieſes ihre Schlafſtätte; iſt es nicht billig, daß die Obdachloſen in dem Hauſe Gottes Schutz finden?

'Angeworbene alſo ſind es, welche die Nacht dort zubringen, ſprach Marie für ſich, ihre Miene wurde ruhiger und das Herz pochte langſamer; alſo nichts als eine Viſion, ach, daß ſein Bild mir immer und immer vorſchwebt!'

Mein Vater, hub ſie nach einer Pauſe an, ich bedarf Ihres Raths, Sie leiteten und richteten mich in den ſchwierigſten Momenten meines Lebens auf, ſtehen Sie mir auch jetzt bei und helfen Sie mir dieſe Prüfung überſtehen. Was ich befürchtete, mein Vater, hat ſich ereignet. Sie erzählte ihre Begegnung mit Loinvillier, ſeinen Heirathsantrag, und wie ſie entſchloſſen ſei, am nächſten Tage ablehnend zu antworten. Ich bin überzeugt, fuhr ſie fort, er redete die Wahrheit; aber mein Gewiſſen legt es mir nirgend wie die Pflicht auf, dieſem fürchterlichen letzten Willen nachzukommen. Er, der im Himmel iſt und den Grund meiner Seele ſieht, kann mich darum nicht verurtheilen.

Meine Tochter, antwortete mit ernſtem Tone der Geiſtliche, es iſt dieß keine Gewiſſensſache, vor Gott ſind Sie frei, aber der Graf von Loinvillier wird Ihren Willen durch die Macht des Stärkeren bezwingen. Er weiß wohl, was Sie zu dieſer Verbindung nöthigen wird. Sie wiſſen nicht Alles, was hier vorgeht, und in welcher Gefahr Sie ſchweben. Es hat ſich in der Colonie eine Parthei gegen Sie gebildet, zwar aus unbedeutenden Leuten beſtehend, welche aber überall die Mehrzahl und die ſtörrigſten ſind. Was nützt es, daß die Anführer Ihnen ergeben, wenn die

Truppen hinwieder bereit sind, sich gegen Sie aufzulehnen. Alle diese Widerspenstigen fürchten den Grafen von Loinvillier und diejenigen, die sie seine spanische Garde nennen. Auch flößte ihnen der Baron Loinvillier von Poincy, Gouverneur zu Saint-Christoph, Achtung ein, der im Falle der Noth seinem Neffen ein oder zwei Schiffe voll kriegerisch Bewaffneter schickt, um sie zum Gehorsam zu bringen. Das ist's, was sie bis jetzt abhielt, einen Aufruhr zu wagen, man erinnert sich noch, auf welche Weise Sie der Graf an den Rothhäuten rächte, und ist überzeugt, daß er den Christen nicht mehr hingehen ließe, als den Heiden. Von dem Tage aber, wo er aufhörte, Ihr Generallieutenant zu sein und sich aus ihren Diensten zurückzöge, Madame, würde man Ihre Autorität nicht länger anerkennen, sie offen bekämpfen, und möglich sogar, daß man Sie nöthigt, ihr zu entsagen.

Niemals, mein Vater, niemals, unterbrach sie ihn rasch; keine menschliche Macht wäre im Stande, mich zu zwingen, das Recht meines Sohnes aufzugeben. Ich werde mich nicht von der Stelle entfernen, so lange der König die Macht, deren Sorgen mich tödten, in meinen Händen läßt.

Madame, bemerkte der Arzt, Sie haben vorhin eine Hoffnung ausgesprochen. Wenn Sie Herrn von Loinvillier Jemand entgegenstellen könnten, der ebenso fest, muthig und klug, wie er Ihnen zur Seite stünde, das wäre das einzige Mittel, seinen Einfluß zu entkräften.

Ja, wenn Maubray käme! seufzte Marie mit einem Tone, in dem Entmuthigung, Schmerz und zugleich glühende Ungeduld lag; aber er kommt nicht!

Augenscheinlich wußte der Geistliche, welche Angst und unsichere Hoffnung die Seele Marien's in sich verschloß, denn er erwiederte kopfschüttelnd: Jetzt ist keine Hoffnung mehr: sechs Monate sind's, daß er, um hierher zu kommen, San Domingo auf einem Schiffe verließ, von dem man nichts mehr gehört hat. Wir können zu Gott nur für die Ruhe seiner Seele beten.

Frau von Enambuc sbrach zusammen; diese Worte machten den Eindruck einer fürchterlichen Gewißheit auf sie. Ja, sprach sie, den Kopf senkend, als ob sie sich in den Willen Gottes ergebe, alles ist vorbei!

Der Mönch versuchte jetzt nochmals das Gefährliche ihrer Lage und die Vortheile einer Vermählung mit dem Grafen Leinvillier darzustellen. Der Arzt vereinigte sich mit dem Beichtvater, und Beide, von gleicher Besorgniß ergriffen, gaben ihr einen und denselben Rath. Lange widerstand die unglückliche Frau; endlich geängstigt und theilweise überzeugt versprach sie, den Grafen nicht durch gänzliche Abweisung sich zu entfremden, ja ihm sogar Hoffnung zu lassen. Ihre Rathgeber verließen sie erst spät in der Nacht.

Gelobt sei Gott, sagte der Geistliche zum Arzte, als sie allein waren, daß er uns Worte eingab, die Generalin zu überzeugen. Der Entschluß, den sie gefaßt, erhält ihrem Sohn sein Erbe und sichert der Colonie den Frieden.

Ja, mein Vater, erwiederte dieser, aber er kann ihr das Leben kosten. —

Gegen Morgen ließ der Sturm nach, die angehäuften Wolken zertheilten sich und ließen den herrlichen Aufgang der Sonne sehen. Der Himmel zeigte wieder sein helles

Blau und kein Hauch bewegte die Luft; aber das grollende Meer wälzte noch immer ſeine Waſſerberge gegen den Strand. Die Anpflanzungen der Einwohner hatten wenig Schaden genommen; die Zuckerrohrfelder ſtanden im vollen Grün, die Büſchel der Bananen ragten noch immer mit ihren langen waſſergrünen Blättern über die Strohdächer der Negerhütten, nur die Küſte hatte das Waſſer mit Trümmern bedeckt.

Kaum war der Tag angebrochen, als eine allgemeine Bewegung den Abzug derjenigen anzeigte, welche dieſe Nacht in dem Fort Unterkunft gefunden. Frau von Enambuc war vor Müdigkeit eingeſchlummert, dennoch hörte ſie die Tritte und Stimmen der Abziehenden.

Valika, rief ſie, ſich erhebend, höre, die Neger und Angeworbenen gehen ſo eben hinweg; ich will dieſen armen Leuten ein Almoſen geben, reiche mir meine Börſe.

Valika brachte ein kleines Säckchen von ſchwarzem Sammet, in welchem ſich einige Hand voll Thaler befanden.

Gib ihnen Alles, ſie ſollen es unter ſich theilen, ich will das Geld der Armen nicht zählen.

Valika öffnete das Fenſter, ſteckte ihren dunklen Kopf hindurch und rief: Hier etwas von Madame für die Angeworbenen und die Sclaven: gleiches Theil für Jeden.

Sie ſchloß das Fenſter wieder, ohne auf die zu achten, welche das reichliche Almoſen aufhoben.

Es lebe die kleine Königin! riefen Stimmen im Hofe, dann vernahm man das Knallen von Peitſchenhieben, und bald darauf war Alles wieder in ſeiner gewöhnlichen Ruhe und Ordnung.

Zur beſtimmten Stunde erhob ſich die Generalin, um zur Morgenmeſſe zu gehen. Der Sitte gemäß begleitete ſie

der größte Theil ihres Hauses. Am Eingang der Kapelle fand sie Herrn von Loinvillier, der sie schweigend begrüßte, ihr das Weihwasser reichte, und sie auf ihren Platz führte. Die Schloßkapelle war mit einer Einfachheit ausgestattet, welche an die ersten Zeiten des Christenthums mahnte. Hier sah man weder Bilder noch Schnitzwerke, noch Vergoldungen: aber Blumen und Laub, der schönste Schmuck der Erde, wurden alle Tage reichlich zu ihrer Zier verwendet. Orangenäste und grünende Palmen schmückten den Altar, vor welchem rechts der Betstuhl Marien's stand. Das lange, mit einem weiten weißen Musslin-Vorhang bedeckte Fenster ließ nur wenige Sonnenstrahlen ein, deren Schein auf den weißen Wänden ein ruhiges und angenehmes Licht verbreitete. Die einfache Kirche stimmte so recht zu Gebet und Andacht. Durch einen geräumigen Hof von den übrigen Gebäuden getrennt, erhob sie sich einsam auf dem Walle und blickte ernst in das Meer hinaus, dessen ewiges Gebrause unter ihrer Wölbung wiedertönte.

Frau von Guambue kniete mit gesenkter Stirne in ihrem Betstuhl. Der Graf von Loinvillier stand hinter ihr und betrachtete sie mit neidischer Seligkeit. Sie verbarg ihr Gesicht in ihr Gebetbuch; er konnte nichts als ihren feinen weißen Hals und ihr langes Haar sehen, dessen goldene Locken aus einem schwarzseidenen Netze hervorquollen. Aber er errieth die Thränen, welche sie vergoß, und sein Herz bebte vor grausamer Freude, denn daran erkannte er, daß sie sich ergeben und sich selbst beweine. Seine unbeugsame Liebe, seine unversöhnliche Eifersucht triumphirte, und er gedachte ohne Reue des eigenthüm-

lichen Zwanges, der ihm diese Frau überlieferte, deren Herz für ihn verschlossen, vielleicht einem Andern angehörte.

Marie hatte sich wirklich ergeben, denn die geheime letzte Hoffnung, welche sie bis jetzt gestützt, war verschwunden. Gestern noch hoffte sie und fühlte einen Schimmer von Vertrauen und Muth ihre Brust erhellen; heute war alles erloschen. Sie beweinte den Tod Maubray's; schaudernd horchte sie dem Gebrause des Meeres, dessen furchtbare Abgründe ihn ohne Zweifel verschlungen. Der Geistliche stand am Altare, und alle Anwesenden folgten in stiller Andacht der Messe.

Marie kniete während des ganzen Gottesdienstes, beim letzten Evangelium erhob sie sich, als zufällig ihre Blicke auf die weiße Wand fielen, auf der einige frisch mit Kohle geschriebene Worte zu sehen waren. Die Buchstaben bildeten ein fast unleserliches Wort; aber Marie errieth es, denn das Gebetbuch entfiel ihren Händen, und zitternd, ergriffen, das Herz von Staunen, Zweifel und Schrecken erfüllt, sank sie wieder auf die Kniee, denn es war der Name Maubray, welchen sie auf der Mauer gelesen. Ihre Augen blieben starr auf den ungleichen, wie mit unsicherer Hand im Dunkel geschriebenen Buchstaben haften. Wie kam dieser ihrer ganzen Umgebung unbekannte Name hierher? Wer hatte ihn hier und in einem solchen Moment vor ihr Auge gebracht? War dieß eine Mahnung oder ein Vorwurf? Ihr Geist verlor sich in Muthmaßungen. Sofort bemächtigte sich ihrer der Gedanke, nur einer der Angeworbenen könne diesen Namen, der sie mit Verwirrung, mit neu auftauchender Hoffnung und tödtlichem Bangen erfüllte, niedergeschrieben haben. Aber warum dieses Geheimniß?

Wenn das Loos Maubray's von einem dieſer Unglücklichen gekannt war, warum wurde ſie nicht benachrichtigt? Warum hatte man nicht verſucht, bis zu ihr zu dringen, um ſie in Kenntniß zu ſetzen?

Während Marie regungslos und in Gedanken verloren auf den Knieen lag, mit dem Blick die Mauer anſtarrend, ſah Leinvillier, der ſie beobachtete, bleich und unruhig nach derſelben Stelle und Staunen und Zorn erfaßte ihn, denn auch er gewahrte den Namen. Einige Augenblicke ſpäter ging er fort; der Gottesdienſt war beendet. Die Generalin blieb noch eine Viertelſtunde in der Kapelle, um ſich zu faſſen und auf Mittel zu ſinnen, die Wahrheit zu ergründen, durch welchen unbegreiflichen Zufall dieſer ihr immer im Gedächtniß ſchwebende Namen ihr hier vor Augen gekommen ſei. Als ſie ſich mit ihrem Gefolge zurückzog, fand ſie Herrn von Leinvillier vor der Thüre, von einigen Leuten umgeben, zu denen er im barſchen gebietenden Tone ſprach, der Alles zittern machte.

Ricio, ſagte er, zu einem rieſenhaften Aſturier gewendet, den ſeine Kameraden den heiligen Chriſtoph nannten, gehe ſogleich zu allen Einwohnern, deren Angeworbene die heutige Nacht in der Kapelle zugebracht; ſage ihnen in meinem Namen, daß ich ihnen befehle, alle dieſe Kerle herzuſchicken. Ich muß wiſſen, wer es wagte, ſeinen Heidennamen an die Wände dieſes geheiligten Orts zu kritzeln. So wahr ich ein Chriſt bin, er ſoll mir dafür ordentlich büßen.

Mein Herr, bedeutete Frau von Guambue vortretend, ich will dieſe Unglücklichen ſelbſt verhören.

Man wird ſie vor Ihr Angeſicht bringen antwortete gelaſſen der Graf; hat Madame mir ſonſt noch Befehle zu ertheilen?

Ueber ein Kleines, folgen Sie mir, Herr Graf; sagte sie mißtrauisch; denn sie fürchtete, Leinvillier möchte die Angeworbenen vor ihr befragen.

Er bot ihr den Arm, und geleitete sie, ohne die geringste Verlegenheit kund zu geben, in ihre Gemächer; aber seine Blicke wendeten sich zu öfteren Malen nach dem Thore, und zwei- oder dreimal trat er an das Fenster, welches nach dem großen Hofe ging. Indessen saß Frau von Grambuc blaß, niedergedrückt und den Kopf in die Hände gestützt im Audienzsaal; in fürchterlicher Besorgniß wartete sie der Aufklärung, die sie nun ohne Zweifel über das Loos Maubray's erhalten sollte. Ihre Zerstreuung war so groß, daß sie selbst die Gegenwart des Grafen vergaß, der finster und mit unruhigem Schritt und ohne ein Wort zu reden den Saal langsam durchmaß.

Nach Verlauf einer Stunde kamen die Angeworbenen, von Ricie geführt. Beim Eintritt in den Saal wechselte der Asturier einen raschen und bedeutungsvollen Blick mit seinem Herrn. Nach diesem Zeichen umspielte ein leichtes Lächeln die Lippen des Grafen, das Blut kehrte in seine Wangen zurück, er schien wieder freier zu athmen, und sein forschender Blick ruhte mit heimlicher Freude auf Marien. Die Angeworbenen standen zitternd und verlegen an der Thüre; die armen, abgezehrten, von der Sonne verbrannten Leute waren kaum bekleidet. Ihr Anblick war trauriger und elender als der der Neger, denn ein tieferes moralisches Leiden, als das der Sclaven, war auf ihren Zügen zu lesen. Die Generalin warf einen raschen verlegenen Blick auf sie; alle diese Gesichter waren ihr fremd. Dann kam sie schnell von dem Anflug von Zweifel und Hoffnung

zurück, der ihr Herz heftiger pochen gemacht, und sie sagte leise vor sich hin: Welch ein thörigter Gedanke auch! — es war unmöglich!

Tretet Alle näher, befahl der Graf barsch.

Die Angeworbenen traten schüchtern und zitternd vor. Ihre Blicke wandten sich mit flehendem und ängstlichem Ausdruck gegen Frau von Guambue. Sie waren voll Furcht, denn sie wußten nicht, wessen sie beschuldigt, und kannten die Züchtigungen, womit die leichtesten Fehler bestraft wurden. Das erste Wort der kleinen Königin jedoch beruhigte sie.

Meine Freunde, sagte sie mit sanfter Stimme, einer von euch hat gegen Gott gesündigt, indem er einen ungeweihten Namen an eine heilige Stätte schrieb. Ich habe euch kommen lassen, damit ihr mir saget, wer der Schuldige ist. Ich verspreche ihm im Voraus meine Verzeihung, er wird keine andere Strafe erleiden, als die durch den ehrwürdigen Vater ihm auferlegte Buße. Laßt sehen, gebe sich derjenige, der gefehlt hat, selbst an, um mir einen Beweis seiner Reue zu geben.

Die Leute sahen sich unter einander mit Verwunderung an; Niemand antwortete.

Wie? nahm Frau von Guambue weiter mit Milde das Wort. Ihr schweigt? ich habe euch doch gänzliche Verzeihung versprochen. Geschwind, der Schuldige bekenne selbst.

Alle beharrten in Stillschweigen und entschuldigten sich mit verneinenden Geberden. Endlich trat Einer vor, und, sich auf die Knie vor Frau von Guambue werfend, sagte er mit unterwürfiger und bekümmerter Miene:

Verzeihung, Madame, aber es ist fürwahr ganz unmöglich, daß einer von uns diesen Fehler begangen haben soll, denn keiner von uns kann seinen Namen lesen, viel weniger ihn schreiben.

Niemand von euch hat also den Namen Maubray an die Wand der Kapelle geschrieben? unterbrach ihn Frau von Guambuc mit bewegter Stimme.

Niemand, bei meiner Taufe und meinem ewigen Heil!

Bei dieser einfachen und bestimmten Erklärung ließ Marie muthlos den Kopf sinken und winkte den Leuten, sich zu entfernen. Im Augenblick, wo sie hinausgingen, besann sich derjenige, der das Wort geführt hatte, und sagte zu einem seiner Kameraden: Verzeih mir's Gott! ich habe vielleicht, ohne es zu wollen, die kleine Königin hintergangen. Es war diese Nacht Einer unter uns, für den wir nicht einstehen können; es war ein großer Matrose, den der Capitain Baillardet von St. Christoph mitgebracht hat, ein Duckmäuser, der den Mund nicht aufthat. Bei Anbruch des Tags ging er in dem großen Hofe spazieren, als wäre das schönste Wetter von der Welt gewesen.

Vorwärts! rief Ricio, indem er den Sprechenden mit dem Stiel seiner Pike stieß, vorwärts! oder bei Gott! ich lasse dich die Klinge einen Zoll tief unter der Haut fühlen.

Loinvillier war bei Frau von Guambuc geblieben; sie sann einen Augenblick nach, dann sagte sie mit dem zähen Eigensinn einer vereitelten Hoffnung und mit verlegener Beharrlichkeit: Die Kapelle war vom frühen Morgen an geöffnet; ohne Zweifel ist irgend ein Fremder hineingetreten und hat diesen Namen geschrieben; wir werden ihn entdecken, ich werde doch endlich die Wahrheit erfahren.

Es gibt unerklärbare Zufälle, erwiederte der Graf kalt.

Marie schüttelte den Kopf und antwortete nicht.

Wahrlich, Madame, bemerkte Leinwillier weiter, ein so unbedeutender Vorfall sollte Sie nicht so nachdenklich machen. Was kümmert Sie dieser Name? Es ist vielleicht der eines armen Teufels, der ihn an die Mauer der Kapelle wohl in Art eines Gelübdes geschrieben hat. Da Sie ihn nicht bestrafen lassen wollen, so däucht es mir unnütz, seiner Entdeckung nachzuforschen.

Marie sah den Grafen mit Unruhe an, es schien ihr, als läge eine grausame Ironie in seinen Worten und besonders in seinen Gesichtszügen, aber er setzte alsbald mit einem ruhigen unbefangenen Ton, der sie besänftigte, hinzu:

Hierin jedoch, wie in allen Dingen, wird man Madame Gehorsam leisten; wenn Sie wollen, so sollen alle Leute hier erscheinen, die fähig sind, ihren Namen zu schreiben. Die Anzahl wird nicht sehr beträchtlich sein, denn Ihre Unterthanen sind im Allgemeinen nicht sonderlich gelehrt.

Sie können noch scherzen, Herr Graf! unterbrach sie ihn mit verletztem Stolz.

Gott behüte mich davor, Madame, antwortete er mit ernsterem Ton, meine Seele ist eben so sehr mit Gedanken erfüllt, wie die Ihre, aber an höhere Angelegenheiten. In Beziehung auf unsere gestrige Unterredung, haben Sie vielleicht jetzt eine Antwort für mich?

Mein Herr Graf, sagte Marie, indem sie die Hand an ihre brennende Stirne legte, ich habe die ganze Nacht daran gedacht, ich habe zu Gott gebetet, und dennoch vermag ich Ihnen noch nichts zu sagen. Ich bedarf noch etwas Zeit.

Ich werde warten, Madame, ſagte Loinvillier mit einer Miene voll Vertrauen und Ruhe.

Bei dieſen Worten verbeugte er ſich und ging. Frau von Enambuc verbrachte übrigens den Reſt des Tags in der peinlichſten Unſchlüſſigkeit: alle Nachforſchungen, die ſie anbefahl, führten zu nichts, und ſie dachte endlich wie Loinvillier, daß es unerklärliche Zufälle gibt. Denſelben Abend verbreitete ſich die Nachricht, daß ein Angeworbener in der Pflanzung du Preheur ſeinem Herrn zwei Meſſerſtiche verſetzt habe. Der Graf theilte die Kunde der Generalin mit.

Dieſen Morgen, ſagte er, iſt ein braver Seemann, Namens Baillardet, von einem dieſer Menſchen, einem Angeworbenen, den er aus St. Chriſtoph mitgebracht, verwundet worden; ein Verbrechen, das nicht ungeſtraft bleiben kann: man muß ein Exempel geben.

Ein Todesurtheil! unterbrach ihn Marie erſchrocken, es wäre das erſte, ſeit ich hier befehle . . . .

Es muß Gerechtigkeit geübt werden: wer tödtet, muß wieder getödtet werden.

Dieſer Unglückliche hat das Verbrechen aber nicht vollbracht; Sie ſprechen von Wunden . . . .

Ja; aber es betrifft einen Angeworbenen, welcher die Hand gegen ſeinen Herrn erhoben hat. Hätte er ihn auch nur berührt, ſo wäre dieß hinreichend, daß er gehangen werde. Ein Exempel iſt zur Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe der Colonie und unſerer eigenen Sicherheit wegen nöthig. Die Sclaven und die Angeworbenen zittern vor [illegible]n Weißen, denen ſie angehören; aber ihrer ſind zu [illegible]Einen. Was würde aus uns werden, Ma-

dame, wenn ſie nicht mehr durch Furcht vor Strafen im Zaum gehalten würden?

Ja, ich weiß, daß dem Schuldigen weder Barmherzigkeit noch Verzeihung werden darf, antwortete Frau von Enambuc mit trauriger Ueberzeugung; aber ich will meinen Namen nicht unter ſein Todesurtheil ſetzen: Sie, mein Herr, mögen es als mein Generallieutenant vollziehen. Morgen reiſe ich nach Vauclain ab. Gerechtigkeit muß geübt werden! Ich werde zurückkommen, wenn Alles vorbei iſt.

In jener Zeit war das Innere der Inſel nur durch einige Pflanzer bevölkert, deren Wohnungen eine von der andern durch undurchdringliche Waldungen und tiefe Thäler getrennt, ſeltene Stationen inmitten dieſes öden Landes bildeten. Je mehr man ſich von der weſtlichen Küſte entfernte, nahmen dieſe einſamen Gegenden einen rauheren Anſtrich an; man fand keine Spur eines Menſchen, kein Zeichen menſchlicher Arbeit; es war die unfruchtbare und herrliche Pracht der Wüſten in ihrer ganzen wilden Schönheit.

Frau von Enambuc reiſte mit einem zahlreichen Gefolge nach der Landſpitze von Vauclain ab. Sie ruhete in einer Sänfte, von zwölf kräftigen Negern getragen, welche von Stunde zu Stunde ſich ablöſten. Doctor Janſen und der ehrwürdige Vater ritten ihr zur Seite auf friedfertigen Maulthieren; Dienerinnen folgten zu Pferde, und nach dieſen ſchwarzen Amazonen einige dreißig Sclaven zu Fuß, welche das Gepäck trugen. Eine Abtheilung Garden begleitete die Karawane, die Muskete im Arm, und zwei Führer gingen voraus. In der mit Vorhängen geſchmück-

ten Zanie maleriſch lieaend, ihr ſchönes Kind auf dem Schooße, alnd Marie wahrhaft einer jener ſeraleſen Herrſcherinnen, welche das indiſche Volk in Staub gebückt von weitem vorüber ziehen ſieht. Sie war traurig, ſchmachtend und ſchön wie die gefangenen Sclavinnen der Sultane. Die herbeieilenden Schwarzen riefen auf ihrem Wege: „Es lebe die kleine Königin!“ Allenthalben ſtanden die Milizen der Bezirke unter den Waffen. Die Pflanzer, durch deren Bemühungen ſie zog, kamen herbei, ſie zu begrüßen und ihr Geſchenke darzubringen. Aber ſchon am zweiten Tage ihrer Reiſe befand ſie ſich in den Gründen, die vor Zeiten von Negerbanden verheert und vielleicht noch nie von einem Weißen betreten waren. Die Karawane rückte in dieſen ungeheuren Ebenen, und in dieſen Wäldern, durch die kein anderer Weg als das ausgetrocknete Bett eines Waldſtroms führte, nur langſam vor. Des Nachts mußte man eine Art Laubhütte errichten, und Marie ſchlief mit ihrem Sohne unter dem Blätterdach des Blumenrohrs, das von vier Pfählen getragen war. So wie es der Tester vorausgeſagt hatte, belebte ſie die Bewegung der Reiſe, und in dem Anblick dieſer ruhigen und ladenden Natur erholte ſich ihre Seele. Der dumpfe Schmerz, die tiefe Niedergeſchlagenheit, worin ſie verſunken, verwandelten ſich in eine ruhige Melancholie. Sie vergaß die Sorgen der Gegenwart, und die Unruhen der Zukunft: ein unbeſtimmtes Hoffen durchſtrömte ſie, und ſie fühlte ſich einen Augenblick neu aufleben.

Die ſinkende Sonne warf ihren letzten Schimmer hinter dem Gebirge, als die Karawane auf den Höhen anlam, welche die Spitze von Vauclain beherrſchen. Keine Worte vermögen die Reize der Landſchaft zu beſchreiben,

welche ſich nun den Blicken der Generalin darboten. In der ſanften Dämmerung, welche Erde und Himmel umſchleierte, ſah ſie zu ihren Füßen Ebenen, deren friſches Grün ihr die ſchönen Gefilde von Frankreich zurückrief, dort die großen grünen Laubbogen eines herrlichen Palmenwaldes und drüben den unermeßlichen Ocean, der an Felsriffen ſeine dunklen ſchaumgekräuſelten Wogen brach. Köſtliche Wohlgerüche ſtiegen aus dem fruchtbaren Boden empor und eine reine friſche Luft bewegte das dichte Gezweige, worin die Vögel noch ihr letztes Abendgezwitſcher hielten.

Wir ſind hier im gelobten Lande' rief der ehrwürdige Vater in bibliſcher Emphaſe, wir ſind hier im Thale Hebron!

Es fehlen nur die Heerden und die Patriarchen, meinte der Doctor, denn die Neger, die da unten arbeiten, gleichen wenig einem Hirtenvolke. Einige fünfzig Sclaven nämlich gruben gebückt inmitten eines Zuckerrohrfeldes die Erde nach dem Commando ihres Aufſehers im Tact um, und erinnerten an nichts ſo wenig als an Jacob's friedliche Schäfer. Am Saume des Erdſtrichs, den ſie bebauten, erhob ſich ein großes Haus mit Blättern der Fächerpalme gedeckt und von Orangenzweigen beſchattet. Das war die neue Wohnung, aufgeführt auf dem Platze, wo noch kürzlich die Erdhütten der Rothhäute geſtanden.

Eine Art Dorf fing an ſich in der Umgegend zu bilden, und eine kleine Kirche wurde erbaut. Die Generalin wurde von dem Vogte feierlich empfangen und in ſeine Behauſung eingeführt; es gab einen Augenblick des Tumults und der Verwirrung; die Arbeiten hörten auf, und Jedermann lief herbei, um die kleine Königin zu ſehen. Die armen Schwarzen drängten ſich an der Thüre ſcheu und

furchtsam und schlugen mit Freudengeschrei in die Hände. Diese Beweise der Liebe rührten Marien bis tief in die Seele: zum erstenmale seit langer Zeit überkam sie ein Gefühl der Freude, das Schicksal dieser Unglücklichen hing von ihr allein ab, sie konnte es erleichtern. Sofort gab sie Befehle dieses Inhaltes, welche durch den Vogt veröffentlicht, die Sclaven in Jubel versetzten. Zwei Stunden später befand sich Marie in der Gallerie, welche ihr als Schlafzimmer dienen sollte. Ihre Dienerinnen hatten sich zurückgezogen: Palida allein wachte am Fenster stehend. Der Mond ging heiter und klar über den Savannen auf; der Wind zitterte im Laub der Palmen, von ferne ließ sich zuweilen der dumpfe Ton des Tamtam vernehmen: die Sclaven tanzten beim Mondenscheine im Ufersande.

Palida, fragte die Gebieterin, sich langsam von ihrer Hängematte erhebend, was betrachtest du so aufmerksam?

Den Baum, worunter das Laubzelt meiner Mutter stand, antwortete die Sclavin. Wir sind an demselben Ort, wo einst die Rothhäute ihre Hütten hatten.

Du erinnerst dich dessen? Du erkennst diese Gegend?

Ich bin hier geboren und habe hier meine Mutter sterben sehen, antwortete Palida mit bewegter Stimme.

Armes Mädchen! seufzte Marie.

Die Sclavin legte sich zu den Füßen ihrer Herrin nieder.

Du weinst, Palida? sprach die Generalin sanft; und doch sagtest du mir, daß die Frauen bei den Rothhäuten Sclavinnen sind, und daß, wenn du frei wärest, du nicht wieder zu den Deinigen zurückkehren würdest.

Nie, nie könnte ich leben wie sie, sagte sie lebhaft; aber ich bedaure sie! O wenn ich an jene entsetzliche Metzelei

denke, — hier war es .... die Frauen, die Kinder, die Greise, alle wurden getödtet .... keine Spur mehr von ihren Hütten; das Feuer hat Alles verzehrt ... Ach Herrin, es gibt unerbittliche Menschen unter den Weißen wie unter den Rothhäuten, unter den Christen wie unter den Götzenanbetern.

Der Graf von Leinvillier! sprach leise Frau von Gnambuc; o Palida, wie fürchte ich diesen Mann!

Sie betete; dann sagte sie mit einem Anflug von Vertrauen und Muth: Mein Herz ist ruhiger, ich befinde mich hier wohl. Palida, ich glaube, daß ich zum erstenmal seit langer Zeit ruhig schlafen werde, und möge Gott mir für morgen einiges Glück vorbehalten. Bei diesen Worten legte sie einen ihrer Arme unter ihr müdes Haupt und schloß die Augen. Palida gab der Hängematte einen leisen Stoß und wiegte sanft ihre Herrin ein, welche bald in einen ruhigen Schlummer versiel. Gegen Morgen wurde Frau von Gnambuc durch ein heftiges Gebell der Hunde geweckt.

Was ist das, Palida? Was gibt vor? sagte sie, indem sie sich erschrocken aufrichtete.

Ich sehe nichts, Herrin, antwortete diese, als einen armen Schwarzen, der da unten aufgehalten wird; Heilige Mutter Gottes! man sollte meinen, die Hunde wollen ihn zerreißen; gewiß gehört er nicht zu dieser Pflanzung.

Vielleicht ein flüchtiger Neger, der um Gnade bittet; sie soll ihm werden, sagte die Generalin, indem sie wieder die Augen schloß. —

Denselben Tag machte Marie nach dem Frühstück einen Ausflug in der Sänfte. Der Doctor und der Geistliche begleiteten Sie, auch ein Theil ihrer Wache folgte.

Im Augenblick, wo ſie durch die Allee der Anſiedlung kam, trat plötzlich ein Neger hinter einer dichten Baumgruppe hervor, wo er ſich verborgen gehalten, und warf ſich vor der Sänfte nieder. Die Wache verſuchte ihn zurückzuſtoßen, aber er drang ueberall bis zu der kleinen Königin, und ſagte, indem er einen Beutel von ſchwarzem Sammet zu ihren Füßen legte: Herrin, ein armer Weißer ſchickt dir dieſes.

Palika hob den Beutel auf und übergab ihn der Gebieterin, die ihn mit einer Geberde der Verwunderung aufnahm.

Was ſoll dieſes Geſchenk? ſagte ſie. Dieß iſt ja der Beutel, den ich jüngſt den Angeworbenen mit einem Almoſen reichen ließ.

Bei dieſen Worten öffnete ſie ihn. Innen befand ſich ein Thaler, deſſen Gepräge abgeſchliffen und durch ſcharf eingeritzte Buchſtaben erſetzt war. Kaum hatte Marie dieſe erblickt, als ſie mit einem dumpfen Schrei in die Höhe fuhr: ſie las zum zweitenmal den Namen Maubray.

Wer hat dir dieß gegeben? fragte ſie den Neger, der vor ihr kniete.

Ein armer weißer Angeworbener, welcher gehangen werden ſoll, weil er die Hand gegen ſeinen Herrn erhoben.

Ein Angeworbener? ein Angeworbener des Kapitain Paillarden? rief ſie.

Ja derſelbe; er wurde in der Anſiedlung du Prcheur gefangen genommen, nachdem er den böſen Streich vollführt.

Du warſt dabei? du haſt Alles geſehen? du kennſt Maubray? unterbrach ſie ihn mit kaum hörbarer Stimme.

Ich kenne ihn, es iſt ein guter kleiner Weißer. Wir haben zuſammen gerudert. Wie er gefangen wurde, folgte

ich ihm. Als er nach St. Pierre kam, verlangte er die kleine Königin zu ſprechen, und da man ihm ſagte, ſie ſei verreiſt, bat er mir dieſes gegeben, und ich habe verſprochen, es ihr zu überbringen.

Und ſeitdem ſind zwei Tage verſtrichen, ſchon zwei Tage! rief Marie mit einem tiefen Seufzer; darauf wandte ſie ſich zu ihrem erſtaunten Gefolge und ſagte kurz: Zu Pferde! Augenblicklich zu Pferde! Wir müſſen noch heute Abend in Fort-royal ſein. Dort will ich mich einſchiffen, und wenn der Wind günſtig iſt, treffe ich noch dieſe Nacht in St. Pierre ein. O mein Gott! gib, daß ich noch zur rechten Zeit ankomme!

Madame, ſagte der erſchrockene Doctor, gedenken Sie ſo zu reiſen, krank und ſchwach wie Sie ſind, wollen Sie ſich tödten?

O Himmel, er, er ſoll ſterben, er iſt vielleicht ſchon todt! antwortete ſie weinend: wenn ich nur noch zeitig genug komme! . . . . Zu Pferde! Laſſet die Führer kommen; ſie ſollen mich den kürzeſten Weg geleiten; mich kümmert weder Anſtrengung noch Gefahr; gerne will ich Alles erdulden: aber ich muß dort ſein; ich muß, hören Sie? ſonſt iſt Maubray verloren!

Wir werden Sie nicht verlaſſen, Madame, ſagte der Mönch; auf der Stelle begleiten wir Sie.

Sie hatte bereits die Sänfte verlaſſen und beeilte mit ſchweigender Ungeduld die Vorbereitungen der Abreiſe. Der Doctor näherte ſich dem Pater und ſagte betroffen zu ihm: In dem Zuſtande, worin Madame ſich befindet, kann ſie nicht anders als zwiſchen ihrem Arzt und ihrem Beichtvater reiſen; ſie könnte unterwegs ſterben, mein Vater.

Es ſind nicht die Beſchwerden und Leiden des Körpers, welche ſie tödten würden, antwortete der Mönch, den Kopf ſchüttelnd.

Einige Augenblicke ſpäter ſaß Frau von Guambue zu Pferde; die gewaltſame Erſchütterung hatte ihre Kräfte erneuert; eine fieberhafte Erregung überzog ihre Wangen mit einer leichten Röthe, und gab ihrem Blicke Glanz und Leben.

Vorwärts! rief ſie, auf einmal wieder ſtark und muthig geworden, vorwärts, ich muß mit Gottes Hülfe die Nacht noch in St. Pierre ſein. Vorwärts im Galopp und immer den kürzeſten Weg! Sie jagte fort, nur gefolgt vom Doctor, dem Geiſtlichen und Palika. Zwei Führer liefen voran. Der Zug ging durch Wälder und an Abgründen vorbei; ohne von der geraden Richtung abzuweichen, welche vom Fuße des Berges Vauclain nach der Bucht des Fort-royal führt. Frau von Guambue erhob die Hände zum Himmel, als ſie das Meer erblickte: der Wind war günſtig, und in drei Stunden konnte man St. Pierre erreichen.

Es war ungefähr ſechs Uhr Abends und eine ſtarke Briſe wehte von Südoſt. Die Generalin, im Hintergrunde der Barke ſitzend und die Hand an der Stirne, berechnete mit banger Angſt, wie viel Zeit wohl erforderlich geweſen, um Maubrav zu verurtheilen. Die gerichtlichen Förmlichkeiten dauerten nicht lange, ein Criminal-Proceß konnte in vier und zwanzig Stunden beendigt ſein; aber wenn der Ausſpruch geſchehen, war es Brauch, dem Verurtheilten noch die letzte Nacht zu laſſen, auf daß er ſich mit dem Heil ſeiner Seele beſchäftige: — ſie konnte alſo noch zur rechten Zeit eintreffen. Die Barke flog, den Wind hinter ſich, lange

Waſſerfurchen zurücklaſſend. Bald ging der Mond auf und goß über den Horizont ſein blaſſes Licht aus. Eine milde Helle verdrängte die dunkle Dämmerung, welche die Natur einen Augenblick umhüllt hatte. Die Krümmungen des Ufers zeichneten ſich in ſcharfen Abriſſen auf dem tiefen Blau des Meeres; alle Einzelpunkte der Landſchaft wurden ſichtbar, aber in matterer Färbung, ähnlich den Malereien Grau in Grau. Nur das Geräuſch des Windes, der in das Segel ſchlug, war zu hören und dazwiſchen je zuweilen das Knarren des Steuerruders. Doctor Janſen und der Geiſtliche ſprachen leiſe miteinander. Die Generalin ſaß, die Arme gekreuzt und den Kopf geſenkt, unbeweglich in der Barke. Nach Verlauf von ungefähr drei Stunden zeigten ſich in der Entfernung einige Lichter; die Rhede von St. Pierre war erreicht. Der Mond verbreitete jetzt ein ſo lebhaftes Licht, daß die Gegenſtände längs der Küſte leicht zu unterſcheiden waren. Bei der Einfahrt in die Bucht erkannte Marie den Ort, den man den Felſenkopf nannte; faſt ohnmächtig wandte ſie ſich ab, drückte den Arm der Sclavin, welche zu ihren Füßen ſaß, und ſagte mit brechender Stimme: Palida, ſiehe hin, was ſiehſt du am Ufer über dem Felſenkopf?

Jeſus! ſchrie das junge Mädchen auf, ich ſehe den Galgen.

Frau von Enambuc machte eine heftige Bewegung und verſuchte hinzublicken; aber ihr getrübtes Auge unterſchied nichts, da fiel ſie auf die Kniee und ſprach verzweifelnd: Siehe noch einmal hin, was erblickſt du daran? einen Menſchen? . . .

Nein, nichts als die ausgeſtreckten Arme des Galgens, antwortete Palida.

Ach! er lebt! er lebt, habe Dank, o mein Gott! rief die Generalin. Dann lehnte ſie ſich auf die Schulter Valida's, ſtieß einen tiefen Seufzer aus und wurde ohnmächtig.

Wenige Augenblicke ſpäter ankerte die Barke vor dem Fort St. Pierre. Es war ungefähr 10 Uhr Abends. Frau von Enambuc, kaum aus ihrer Ohnmacht erwacht, trat ans Land, ſie faßte den Arm ihrer Sclavin und ſprach mit Entſchloſſenheit, die Augen gegen die Fenſter des Forts gerichtet: da eben erwartet man mich nicht: aber ich bin da!

Der Arzt und der Prieſter, unruhig über das, was ſich nun begeben würde, verſuchten ſie zurückzuhalten und ſie zu überreden, daß einer von ihnen ihre Zurückkunft anmelden müſſe.

Nein, nein, mein Vater, entgegnete ſie dem Geiſtlichen, ich muß vor Herrn von Loinvillier erſcheinen, ohne daß er vorher einen einzigen Augenblick zu Vorkehrungen finde. Sie wiſſen nicht Alles .... nein, Sie wiſſen nichts .... und mir ſelbſt iſt das Geheimniß dieſer ſchauderhaften Bosheit unbekannt ... aber ich ahne es jetzt, und werde bald Alles erfahren. Kommen Sie, kommen Sie, Gerechtigkeit muß ſein ... ich ſchwöre es bei dem Heil meiner Seele!

Bei dieſen Worten ging ſie allein und allen voran auf das Fort zu. Alles ſchlief ſchon, tiefe Stille herrſchte längs dem Ufer. Die Schildwache am Eingange des großen Thors rief: Wer da?

Madame und ihr Gefolge, antwortete der Mönch. Sie traten in den großen Hof: als ſie ihn durchſchritten,

bemerkte Frau von Enambuc Licht in der Kapelle, an deren Schwelle mehrere Männer ſtanden.

Gott, ſchrie ſie, dort iſt er! und zitternd, außer ſich, die Hände zum Himmel erhebend, ging ſie der Kapelle zu; aber die Männer, die an der Schwelle ſtanden, verweigerten ihr den Eintritt: Niemand hatte ſie erkannt, denn ihr Geſicht war unter der Kapuze ihres Mantels verſteckt.

Holla! mein Schätzchen, was ſuchſt du hier? rief der Aſturier Ricie; weißt du nicht, daß darin ein Menſch iſt, der mit Niemand anders mehr, als mit dem Prieſter und dem Henker zu ſchaffen hat? Niemand anders wird ihn dieſe Nacht, die letzte ſeines Lebens, ſehen; zurück alſo!

Die Generalin enthüllte ihr Antlitz und blickte den Spanier an, der wie verſteinert daſtand und ſich alsbald zurückzog. Der Verurtheilte befand ſich allein in der Kapelle und kniete neben Mariens Betſtuhl; ſeine Hände waren durch Feſſeln auseinander gehalten und ſeine Füße ſo eng zuſammengekettet, daß er weder einen Schritt thun noch die Arme zuſammenbringen konnte. Eine Sclaven-Jacke umhüllte ihn und ſein langes hellblondes Haar rollte über die grobe Bekleidung herab. Die Altarlampe beleuchtete ſein ganzes Geſicht, deſſen Züge ruhig und geſammelt erſchienen. Bei dem Geräuſche, welches Mariens Eintreten verurſachte, wandte er den Kopf nicht herum, und ſie konnte ſich ihm nähern, ohne daß er ſie geſehen. Als ſie in ſeiner Nähe war, betrachtete ſie ihn einen Augenblick unausſprechlich bewegt; mit tiefer mitleidiger Rührung und zugleich mit unendlicher Freude erkannte ſie nach und nach dieſe abgezehrten Züge, dieſes ſchöne Haar, dieſe edle Haltung des Kopfes, welche ſo viel Elend, Leiden und Schmach

nicht verändert hatten; dann kniete ſie in ihrem Betſtuhl nieder: Maubray! ſagte ſie leiſe zu ihm gewendet.

Der Ton dieſer Stimme durchzuckte ihn, ſeine Lippen erblaßten und er rief, indem er die Hände zu falten verſuchte: Marie, theure Marie! Gott im Himmel! iſt dieß keine Erſcheinung?

Ich bin es ſelbſt; antwortete ſie mit einer Stimme, welche das Uebermaß der Bewegung gebrochen hatte; ich bin es, Heinrich, ich komme, Sie zu retten. Gott ſei gedankt, daß er mich noch zu rechter Zeit kommen ließ! danken wir ihm dafür, Heinrich.

Sie ſammelte ſich und betete einen Augenblick mit zum Himmel erhobenen Augen, dann ſagte ſie, indem ſie Maubray die Hand reichte: Stehen Sie auf, Maubray, und kommen Sie mit mir.

Er richtete ſich mit Anſtrengung auf, ſo ſehr war er entkräftet und kraft zuſammengekettet; da unterſtützte ſie ihn, und mit thränenden Augen fügte ſie hinzu: Stützen Sie ſich auf mich, Heinrich . . . O! wie haben Sie gelitten, ach! und wie viel auch ich!

O Marie, Marie! ja Sie ſind es, ſagte er, indem er die Hand, die ihn ſtützte, gegen ſeine Bruſt drückte, aber bald der unerwarteten Wendung unterliegend blieb er ſtehen und warf auf Marien einen erlöſchenden Blick.

Heinrich! rief ſie, Heinrich, Sie werden blaß!

Es iſt nur eine vorübergehende Schwäche, antwortete er; vor wenig Augenblicken noch war ich ruhig im Angeſicht des Todes; mein Herz ſchlug nicht ſchneller, ich zitterte nicht . . . aber jetzt fühle ich mich ſchwach . . . Marie, dieſes unverhoffte große Glück überſteigt meine Kräfte, ich

unterliege ihm . . . Marie, ich bin ſchwach . . . jetzt fürchte ich den Tod, denn ich will leben . . . . Aber wiſſen Sie auch, daß ich verurtheilt bin, verurtheilt zu einem ſchimpflichen Tode, daß der Galgen bereits errichtet und daß nur dieſe Nacht noch mein iſt?

Ja, entgegnete ſie, aber ich bin hier!

Das Gefolge der Generalin war an der Schwelle der Kapelle ſtehen geblieben; jedermann wartete betroffen, was da werden ſolle; die Männer, die den Verurtheilten bewachten und die der ſpaniſchen Wache des Grafen angehörten, hatten ſich zu beiden Seiten der Thüre aufgeſtellt. Die Generalin ſchritt auf ſie zu mit ſtolzem gebieteriſchem Blick, vielleicht weil ſie Widerſtand gegen ihre Befehle vorausſah; mit der einen Hand hielt ſie die Kette, welche an das Halseiſen Maubray's befeſtigt war.

Entfernt euch, ſprach ſie zu den Spaniern, es iſt hier Niemand mehr zu bewachen.

Madame, entgegnete der Eine nach einiger Zögerung, wir ſind dem Grafen für den Gefangenen verantwortlich . . .

Ich nehme Alles auf mich, unterbrach ſie ihn, und ihr ſeid meinem Generallieutenant keine Rechenſchaft dafür ſchuldig; geht!

Sie gehorchten. Frau von Chambre befahl, dem Gefangenen die Ketten zu löſen, dann ſagte ſie zu ihm: Ihre Hand, mein Herr, begleiten Sie mich.

Er bot ihr ſeinen blutrünſtigen Arm dar, auf den ſie ſanft ihre mit einem ſeidenen Handſchuh bedeckte Hand legte, und ſiehe da: die kleine Königin ſchritt nun, von einem armen Angeworbenen geführt, dahin, welcher mit grobem Tuche nothdürftig bekleidet war, und deſſen nackte Füße

noch die Spuren der Eisenringe trugen, mit denen sie lange Zeit an den Block geschmiedet waren. Sie gingen durch den großen Hof; als sie den Bau betraten, erschien Herr von Leinvillier eben an der Treppe. Alcie hatte ihm bereits den Vorgang hinterbracht.

O mein gütiger Heiland! flüsterte der Priester leise dem Doctor zu, was wird das werden?

Man ging schweigend in den Audienzsaal. Die Generalin zeigte eine ruhige Haltung, feste Willenskraft leuchtete aus ihrem Blick, und der Graf befand sich kaum ihr gegenüber, als er auch schon inne wurde, daß sie nicht allein Maubray retten, sondern auch ihn zu rächen versuchen würde. Als sie eingetreten waren, setzte sie sich und wies auf die um den Tisch geschobenen Stühle, gleichsam um diejenigen, die ihr folgten, zum Sitzen einzuladen; aber Alles blieb stehen. Herr von Leinvillier näherte sich schweigend, seine Gesichtszüge, einen Augenblick verwirrt, waren wieder kalt und kühn. Nur einen Moment sah er den Gefangenen an, dann wandte er den Kopf ab, und schien die Erklärung des Geschehenen zu erwarten. Der Geistliche und der Arzt standen an der Seite der Generalin; Maubray stand unbeweglich vor ihr in der Stellung eines Menschen, der sich von der heftigen Gemüthsbewegung, welche alle Körperkräfte lähmt, kaum zu erholen vermag.

Herr Marquis, sprach langsam Marie zu ihm gewendet, es haben sich Dinge zugetragen, um welche ich nichts weiß, und über die Sie allein Auskunft geben können. Sprechen Sie, wie kommt es, daß ich einen guten Edelmann, einen der tapfersten und getreuesten Diener des verewigten Königs von England, in einer so entsetzlichen Lage

ſinde? Wie kommt es, daß er ſich in ſeinem Unglück nicht an mich, die hier befiehlt, gewendet hat?

Weil es ihm, ſich Ihnen zu nähern, Madame, unmöglich gemacht wurde, antwortete Maubray, weil er das Opfer der ſcheußlichſten Bosheit war.

Fahren Sie fort, bedeutete die Generalin, indem ſie den Grafen anſah.

Die Erzählung von ſo viel Elend und Leiden, Madame, wird Ihnen kaum glaublich erſcheinen, fuhr Maubray mit trauriger Bitterkeit fort. Es ſind ungefähr ſechs Monate, daß ich St. Domingo auf einem kleinen Schnellſegler verließ, welcher die ſpaniſche Flagge führte. Wichtige Gründe und die Ungeduld, hier bald anzukommen, wieſen mich auf dieſes Fahrzeug an, das nicht zu den beſten gehörte. Nach einer Seefahrt von acht Tagen warf uns das ſchlechte Wetter wider die Küſte von St. Chriſtoph. Die Equipage konnte das Land erreichen, das Schiff ſelbſt ſank eine Kabellänge vom Ufer und wir retteten nur unſer Leben. Arme Pflanzer, welche die Ufer des Fluſſes Pentecote bewohnen, kamen uns zu Hülfe, gaben uns Lebensmittel und ihre eigenen Kleider, denn es fehlte uns an allem. In dieſer ſchrecklichen Lage glaubte ich mich zuerſt an den Gouverneur von St. Chriſtoph, den Baron Leinvillier de Poincy, wenden zu müſſen.

An Ihren Oheim, Herr Graf? ſagte Marie, indem ſie Leinvillier anſah, welcher dieſe Anrede nur mit einer Bewegung des Kopfes beantwortete.

Ich gab dem Gouverneur meinen Namen an, fuhr Maubray fort, und wagte es, Madame, mich unter Ihren Schutz zu ſtellen. Ich fügte einen Brief demjenigen bei, welchen der Baron von Leinvillier an Sie ſchrieb.

Dieſen Brief habe ich nie erhalten, unterbrach ihn Marie, aber fahren Sie fort, mein Herr.

Ich hoffte auf Antwort, fuhr Maubray fort, ich wartete in der tödtlichſten Ungeduld auf Mittel, um nach Martinique gehen zu können; aber kein Fahrzeug; nicht eine Barke . . . . Auf einmal erhielt ich einen Befehl vom Gouverneur; er ließ mich durch einen ſeiner Agenten auffordern; die Beweiſe meiner Angaben zu liefern und meine Hülfsquellen anzugeben, um frei in der Kolonie leben zu können. Meine Effekten, meine Papiere, alles war verloren; ich kannte die Beweiſe, die man von mir forderte, nicht gehen, aber ich betheuerte auf meinen Glauben an Chriſtus, auf mein Wort als Ehrenmann, daß ich die Wahrheit geſagt. Man glaubte mir nicht. Madame, ich wurde eingezogen, verurtheilt ohne Möglichkeit der Berufung wie die Verbrecher, die Vagabunden, welche auf den Inſeln landen, und man verkaufte mich. Ja, Madame, ich wurde verkauft . . . . mein Herr nahm mich mit in ſeine Pflanzung, auf die Palmenhöhe.

Und Sie haben gegen dieſe entſetzliche Gewaltthat nicht proteſtirt? unterbrach ihn Frau von Guambue, und Sie haben ſich nicht an mich gewendet? . . . . nicht ein Brief, nicht ein einziges Wort?

Konnte ich ſchreiben? antwortete Maubray ſchmerzhaft; ein Brief! mit was hätte ich ihn ſchreiben ſollen? Mit meinem Blut, auf ein Blatt, auf die Rinde eines Baumes? und doch wäre er nicht zu Ihnen gelangt; nein, ich wollte, ich hoffte vielmehr zu entkommen und ſchwimmend eine Barke zu erreichen, die mich hieher brächte. Aber ich wurde ſorgfältig bewacht; zweimal wurde ich am Rande

des Meeres ergriffen und auf die Pflanzung zurückgebracht. Sehen Sie dieſe Wundenmale, es ſind die der Eiſen und der Peitſchenhiebe des Aufſehers.

Er zeigte ſeine nackten Arme, welche von Narben tief gefurcht waren. Frau von Gnambuc ſchauderte und ſah Levinillier an, um deſſen Mund einen Augenblick ein verächtliches leichtes Lächeln ſpielte.

Ich hoffte nicht mehr auf Befreiung, fuhr Maubray fort; ich hatte mich darein ergeben, bald unter dieſen Qualen zu ſterben; aber mein Herr verkaufte mich an den Patron Baillardet. Da ſchöpfte ich wieder Hoffnung und Muth. Seine Sclaven wurden manchmal als Matroſen auf einer großen Barke verwendet, auf welcher er die Küſtenfahrten von einer Inſel zur andern machte. Die Reihe kam endlich auch an mich; die Barke ging zuerſt nach Guadeloupe, dann nach Martinique unter Segel, und vor acht Tagen warfen wir auf der Rhede von St. Pierre Anker. Ich kam mit dem Patron ans Land; Freude und Hoffnung belebten mich: Während man die Waaren auspackte, entfloh ich; ich kam bis unter die Mauern des Forts und wollte verſuchen, bis zu Ihnen zu dringen; aber Sie waren in das Innere Ihrer Gemächer eingeſchloſſen, wohin ich nicht gelangen konnte. Unterdeſſen wurde das Wetter ſchlecht, alles verkündigte einen fürchterlichen Sturm, und die Einwohner, deren Magazine an der Küſte ſind, erhielten den Befehl, ſich in das Fort unter Schutz zu begeben. Der Patron Baillardet brachte ſeine Waaren dahin; und da der Platz fehlte, that man uns in die Kapelle. Gleich am Morgen hatte ich das Fort verlaſſen. Im Augenblick, wo ich genöthigt war, den andern Angewor-

denen zu folgen, kam ich unter Ihren Fenſtern vorüber. Madame, Ihre Güte wollte uns zu Hülfe kommen und unſer Elend erleichtern: Sie gaben uns ein Almoſen, wovon auch ich meinen Antheil erhielt. Zwei Thaler; mit dem einen erkaufte ich Ihren Beutel.

Hier iſt er, ſagte Marie, indem ſie ihn aus ihrer Taſche zog; in allem wird die Hand der Vorſehung ſichtbar.

Denſelben Tag, Morgens, wurde ich vom Patron Baillardet an das äußerſte Ende der Niederlaſſung du Prêcheur geſchickt. Dieſer Befehl war nur eine rohe Laune, dennoch unterzog ich mich ihm, denn ich hoffte bald wieder zurück zu ſein, und glaubte meine Erlöſung nahe. Ich hatte ja die Erde berührt, wo Sie befehlen, es war mir, als wären alle meine Leiden geendigt: ich hatte Hoffnung, Muth, Geduld. Baillardet kam eine Stunde ſpäter an. Er war zu Pferde, von einigen Schwarzen gefolgt. Die ſteigende Fluth fing an, einige auf dem Sande an der Küſte liegende Kanots wieder flott zu machen. Der Patron ſprang in eines derſelben, und befahl mir, ihm zu folgen. Die Schwarzen ſahen ſich mit Schrecken an und zögerten, ſich einzuſchiffen; da befahl ihnen Baillardet, die Ruder zu nehmen. Er wollte ungeachtet des hohen Meeres nach Fort-royal. denn, ſchrie er mit einem fürchterlichen Fluche, wir müſſen mit der Barke in See, wenn nicht die Waaren, die an Bord ſind, weggenommen und confiscirt werden ſollen! . . . Da begriff ich, daß ich alle Ausſichten auf Rettung, die ich mir gemacht, mit einemmal verlieren ſollte. Alles war aus, wenn ich Martinique verließ, und ich beſchloß daher, eher zu ſterben als mich wieder einzuſchiffen. „Komm", rief mir Baillardet zu, „komm an's Ruder!" Statt zu

antworten warf ich mich in's Waſſer und erreichte das Ufer. Der Patron feuerte ſeine zwei Piſtolen nach mir ab und ſprang dann mir nach. Ich hatte wenig vor ihm voraus, er holte mich ein. Da entſpann ſich ein Kampf Mann gegen Mann. Baillardet wollte mich tödten, deſſen war ich gewiß; ich vertheidigte mein Leben, mehr als mein mein Leben, meine Freiheit: und ſo kam es, daß ich ihn verwundete. — Auf das Abfeuern der Piſtolen war Lärm entſtanden, man lief aus den benachbarten Wohnungen herbei; alles vereinigte ſich zu meiner Verfolgung. Es lag mir wenig daran, gefangen zu werden; ich kam ſelbſt hierher, um mich als Gefangener zu ſtellen. Aber die Hoffnung, die ich hatte, endlich vor Ihnen, Madame, zu erſcheinen, erloſch ſehr bald: denn indem ich in das Gefängniß des Forts trat, vernahm ich, daß Sie an demſelben Morgen abgereiſt waren. Ich verlangte vor Ihren Generallieutenant geführt zu werden, um meine Lage auseinander zu ſetzen, um mich zu vertheidigen; ich hoffte von dieſem letzten Mittel mein Heil; ich wartete vergeblich, ohne den Wechſel von Tag und Nacht, in dieſem fürchterlichen Loche, wohin man mich geworfen, und wohin kein Lichtſchein drang, unterſcheiden zu können. Endlich öffnete ſich die Thüre des Kerkers; der Gerichtsſchreiber erſchien mit zwei Soldaten; er las mir mein Urtheil vor: ich war zum Tode verdammt. Seit der Zeit ſind nur einige Stunden verfloſſen; erſt heute vernahm ich das Urtheil, und es blieb mir nur noch dieſe Nacht; es waren die Gebete eines Sterbenden, die ich in der Kapelle verrichtete. Jetzt wiſſen Sie die Wahrheit. Jedes Recht und alle Gerechtigkeit mit Füßen tretend, hat man mir meine Freiheit

genommen, man hat mich mit Schmach überhäuft, man hat mich für den Galgen bestimmt, und hätte die Vorsehung Sie, Madame, nicht hierher zurückgeführt, so würde ich morgen durch Henkershand gefallen sein!

Ein Augenblick des Schweigens folgte diesen erschütternden Worten; dann wandte sich Frau von Enambuc gegen den Grafen und sagte ihm mit bedeutungsvollem Nachdruck: Nun, Herr Graf?

Leinvillier erhob den Kopf, er war von erstaunlicher Blässe, aber kein anderes Merkmal verrieth die innere Wuth, die ihn erfüllte. Er trat einen Schritt vor, wie um ihr ins Angesicht auf diese Aufforderung zu antworten, und ohne Bewegung in seinem Aeußeren und ohne die geringste Aufregung der Stimme, sagte er langsam: Der Patron Baillardet ist heute an seinen Wunden gestorben.

Gott sei seiner armen Seele gnädig! sprach die Generalin, nicht ohne Ueberraschung und Verwirrung. Der Gefangene erhob seine Hände zum Himmel mit einer Geberde des Entsetzens. Ohne Zweifel hatte er mehr denn einmal einen Feind auf dem Schlachtfelde getroffen; aber noch nie war es ihm begegnet, einen Menschen zu tödten, mit dem er Leib an Leib ringen mußte.

Ja, der Patron Baillardet ist todt, fuhr Leinvillier fort, indem er sich zu Maubray wandte; er wurde von einem seiner Angeworbenen ermordet, und Sie sind sein Mörder. Auf das Verbergehende und auf Ihre Titel kommt hier wenig an, der Richter hatte nur auf das Verbrechen und den Stand zu sehen, dem Sie angehörten, als Sie es vollbrachten. Der gerichtliche Ausspruch, der sie verurtheilte, ist gerecht. An wen wollen Sie übrigens appelliren? welches

Tribunal hätte das Recht, den Spruch aufzuheben, der Sie verurtheilt? Die obere Gerichtsbarkeit dieſer Kolonie iſt unabhängig und ſelbſtſtändig. Es iſt dieß eines unſerer ſchönſten Vorrechte und alle Einwohner würden ſich erheben, wenn es gälte, daſſelbe zu vertheidigen und das Geſetz vollziehen zu machen.

Aber Sie vergeſſen das mir zuſtehende Recht, unterbrach ihn Frau von Enambuc, indem ſie ſich ſtolz erhob und die Hand gegen den Gefangenen ausſtreckte, als wolle ſie ihn beſchützen und vertheidigen; Sie vergeſſen das ſchönſte Recht, welches ich habe, da zu begnadigen, wo die menſchliche Gerechtigkeit verurtheilt hat.

In der That, Madame, Sie können dieſen Mann vom Galgen retten, antwortete der Graf.

Herr Marquis, fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu Maubray wandte, morgen werden Sie Ihr Begnadigungsſchreiben erhalten.

Maubray beugte das Knie und küßte die Hand, die ſie ihm darreichte, aber ſeine Rührung verhinderte ihn zu ſprechen. Er hatte dem Tode ruhig in's Auge geſehen, aber das Glück erdrückte ihn jetzt. Seine Seele, ſonſt ſo ſtark, erlag dem Uebermaß der Freude. Er bebte und Thränen umflorten ſeinen Blick, denn ihm war mehr als das Leben wieder gegeben, nämlich die Hoffnung, ja die Gewißheit, von Marien geliebt zu ſein. — Loinvillier ertrug mit unbeweglicher Miene ſeine Demüthigung und den Triumph ſeines Nebenbuhlers; aber Niemand wurde durch dieſe ſcheinbare Ruhe getäuſcht. Der Geiſtliche und der Arzt wechſelten beſorgte Blicke mit einander, als der Graf ſich entfernte, nachdem er die Generalin, ohne ein Wort

zu ſprechen, begrüßt hatte. Einen Augenblick ſpäter entfernte ſich auch Maubray, vom Doctor begleitet. Als ſie die Treppe herabſtiegen, fanden ſie ſich Loinvillier gegenüber, welcher auf der letzten Stufe ſtand, um ihnen den Weg zu verſperren. Sein Hut, tief in die Augen gedrückt, ließ nur den unteren Theil des Geſichtes ſehen, aber der Ausdruck ſeiner blaſſen zuſammengepreßten Lippen und ſeine Haltung verkündeten Böſes. Maubray ſah ihn erſtaunt an: ihm waren die eigentlichen Gründe dieſer Juſtizverweigerung, deren Opfer er werden ſollte, unbekannt; er ſah in ihm nur einen ungerechten Richter, aber keinen perſönlichen Feind.

Mein Herr, ſprach Loinvillier zu ihm mit kurzem lauten Tone, die Obergewalt der Frau Generalin hat den Ausſpruch vernichtet, der Sie verurtheilt, ſie hat Sie vom Galgen errettet; aber ihre Macht reicht nicht aus, um Sie in der öffentlichen Meinung wieder herzuſtellen, und in Aller Augen ſind Sie ein Mörder.

Bei dieſer Beſchimpfung wich Maubray einen Schritt zurück und machte eine Bewegung, als wolle er nach dem Degen greifen.

Sie haben keine Waffen, ſagte Loinvillier mit ironiſcher Verachtung; ich hatte nicht daran gedacht, als ich Ihnen das Wort ins Geſicht warf. Sie ſind Edelmann, mein Herr, ich kann mich mit Ihnen ſchlagen, und verweigere die Genugthuung nicht.

Maubray betrachtete ihn mehr mit Erſtaunen als mit Zorn, und antwortete mit ruhigem Stolz, welcher trotz ſeiner Sclavenkleidung und den Spuren, die ſo viele Leiden an ihm zurückgelaſſen, den Beweis lieferte, welchem

Blut er entſtammte: Morgen mit Tagesanbruch unter den Mauern des Forts.

Auf den Degen?

Auf den Degen, mein Herr.

Ein Duell, rief der Doctor erſchrocken, bedenken Sie, meine Herren, Madame wird nicht zugeben, daß zwei wackere Edelleute ſich ſo um's Leben bringen.

Ja, Sie haben recht, Doctor: ich dachte nicht daran, ſagte Leinvillier. Madame könnte davon benachrichtigt werden und uns Arreſt geben, um dieſen Zweikampf zu verhindern; aber es gibt ein Auskunftsmittel. Mein Herr, fügte er, ſich zu Maubray gewendet, hinzu, wollen Sie ſich ſogleich mit mir ſchlagen?

Ich ſtehe zu Dienſten, mein Herr, antwortete dieſer kalt.

Halten Sie ein, meine Herren, rief der Arzt, indem er zwiſchen ſie trat; Sie können ſich ohne Zeugen nicht ſchlagen; würde der eine getödtet, ſo erſchien der andere als Mörder.

Wir werden Zeugen finden, unterbrach ihn Leinvillier: Sie zuerſt Doctor; denken Sie nicht daran, zurück zu gehen und Lärm zu machen; Sie müſſen mit uns kommen, ſonſt laſſe ich Sie durch meine Garde arretiren.

Der Doctor folgte beſtürzt den beiden Widerſachern. Sie fanden Nicie im Hofe und einige von der ſpaniſchen Garde, welche auf ſie zu warten ſchienen. Indem ſie aus dem Fort ſchritten, ſagte Maubray halbleiſe zum Arzte: Ich begreife nichts von allem, was vorgeht; eine ſolche Beleidigung, ein Duell, in welchem vielleicht einer von uns Beiden unterliegt! Dieſer Mann iſt wahnſinnig.

Nein, nein, antwortete Janſen, aber er iſt ihr Todfeind, denn er liebt Madame. —

Ah! jetzt begreife ich Alles! rief Maubray aus; und ſich gegen Loinvillier wendend fügte er heftig hinzu: Laſſen Sie uns eilen, mein Herr; man könnte kommen. Wir müſſen Zeit haben, uns zu ſchlagen.

Aber, Herr Marquis, die Ausſichten ſind nicht zu Ihren Gunſten, bemerkte leiſe der Doctor, indem er Maubray's Arm ergriff; Sie können ſich ja kaum aufrecht erhalten. Wenn dieſer Teufelsmenſch mir wenigſtens Zeit ließe, Ihnen ein ſtärkendes Mittel zu geben! aber in dem Zuſtande, in welchem Sie ſich befinden, haben Sie ja kaum die Kraft, den Degen zu führen.

Beruhigen Sie ſich, antwortete Maubray, die Hand des Doctors drückend; jetzt iſt etwas in mir, das mich ſtark macht.

Sie gingen einige Schritte, um an eine ſichere Stelle auf dem Walle zu gelangen. Ricie hielt zwei Degen, die er Maubray reichte.

Sie haben die Wahl, mein Herr, ſagte Loinvillier, indem er Oberkleid und Spitzenkrauſe ablegte.

Maubray blickte auf nach dem Fort und betrachtete einen Augenblick die Fenſter des Saales, wo er Marien verlaſſen hatte; dann, ehe er ſeine Stellung nahm, näherte er ſich dem Doctor und ſagte wehmüthig: Mein Herr, wenn ich unterliege, ſo ſagen Sie Frau von Guambuc, daß mein letzter Gedanke an ſie war.

Eine Viertelſtunde ſpäter hörte die Generalin ein dumpfes Geräuſch und eilige Schritte unter ihren Fenſtern.

Abermals ein Unglück! ſprach ſie, von einer leiſen Ahnung ergriffen.

Was machen all' die Leute da draußen? ſagte der Prieſter, indem er aus dem Fenſter ſah.

O mein Gott, ſehen Sie es denn nicht, mein Vater? rief Frau von Enambuc aus, indem ſie zurück ſank und die Augen mit beiden Händen bedeckte; ein Verwundeter, vielleicht ein Todter! Man bringt ihn hierher.

In dieſem Augenblick trat Ricie ganz verſtört ein.

Ehrwürdiger Herr, bat er, beeilen Sie ſich zu kommen, der Herr Graf iſt verwundet; von einem Augenblick zum andern kann er ſeine Seele aushauchen. Kommen Sie, ſeine Beichte zu hören.

Er ſtirbt! ſchrie Frau von Enambuc voll Entſetzen, wer hat ihn getödtet?

Der Angeworbene, der Gefangene, der morgen gehangen werden ſollte, antwortete Ricie.

Bald darauf kam der Doctor; er fand Frau von Enambuc betend auf den Knieen. Iſt Loinvillier todt? rief ſie ihm entgegen.

Noch nicht, Madame, antwortete der Arzt; er hat einen Degenſtich in die Bruſt bekommen, aber dieſe Wunden ſind nicht immer tödtlich.

Wirklich hatte ſich der Doctor in ſeiner Vorausſagung nicht geirrt; der Graf genas bald von dieſer Wunde, die im Anfang tödtlich geſchienen hatte. Gleich nach ſeinem Duell mit Maubray hatte man ihn, ſeinem ausdrücklichen Willen zufolge, und auf Gefahr, ihn unterwegs ſterben zu

ſehen, in ſeine Behauſung gebracht. Den andern Tag nach dieſer Begebenheit ſchickte er der Generalin ſeine Entlaſſung, welche angenommen wurde. Dieß erregte großes Aufſehen in der Kolonie. Die Leute, die gegen Leinvillier feindlich geſinnt waren, und ſelbſt die, welche ihn wegen ſeiner unerſchütterlichen Feſtigkeit haßten, näherten ſich ihm; die Pflanzer wußten ihm Dank, daß er ihre Rechte vertheidigt hatte, und ohne daß ſie den näheren Grund des Vorgangs unterſuchten, tadelten ſie laut die Generalin, die Hinrichtung eines Angeworbenen verhindert zu haben, welcher ſeinen Herrn gerettet, indem er ſein eigenes Leben vertheidigt hatte. Eine dumpfe Gährung herrſchte auf der Inſel, Alles ſtand zu befürchten; dennoch blieb Marie ruhig. Was fragte ſie jetzt nach der Rache des Grafen Leinvillier, nach den Komplotten, die ſich vielleicht entſpannen, nach den bevorſtehenden Gefahren, mit denen ſie umgeben war: Maubray war ja da! ſie fürchtete nichts mehr. Wenn ſie ihn ſo ſtolz und muthig, ſo ruhig und ergeben ſah, ſo fand ſie ſelbſt die Sicherheit wieder, die ſie ſonſt beſeſſen, als ſie mächtig und geehrt unter dem Schutze der oberſten Gewalt des Generals lebte.

Es ſtand aber in den Sternen geſchrieben, daß Marien's Schickſal in allem dem einer Herrſcherin gleichen ſollte; frei und Herrin ihrer Hand, konnte ſie ſich doch nicht öffentlich mit dem Manne ihrer Wahl vermählen. In einer Nacht führte ſie der Marquis von Maubray in die Kapelle, wo ihr Beichtvater ſie erwartete. Ihre Heirath hatte keine andere Zeugen, als den Doctor Janſon und einen Edelmann ihres Dienſtes. Alle Einleitungen waren ſo gut getroffen, daß Niemand den geringſten Ver-

dacht hatte, ſelbſt die Sclavinnen nicht, welche die kleine Königin bedienten. Valida allein wachte und wartete im Schlafzimmer ihrer Herrin. Aber in derſelben Nacht reiften noch andere nicht weniger geheimnißvolle Dinge, und während der Geiſtliche die Hochzeitsmeſſe las, fand eine heimliche Zuſammenkunft bei dem Grafen ſtatt, welcher noch immer an ſeiner Wunde leidend, bis jetzt nicht wieder im Fort St. Pierre erſchienen war.

Auf dem Walle war eine kleine Terraſſe, welche mit den inneren Gemächern im Zuſammenhang ſtand; hier blieb Marie einen Augenblick ſtehen, als ſie aus der Kapelle trat. Mit der einen Hand ſtützte ſie ſich auf Maubray's Arm, mit der andern hielt ſie den Spitzenſchleier zurück, der ihre Geſtalt umfloß. Niemals, ſelbſt in der blühendſten Friſche ihrer erſten Schönheit war ſie ſo reizend geweſen. Ihr ſchmachtender Blick verlieh ihr neue Anmuth und die ſanft über ihre Züge ausgegoſſene Bläſſe durchleuchtete dieſe bis zur feinſten Durchſichtigkeit. Sie erhob zu Maubray ihr Auge ſtrahlend von Freude und Schwärmerei; ein und derſelbe Gedanke erfüllte ſie beide, ſie dachten an eine frühere entfernte Zeit, an die Zeit ihrer erſten Liebe.

Heinrich, ſprach ſie, dünkt es dich nicht, als ſei die Vergangenheit nie geweſen, und daß ich erſt geſtern aus dem Kloſter gekommen und wir heute in der Kirche St. Louis getraut worden ſind?

O geliebte Seele, ſagte er mit zärtlichem Ausdruck, es iſt wahr — ich habe Alles vergeſſen, ich bin glücklich!

Glücklich, vereint für immer! liſpelte ſie leiſe, ihre Stirne an Maubray's Schulter lehnend.

Die Nacht war düſter, und der Weſtwind führte ihnen den erquickenden Wohlgeruch der blühenden Würznelkengeſträuche zu. Durch einen leiſen Windſtoß bewegten ſich auf einmal die Zweige des Caſſiabaumes, des einzigen, deſſen grünes Laub die Mauern des Forts bekleideten und deſſen lange Scheeten mit dürrem Geraſſel an einander ſchlugen. Marie erbebte. — Wie ſchwarz iſt der Himmel dort! wie drückend die Luft! ſagte ſie; dieſe Nacht gleicht einer andern ebenſo verhängnißvollen, auf welcher ein ſchrecklicher Morgen folgte!

Dieſe Nacht iſt ſchön, die ſchönſte meines Lebens! antwortete Maubray, indem er Marien's gefaltete Hände gegen ſeine Bruſt drückte; verſcheuche dieſe Beſorgniſſe und traurigen Erinnerungen! Laß uns endlich glücklich ſein!

Der andere Tag war ein Sonntag und mit Tagesanbruch hatte ſich der Geiſtliche in die Pfarrkirche am Ankerplatz begeben, um die Beichte der Leute zu hören, welche ihre Andacht zu verrichten kommen würden. Aber gegen ſeine Gewohnheit ging er in das Fort zurück, ehe er das Hochamt geleſen. Marie trat in den Saal, wo ſich auch der Doctor Janſen befand.

Mein Vater, bringen Sie eine böſe Nachricht? rief ſie aus, als ſie den Prieſter eintreten ſah, deſſen Geſicht eine gewiſſe Unruhe verrieth.

Er blieb an der Thürſchwelle ſtehen, als wolle er ſich verſichern, daß hier Niemand horchen könne, und gab dann Valida ein Zeichen, ſich dort als Wache aufzuſtellen.

Madame, ſprach er, nachdem er ſich Marien genähert, eine Verſchwörung wird heute ausbrechen, in zwei Stunden ſchon, am Schluſſe des Gottesdienſtes. Die Verſehung

fügte es, daß ich davon benachrichtigt wurde. Man will ſich des Marquis entledigen, man will ihn tödten . . . .

Und wer hat die Ermordung übernommen? unterbrach ihn Marie erblaſſend.

Ein Anverwandter Baillardel's wird ihn beim Austritt aus der Kirche beleidigen, da man ihn unter Ihrem Gefolge zu ſehen erwartet. Man wird ihm nicht Zeit laſſen, den Degen zu ziehen, denn man wird plötzlich über ihn herſtürzen, und zwanzig Hände werden ihn erdolchen.

Das iſt der Graf, der dieſen hinterliſtigen Ueberfall vorbereitet hat, rief Marie, er iſt es? nicht wahr, mein Vater? O und ich glaubte ihn ſolcher Feigheit nicht fähig!

Ja, er iſt es, aber er iſt nicht allein; die Pflanzer glauben ſo ſich mit eigenen Händen Gerechtigkeit verſchaffen zu müſſen. Sie haben mit Unwillen und Wuth geſehen, was ſich zugetragen . . . Sie ſtehen über einem Abgrunde, Madame! alles was ich vorher geſehen, ſoll jetzt eintreffen.

Aber Maubray iſt ein Mann von Kopf und Herz; er wird uns vertheidigen, er wird uns retten.

Darum eben will man ſich ſeiner entledigen. Ueberdieß, Madame, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, vermag der Marquis hier nichts mehr, als ſo weit ſein perſönlicher Muth und ſeine Aufopferung reicht. Die Umſtände, die ſeine Ankunft begleiteten, werden ihm für immer hinderlich ſein, einen mächtigen Einfluß zu erlangen. Der Graf von Loinvillier weiß dieß wohl und triumphirt.

Aber was iſt zu thun? rief Marie mit Entſetzen. Mein Vater, ich darf Maubray nicht einmal ſagen, welche Gefahr uns droht; er würde ihr trotzen.

Wir können ihn wohl leicht abhalten, diesen Morgen in die Kirche hinabzugehen, meinte der Doctor, aber man wird dann eine andere Gelegenheit abwarten.

Ich werde Maubray mit meiner Garde umgeben, und dann herrscht ja noch Gerichtsbarkeit hier, ich kann festnehmen und bestrafen lassen, die Aufruhr und Mord anstiften.

Nein, das können Sie nicht, Madame, bedeutete der Mönch: Sie dürfen an keinen Gewaltstreich mehr denken; Sie verlören vielleicht alles, und selbst das Leben, ohne Herrn von Maubray zu retten. Mir wurde das ganze Komplott entdeckt . . . Leute aus Ihrem eigenen Hause sind darin verflochten. Sie können den Hauptleuten des Bezirks nicht mehr trauen; die aus den Ansiedlungen du Prebeur, du Garbet und du Lamantin waren diese Nacht bei Herrn von Leinvillier und haben für die Andern zugesagt. Die ganze Verschwörung ist so geheim und mit so viel Vorsicht geleitet, daß es einer Gunst des Himmels bedurfte, um sie zu durchschauen. Einer von den Spaniern selbst hat mir alles in der Beichte enthüllt. Um sie von der Größe der Gefahr zu überzeugen, brauche ich nur noch ein Wort hinzuzufügen: Der Graf ist die Seele des Komplotts, er leitet alles; Sie kennen ihn, und Sie wissen am besten, ob er der Mann ist, lange zu zögern und seiner Rache zu entsagen.

Während der Mönch so sprach, schritt Marie in heftiger Aufregung, mit starrem Blick und gekreuzten Armen im Saale auf und ab; von Zeit zu Zeit blieb sie am Fenster stehen und betrachtete das Meer. Maubray muß gerettet werden, sagte sie, und ihn zu retten, gibt es nur

ein Mittel . . . Der St. Male ſticht morgen bei Tagesanbruch in See.

Sie wollen fortreiſen, Madame; Sie wollen nach Frankreich zurückkehren? unterbrach ſie der Mönch.

Nein, nicht ich, mein Vater, antwortete ſie, aber Maubray . . . Ich will ihm meinen Sohn anvertrauen; und Sie ſelbſt ſollen ihn begleiten mit einer Miſſion an Seine Majeſtät den König. Ich bleibe hier, bleibe allein zurück, ohne den Grafen, noch irgend einen meiner Feinde zu fürchten: meine Hoffnung iſt, daß die Güte des Königs dieſe Lage abkürzen wird.

Ich verſtehe Sie nicht, Madame, erwiederte der Geiſtliche mit ſichtbarem Staunen.

Die Depeſchen, die ich Ihnen mitgebe, werden Ihnen Alles aufklären, antwortete ſie mit Ruhe. Jetzt, mein Vater, kehren Sie in die Kirche zurück, ich werde in einer Stunde dort ſein.

Als der Prieſter fort war, näherte ſich Marie dem Arzte: Doctor, ſprach ſie, ich will Maubray nicht Lebewohl ſagen. — Indem ſie dieſe Worte ſprach, verließ ſie ihre Feſtigkeit und ſie zerfloß in Thränen. Nein, fuhr ſie fort, nein, ich will ihn nicht wiederſehen, ich könnte es nicht, ohne zu ſterben; überdieß wäre ich nicht im Stande, ihn zu hintergehen; er würde die Wahrheit errathen und bleiben wollen. Nein, nein, er ſoll abreiſen, er muß fort! es gilt ſein Leben! Wie blind war ich doch! ich konnte glauben, daß Loinvillier ſich nicht rächen werde! O gewiß, er würde Heinrich tödten. Bin ich allein hier, ſo fürchte ich ihn nicht. Habe ich nicht ſchon gegen ſeinen Ehrgeiz, ſeinen Einfluß und gegen ſeine Liebe gekämpft? Und end-

lich wird doch auch der Tag meiner Befreiung erscheinen. Aber jetzt muß ich an Maubray denken. Gehen Sie zu ihm, Docter; sagen sie ihm, daß er ohne Verzug an Bord des St. Male gehen und dort einen Brief von mir erwarten möge. Sagen Sie ihm, daß ich ihm ein Vorhaben verheimlicht, welches mich seit seiner Ankunft beschäftigt hat und womit ich ihn bekannt machen will; sagen Sie ihm, daß ich von seiner Liebe das größte Opfer verlangen werde; sagen Sie ihm, daß mein Leben, unser Glück davon abhänge. O er wird mir glauben, er wird, er wird gehen. Ich will indessen meine Befehle dem Capitän schicken. Docter, Sie verlassen Maubray nicht, und verhindern ihn, wieder an's Land zu kommen. Gehen Sie, mein alter bewährter Freund, ich vertraue Ihnen.

In diesem Augenblick ließ sich im Vorsaale eine Stimme vernehmen; das Gefolge versammelte sich, um Madame in die Kirche zu begleiten.

Er ist es, sagte Marie leise vor sich, indem sie sich gegen ihr Zimmer zurückzog: O mein Gott! gib mir Kraft und Muth.

Ich werde gehorchen, Madame, versicherte der Docter mit Wärme; sein Sie ruhig: ich habe Alles begriffen.

Bald darauf stieg Marie in die Sänfte, um sich in die Kirche am Ankerplatz zu begeben. Sie hielt ihr Kind auf dem Schooße, ihre Umgebung folgte ihr, und eine Abtheilung Garde schritt vor ihr her. Solcher Prunk war nur an großen Festtagen gebräuchlich, und man bemerkte mit einer gewissen Verwunderung den Pomp, womit die kleine Königin sich umgeben hatte. Die Kirche war schon voll Menschen, der innere Raum umfaßte kaum die Bevor-

zugten, das heißt die Leute von weißer Abkunft. Die Schwarzen und Sclaven ſtanden draußen und wohnten der religiöſen Handlung von ferne bei, wie ehemals in Europa die Excommunicirten. Marie bemerkte beim Eintreten den Grafen von Leinvillier inmitten einer zahlreichen Gruppe. Er ſah noch krank und ſchwach aus, aber ſein dunkler blitzender Blick hatte immer denſelben Ausdruck lebhafter Entſchloſſenheit. In dem Moment, wo Marie erſchien, richteten ſich alle Blicke auf ſie und das tiefſte Schweigen herrſchte im Schiff der Kirche. Leinvillier hatte Maubray mit ſchneller Umſchau geſucht. Bei Chriſti Leib! murmelte er, den Arm Ricie's drückend, ich ſehe ihn nicht! er iſt nicht mitgekommen.

Marie durchſchritt langſam das Schiff und kniete mit ihrem Sohn im Betſtuhl nieder, der für ſie in der Nähe des Altars aufgeſtellt war. Der Geiſtliche hatte ſeine Inſtructionen erhalten; ehe er die heilige Meſſe zu leſen begann, ſprach er vom Fuße des Altars laut zu der Verſammlung: Meine Brüder, vereiniget euch mit mir in dem heiligen Meßopfer, um Gott zu bitten, daß er ſeine Segnungen über dieſes Kind und ſeine Mutter ausgieße; denn heute trennt ſich Madame von ihrem Sohne, um ihn nach Frankreich zu ſchicken, wo er nach dem ausdrücklichen Willen ſeines verewigten Vaters, ehedem Gebieter dieſer Inſel, erzogen werden ſoll. Laßt uns beten, meine Brüder, daß Gott die Wittwe und den Erben des Generals von Enambuc ſegne und beſchütze.

Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf die ganze Verſammlung, und alle Blicke wandten ſich nach Marie: ſie hatte ſich erhoben.

Ja, ſprach ſie, mein Sohn ſagt Ihnen Lebewohl; er wird erſt zurückkehren, wenn er ein Mann geworden, und alsdann das Blut nicht verleugnen, aus dem er entſproſſen; er wird ſich des Beiſpiels erinnern, das ihm ſein Vater hinterlaſſen hat; jetzt vertraue ich ihn ſichern Händen an: mein hochwürdiger Beichtvater und der Herr Marquis von Maubray werden ihn nach Frankreich geleiten.

Bei dieſer ſo unerwarteten Erklärung entſtand eine Bewegung unter der Gruppe, die den Grafen umgab; alle die finſtern und geſpannten Geſichter wandten ſich gegen Leinvillier, dieſer aber lächelte ruhig und kniete nieder, um die Meſſe zu hören. Marie lag in Schmerz aufgelöſt vor dem Altar und weinte und betete; ihre kalten und zitternden Hände umfingen die ihres Sohnes, ſie redete leiſe zu ihm, um ihr Herz zu erleichtern.

Ach mein liebes Kind, ſprach ſie, ich bleibe nun allein hier, allein und untröſtlich! Du wirſt mich morgen ſuchen, nach mir rufen . . . aber derjenige, dem ich dich anvertraue, wird dich auch lieben. Wenn dir eine Gefahr droht, wird er dich vertheidigen, dich retten; bald wirſt du mit ihm in jenem ſchönen Lande ſein, welches ich ſo ſehr geliebt und mit Bedauern verlaſſen habe; dann bete zu Gott, armes unſchuldiges Kind! bitte ihn, daß deine Mutter dir bald nachfolgen könne.

Als die Meſſe geendet war, und Marie, ihren Sohn an der Hand, aus der Kirche ging, drängte man ſich zu ihr heran und die Frauen weinten, als ſie das ſchöne Kind ſahen, welches ſie lächelnd mit der Miene eines kleinen Prinzen anblickte. Die Nachricht von Maubray's Abreiſe hatte auf einmal die Gemüther beruhigt, und die kleine

Königin empfing auf ihrem Wege Zeichen der Sympathie, die ihr einige Stunden früher nicht geworden wären.

Die unglückliche Frau vollbrachte muthig ihr Opfer; in das Fort zurückgekehrt, schrieb sie an Maubray; ihr Brief enthielt nur diese Worte: „Heinrich, wir müssen scheiden, „Du wirst Dich diesem harten Schicksal fügen, denn es bedingt „meine Sicherheit, vielleicht mein Leben; der ehrwürdige „Vater wird Dir Alles erklären. Um Gottes und unserer „Liebe willen reise! es ist Deine Frau, die Dich kniend „darum bittet. Ich vertraue Dir das Liebste an, was ich „auf der Welt besitze, meinen Sohn. Mich selbst hält „eine heilige Pflicht noch hier zurück, noch kann ich Dir „nicht folgen und der großen Verantwortung entsagen, „welche mir hier obliegt. Ich bin dem König und dem „Erben des Generals von Enambuc Rechenschaft von meinen „Handlungen schuldig; aber ich hoffe und erwarte den Augen„blick, der mich von dieser schweren Last befreien wird. „Mein Beichtvater überbringt mein Gesuch dem Könige. „Dann, Heinrich, suche ich Dich alsbald auf, und vor „Gott verspreche ich es Dir, dann bin ich ewig die Deine."

Der St. Malo lag einige Kabellängen vom Ufer, unter den Fenstern des Forts. Das Verladen der Waaren und die Vorkehrungen zu einer so schnellen Abreise veranlaßten ein beständiges Kommen und Geben. Maubray war seit zwei Stunden an Bord, als er den Brief seiner Gemahlin erhielt; schon hatte Doctor Janson ihn sein Unglück ahnen lassen; und er glich Einem, der seiner Sinne beraubt ist, als der Geistliche ankam. Dieser aber war durch Erfahrung ein tiefer Kenner menschlicher Leiden, er verstand es, sie durch Seelentrost zu mildern, und es

gelang ihm, Maubray den Muth und Entschluß zu dieser Trennung einzuflößen. Marie brachte den Rest des Tages und die ganze Nacht am Fenster sitzend zu, die Augen auf das Fahrzeug gerichtet, welches ihr Liebstes auf der Welt hinwegführen sollte. Vor Tagesanbruch kam der Priester mit einem zahlreichen Gefolge, um den jungen Enambuc zu holen. Die unglückliche Mutter hielt das schlafende Kind auf dem Schooße; sie küßte es schweigend, übergab es dem Geistlichen mit jener stillen Ergebenheit, welche der tiefste Ausdruck inneren Schmerzes ist, und sprach: Beten Sie für mich, mein Vater, und sagen Sie Maubray, daß wir uns wiedersehen werden.

Mehrere Stunden nachher kniete Marie noch immer unbeweglich am Fenster, die Augen auf das Meer gerichtet. Ihr Blick folgte einem Segel, welches von Augenblick zu Augenblick undeutlicher wurde, und welches endlich da ganz verschwand, wo das blaue Gewässer mit dem Azur des Himmels verschmilzt. Als sie nichts mehr, als den unermeßlichen leeren Raum gewahrte, streckte sie die Arme aus, und rief von einer dunklen Vorahnung ergriffen: O mein Gott! werde ich sie wiedersehen? — dann erhob sie sich plötzlich und sprach, indem sie um sich sah, mit ängstlichem Gefühl: Jetzt bin ich allein!

Der Doctor und Valida waren bei ihr — sie führten sie fort: wie sie durch den Audienzsaal ging, trat Loinvillier ein. Als sie in einem solchen Augenblicke denjenigen wiedersah, dessen unheilvoller Einfluß ihr Leben mit Unruhe und Schmerz erfüllte, konnte Marie einen Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken, ihre Kniee wankten: sie sagte mit kaum vernehmbarer Stimme und eisiger Kälte:

Entſchuldigen Sie, Herr Graf, ich kann heute die Ehre nicht haben, Sie zu empfangen.

Ich kam bloß, Madame, um Sie meiner Ergebenheit zu verſichern, antwortete er mit ernſtem Ton; unter allen Verhältniſſen werde ich bereit ſein, es Ihnen zu beweiſen.

Sie antwortete auf dieſe Betheuerungen nur durch ein Verneigen des Kopfes und ging langſam hinaus. Der Graf folgte ihr mit den Augen.

Ah! ſagte er vor ſich hin mit einem Ausdruck innerer Freude, ſie liebt ihn alſo nicht, da er abgereiſt iſt? Ihr Sohn iſt es, den ſie beweint. O Marie, Marie! dieſer Mann wäre jetzt todt, wenn er geblieben wäre. Aber nein, du liebteſt ihn nicht, . . . ich war ein Thor, es zu glauben . . .

Von dieſem Tage an kam der Graf öfter nach St. Pierre, doch hatte er die Autorität nicht mehr, die er ſo lange geübt, und die kleine Königin verlieh ihm den Rang als Generallieutenant nicht wieder, welche Stelle unbeſetzt blieb. Die Abreiſe Maubray's hatte einen gewiſſen Eindruck in der Kolonie gemacht und die Erbitterung gemildert, deren Opfer er bald geworden wäre; aber damit war noch nicht alles beendigt, denn der Graf von Loinvillier, welcher, um Maubray zu verderben, das Komplott angezettelt, hatte ſich weiter eingelaſſen, als er ſelbſt dachte. Maubray war nur ein Vorwand für die ſeit langer Zeit gegen die kleine Königin feindlich geſinnten Leute, die ganz andere Dinge in Ausſicht nahmen als den Tod Baillardets zu rächen. Alle dieſe Mißvergnügten wollten ſich der Oberherrſchaft, von der ſie unmittelbar abhingen, entziehen, und die Kolonie zu einem kleinen ſelbſtſtändigen Staate umſchaffen,

regiert von Behörden, welche aus den notabelsten Einwohnern und den Hauptleuten der Bezirke erwählt werden sollten. Alle diese Pläne blieben eine Zeit lang geheim: der Graf von Leinvillier war nicht weiter eingeweiht worden, denn man hatte aufgehört ihn zu fürchten und traute ihm doch nicht. Marie blieb das, was sie vorbereiteten, nicht ganz verborgen; aber sie lebte in jener Art von Sicherheit, welche sich die Gewohnheit einer schwierigen Stellung erwirbt. Sie erhielt sich mit bewunderungswürdiger Seelengröße inmitten des geheimen Kummers, der sie verzehrte, aufrecht. Alles gehorchte ihr noch, keiner noch hatte den Schwur der Treue, den er in ihre Hände abgelegt, gebrochen; doch wurden ihrer Gegenwart nicht mehr dieselben Freudenbezeugungen, und die armen Schwarzen nur allein riefen noch auf ihrem Wege: Es lebe die kleine Königin!

So vergingen einige Monate. Der Graf sah mit Verdruß und Ungeduld die Vertheidigungsmittel, hinter welche sich Marie vor ihm zurückzog. Ihr Versagen war in eine Passivität gehüllt, an welcher sein Ungestüm scheiterte. Doch war er weit entfernt, darum alle Hoffnung aufzugeben; er rechnete auf die Zeit, auf die Beharrlichkeit seiner Bemühungen, und besonders auf die Abgeschiedenheit, in der sich Marie befand: er ahnte nicht, welche Hoffnung sie belebte. Eines Morgens, es war im Anfange des Herbstes, ungefähr zehn Monate nach Maubray's Abreise, ging die kleine Königin am Ufer spazieren; sie stützte sich auf den Arm des Doctors; Palida trug den großen Sonnenschirm, mit chinesischer Malerei verziert, und den Fächer ihrer Herrin; mehrere Negerinnen folgten in einiger Entfernung; der alte Doctor sah besorgt aus. Wenn alle

dieſe Strolche, murmelte er, nur auch bezahlen wollen, ohne die Erheber todtzuſchlagen! Fünfzig Thaler auf den Kopf für das eckelhafte Kraut, das ſie hier Petun und in Paris Taback nennen; nirgends in der Welt gibt es eine ſo drückende Steuer.

Auch ich bin nicht ruhig, ſagte Marie; ſeit dieſem Morgen hört man im Gebirge den Klang der Hörner: das ſind Zeichen, die von einer Anſiedlung zur andern gegeben werden, als ob man die Rothhäute ankommen ſähe.

Wäre es nicht rathſam, den Hauptmann des Bezirks davon zu benachrichtigen? Im Falle einer Volksbewegung, glaube ich, kann man auf ihn und ſeine Leute rechnen.

Wer weiß? meinte Marie den Kopf ſchüttelnd: im Augenblick der Erhebung reißen die Rebellen die ruhigen Leute mit fort. Gott bewahre mich übrigens davor, die Einwohner gegen einander bewaffnet zu ſehen!

In dieſem Augenblick ließ ſich der entfernte Lärm der Trommeln hören, und bald bemerkte man längs dem Ufer, von der Seite der Negerwohnungen her einen Trupp Menſchen herannahen; die meiſten trugen Gewehre und Picken, deren Eiſen in der Sonne glitzerten.

Sie haben ihre Waffen geputzt! rief der Doctor. Alle dieſe Picken waren verroſtet und hingen an den Nägeln ſeit dem Kampfe mit den Rothhäuten. Madame, es iſt vielleicht auf Ihre Perſon abgeſehen; kommen Sie, wir wollen uns in's Fort zurückziehen, laſſen Sie die Thore ſperren.

Warum? antwortete Marie ruhig. Wer wird uns vertheidigen, wenn ſie uns angreifen? Die kleine Schaar Garden, ſechzig Mann gegen dieſen Haufen, bereit uns zu

belagern! Wir wollen zurück in's Fort; aber die Thore ſollen offen bleiben, und in dem großen Hofe will ich ſie erwarten.

Die Truppe kam im Sturmſchritt an; ſie machte vor dem Fort Halt. Man konnte erkennen, daß ſie aus einer Anzahl Pflanzer aus den Niederlaſſungen du Precheur und du Carbet waren: die Mehrzahl hatte auch ihre Angeworbenen bewaffnet. Der gewiſſenhafte und wahrheitliebende Herausgeber der „Geſchichte der Antillen“ hat die Namen der Anführer dieſer Rebellen aufbewahrt: es war ein Neffe des Patron Baillardet, und zwei reiche Pflanzer, Vigeon und Signaliz. Sie brachten ungefähr zweihundert wohlbewaffnete und entſchloſſene Männer mit ſich. Bei ihrer Annäherung hatte Herr de la Fontaine Héron, Befehlshaber des Platzes St. Pierre, ſchnell ſeine Leute verſammelt, und die Garde der kleinen Königin war im Hintergrunde des Hofes aufgeſtellt. Marie befahl dem Kommandanten, ſeine Leute die Waffen ablegen zu laſſen, dann ging ſie allein den Aufrührern bis an das große Hofthor entgegen: dort ſtand ſie ſtill und fragte mit ruhiger Würde: Was wollen Sie, meine Herren, und welche Urſache führt Sie auf dieſe Art zu mir?

Ein unverſtändliches lautes Geſchrei erhob ſich, es gab einen Augenblick der Verwirrung und Unordnung, Alle antworteten auf einmal; darauf trat Signaliz vor und nahm das Wort: Madame, ſprach er, die angeſehenſten Einwohner ſind in dieſem Augenblick in den Magazinen des Ankerplatzes verſammelt, um über die Intereſſen der Kolonie zu berathſchlagen; wir kommen in ihrem Namen, Sie aufzufordern, ſich zu dieſer Verſammlung zu begeben.

Keine Verſammlung kann ſich bilden, wenn ſie nicht von mir zuſammen berufen werden iſt, antwortete Marie mit Feſtigkeit; ich erkenne keinen Akt an, der von einer unberechtigten Macht ausgegangen iſt. Entfernen Sie ſich, und ſagen Sie denen, die Sie ſchicken, daß ich bereit bin, Sie zu hören, wenn ſie hieher kommen und mir ihr Anliegen vortragen wollen.

In den Mauern des Forts und unter den Musketen der Garniſen können ſie nicht frei reden, rief Signaliz; Madame, Sie müſſen zu uns kommen.

Bei dieſen Worten machte er eine Bewegung, gleichſam um Hand an die kleine Königin zu legen. Es war dieß das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Die Aufſtändiſchen verſuchten es, in den Hof zu dringen, während die Wache um Marie geſchaart und mit vorgehaltenen Picken ihre Rückkehr in das Innere des Forts zu beſchützen bemüht war. Aber Vigeon und die Seinigen bemächtigten ſich bald des Thores. In dieſem Tumult hörte man eine Stimme, welche ohne Unterlaß rief: Rettet, rettet Madame! Palida war es, die ſich auf ihre Gebieterin geworfen und dieſe mit ihrem Leibe deckte. Nach einigen Minuten jedoch brach Signaliz ſich zu der kleinen Königin Bahn, ergriff ſie mit kräftigen Armen und ſchleppte ſie aufgelöſten Haares und blutbefleckt fort.

Sie iſt gefangen! Sie iſt gefangen! rief es von allen Seiten und der ganze Haufe verließ den Platz, um Signaliz zu folgen, welcher die kleine Königin nach den Magazinen des Ankerplatzes brachte.

Zwei Tage ſpäter gegen Mitternacht wachte Marie noch in dem Zimmer, das ihr zum Gefängniß diente. Sie ſaß an einem kleinen Tiſche, das Gebetbuch vor ſich aufgeſchlagen; ihr gegenüber ſtand Palida an der Wand lehnend und aufhorchend, ob ſich kein Geräuſch von außen vernehmen laſſe; aber alles ſchwieg bis auf den Wind, der durch das Fenſtergitter hereinſchlug. Eine irdene Lampe erhellte kaum die düſtere Zelle, welche im Dachraum eines der Magazine gelegen, eilig zum Gefängniß für Marie hergerichtet worden war; mitten aus dieſem Helldunkel ſtrahlte wie eine leuchtende Erſcheinung die weiße unbewegliche Geſtalt der kleinen Königin: ſie las mit geſenktem Kopfe und gefalteten Händen und von Zeit zu Zeit richtete ſie den Blick auf ein vor ihr liegendes Blatt Papier, zu deſſen Seite ein Schreibzeug aus Stahl ſtand, wie es damals die öffentlichen Schreiber am Gürtel hängend trugen.

Gebieterin, unterbrach Palida das Schweigen, ich höre etwas da unten; es ſcheint, als ob ſich Leute nähern.

Es iſt die Wache, die unten auf und ab ſchreitet, Alles ſchläft, antwortete Marie.

Nein, nein, ſo eben hörte ich ſprechen, fuhr die Sclavin fort und ſtieg auf eine Bank an dem Fenſter, um zu ſehen, was unten vorging; aber ſie gewahrte nichts als ein Licht, welches unfern in dem Kloſtergebäude der Jacobiner brannte. Alles rings umher lag ſchweigend und öde, denn damals gab es noch kein Quartier am Hafen und die damalige Stadt St. Pierre war nichts als ein großer, dicht um das Fort gebauter Flecken. Plötzlich aber ließ ſich ein Geräuſch dicht an der Thüre des Gefängniſſes vernch-

men und ein Schlüssel drehte sich leise im Schlosse herum. Herrin, rief Valida, man öffnet.

Mariens Herz schlug heftig: Zu dieser Stunde! sprach sie für sich, Gott erbarme sich unser — wer mag es sein!

Die Thüre öffnete und schloß sich sachte, der Schließer blieb außen und Loinvillier trat herein. Marie hatte sich erhoben; als sie aber den Grafen erkannte, wich sie scheu in den Hintergrund des Zimmers zurück und stützte zitternd ihre beiden Hände auf Valida. Loinvilliers Blick durchflog das Gemach, dann blieb er mit bitterer Freude auf Marien haften. Wie oft hatte der grausame Egoismus seiner Liebe still gewünscht, sie so allein, gedemüthigt und von aller menschlichen Hülfe verlassen vor sich zu sehen. Jetzt hoffte er, wenn auch nicht das Herz, doch den Stolz dieser Frau zu besiegen, deren Schicksal nunmehr ganz in seiner Hand lag, und näher heraustretend sagte er: Madame, ich komme, Sie zu retten.

Sie? unterbrach ihn Marie mit einer Geberde des Unglaubens und der Angst.

Wissen Sie, was vorgeht? fuhr er fort. Die Rebellen sind Herren des Forts und der Stadt; sie haben neue Behörden und Offiziere eingesetzt; sie haben eine Akte entworfen, durch welche Sie Ihren und Ihres Sohnes Rechten entsagen sollen.

Diese Akte liegt hier, antwortete sie, nach dem Papier auf dem Tische weisend.

Sie haben sie Ihnen also schon zur Unterzeichnung gebracht und hier gelassen — was nun?

Was nun? und müßte ich hier sterben, um diesen Preis erkaufe ich Leben und Freiheit nicht.

Aber Sie können diesen Elenden auf andere Weise entschlüpfen, rief Leinvillier: ich habe Ihre Wache gewonnen und meine Spanier erwarten mich am Ufer des Flusses. Wenn der Tag anbricht, sind wir bereits im Gebirge in Sicherheit, und wissen Sie, was ich dann zu thun entschlossen bin, Marie? Ich biete alle Flibustier der Insel auf und mein Oheim schickt mir Truppen von St. Christoph. Mit diesen vereinigten Kräften greife ich die Rebellen an und ihrer harrt das Loos wie einst der Rothhäute. Sie sollen gerächt werden, Marie, wollen Sie? dann aber müssen Sie mir vertrauen und mir folgen.

Nein, antwortete sie, denn wer weiß, welchen Preis Sie für Ihre Dienste verlangen.

Den höchsten, ich gestehe es frei, rief Leinvillier; die Erfüllung eines Versprechens und Ihren Schwur, sobald Sie als Siegerin und gerächt hieher wieder zurückgekehrt sind.

Dann habe ich keine andere Hoffnung als auf Gott allein, erwiederte sie das Haupt senkend; ich folge Ihnen nicht, Herr Graf.

Marie, um Gottes, um Ihrer selbst willen, kommen Sie, flehte Leinvillier, die Zeit drängt. Bin ich Ihnen denn fürchterlicher als der Tod? Diese Nichtswürdigen trachten nach Ihrem Leben; wer kann Sie retten außer ich? Welche Hülfe können Sie auf dieser von aller Welt durch das weite Meer geschiedenen Insel erwarten?

Marie hatte sich gesetzt, sie wandte den Kopf ab und gab Leinvillier ein Zeichen, sie zu verlassen. Da sank dieser vor ihr auf die Kniee und sprach noch lange mit aller Glut der Liebe, bestürmte sie mit Bitten, mit Ausbrüchen

der Wuth, ja mit Drohungen: ſie blieb jedoch unerſchütterlich. Endlich verließ ſie der Graf, tief verletzt und entrüſtet durch ihre Weigerung, aber nichts deſto weniger entſchloſſen, ſie zu retten.

Die Lage der kleinen Königin war ſehr gefährlich, denn die Urheber der Empörung hatten ſich zu ſtark kompromittirt, um nicht zum Aeußerſten zu ſchreiten, wenn Marie jene Akte nicht unterzeichnete, durch welche ſie auf eine ſcheinbar geſetzmäßige Weiſe zur Gewalt gelangen wollten. Aber Leinvillier überwachte ſie und bereitete ihnen ſo große Verlegenheiten, daß ſie nicht Zeit fanden, ihre Pläne zu Ende zu führen; er unterhandelte insgeheim mit den Hauptleuten der Bezirke, die bereits mit Aerger die Mißgriffe der neuen Regierung anſahen; er bediente ſich des mächtigen Einfluſſes der Geiſtlichkeit, um die kleineren Beſitzer zur Umkehr zu bewegen; er verlangte endlich öffentlich die Freilaſſung der Generalin. Dieſe blieb indeſſen immer ſtreng bewacht; keine Kunde deſſen, was außen vorging, drang zu ihr, und Leinvillier ſelbſt war nicht im Stande, ein zweites Mal zu ihr zu gelangen. Eines Tags endlich öffnete ſich die Thüre ihres Kerkers und herein trat Doctor Janſen; er ſah ganz bleich und abgefallen aus.

O mein alter Freund, rief ſie mit feuchten Augen, Sie ſind es! Großer Gott, wie ſind Sie verändert!

Sie haben mich da unten in ein finſteres Loch geſperrt, antwortete er kläglich, und einen Monat lang ſchmachten laſſen. Und Sie, Madame? O die Nichtswürdigen, Sie ſo zu behandeln! Aber jetzt haben ſie Furcht. Signaliz und die andern ſind im Fort eingeſperrt; in der Niederlaſſung zu Brecheur iſt heute große Verſammlung;

auch der Graf von Leinvillier hat ſich dahin begeben; von einer Stunde zur andern kann ſich die Lage der Dinge ändern.

Von einer Stunde zur andern kann ein Schiff aus Frankreich einlaufen, erwiederte mit feſtem Vertrauen und Hoffen die Generalin; Doctor, heute ſind es eilf Monate, daß Maubray abgereiſet iſt.

Wie ſie ſo ſprach, war ſie blaß, aber in großer Aufregung und ihre glänzenden Augenſterne ſchienen ſich zu erweitern. Beſorgt ergriff der Arzt ihre Hand und fühlte aufmerkſam ihren Pulsſchlag. Sie aber lächelte und ſagte nach dem Meere weiſend: Da unten erwartet mich Maubray; ich werde zu ihm gehen und Sie begleiten mich, Doctor.

In dieſem Augenblick erhob ſich von der Seite des Forts her ein großer Tumult; man hörte Trommeln rühren und einen wirren Lärm.

Heilige Mutter Gottes, man ſchlägt ſich! rief Marie.

Es war ein Moment der Angſt und peinlichen Erwartung; der Lärm kam immer näher.

Man kommt, Sie zu befreien, Madame, rief freudig der Arzt.

Einige Augenblicke ſpäter öffnete ſich die Thüre und Leinvillier erſchien an der Spitze von einigen zwanzig Männern.

Sie ſind frei, Madame, ſprach er: Baillardet, Vigeon und Signaliz ſind verhaftet; die Bewohner ergeben ſich in Ihre Gnade. Die Hafenwache ſignaliſirte ein Schiff aus Frankreich, ein Staatsſchiff, und die Rebellen ſind in Beſtürzung.

Ein Schiff aus Frankreich, rief Marie, die Hände zum Himmel erhoben; Dank dir, o gnädiger Gott!

Die kleine Königin wurde im Triumphe nach dem Fort St. Pierre zurückgeführt; diejenigen, welche ſie einen Monat vorher mit Verwünſchungen und Geſchrei verfolgten, zeigten jetzt tiefe Rührung, als ſie ſie ſo blaß, ſchwach, leidend und doch mit freudeſtrahlender Stirne einziehen ſahen. Der Doctor und Valida führten ſie, denn ſie wollte die Sänfte nicht beſteigen. Als ſie auf der Küſtenhöhe ankam, ſtand ſie ſtill und heftete das Auge auf das Fahrzeug, deſſen hohe Segel man deutlich in See gewahrte. O, ſprach ſie mit freudigem Vertrauen, meine Befreiung!

Loinvillier ſchritt ſtolz und hoffnungsreich zur Seite der kleinen Königin; in ihrer Freude hatte ſie einige verbindliche Worte an ihn gerichtet. Er kehrte mit ihr in das Fort zurück und wer ihn ſo glückſtrahlend ſah, hätte glauben müſſen, er ſei bereits wieder Generallieutenant. Bevor er Marien in die oberen Gemächer folgte, rief er Ricie bei Seite und ſprach zu ihm: Mein Boot ſei für jeden Augenblick bereit. Sobald das Fahrzeug, das in Ausſicht iſt, Anker geworfen, gehe ich an Bord. Ich bin hier Herr: jetzt iſt ſie mein.

Noch an demſelben Abend ging das Kriegsſchiff „Amphitrite“ auf der Rhede von St. Pierre vor Anker. Es hatte den Beichtvater der kleinen Königin und Herrn Vauderoque von Enambuc, Bruder des verſtorbenen Generals, an Bord.

Am andern Tage hatte die Generalin eine große und feierliche Verſammlung in's Fort berufen. Die angeſehenſten Einwohner, die Geiſtlichkeit, alle Offiziere und alle

Beamte des Gouvernements erfüllten den Audienzsaal. Der Graf von Loinvillier nahm seinen Platz neben dem Sitze, der für die kleine Königin bestimmt war; ein unwillkürliches Lächeln zitterte um seine blassen Lippen und eine geheime Freude lag auf seinen Zügen und strahlte aus seinen Augen. Niemand wußte, was die kleine Königin der Versammlung mitzutheilen beabsichtigte; nur Loinvillier schien über das, was kommen würde, außer Zweifel zu sein. Pünktlich zur Mittagsstunde erschien Marie, von ihrem Schwager, dem Baron Vandereque von Enambuc, geführt; zur andern Seite ging ihr Beichtvater, ein großes Schreiben in der Hand, von welchem das große königliche Siegel herabhing. Von allenthalben ertönten die Rufe: Es lebe Madame! Es lebe die kleine Königin! Marie verneigte sich sichtbarlich gerührt; ihr schönes Antlitz, so blaß und leidend, überzog eine flüchtige Röthe und sie erhob ihre Hand zu dem Bildnisse des seligen Generals, gleichsam um ihm diese Huldigungen zu überweisen. Nachdem die Rufe geendet, nahm Marie aus den Händen des Priesters das Pergament mit dem königlichen Siegel und sprach mit bewegter, aber lauter und deutlicher Stimme: Meine Herren, ich bin von den Gesinnungen, die sie mir kundgeben, in tiefer Seele gerührt und werde derselben stets gedenken. Ich habe Sie versammelt, um Ihnen mein Lebewohl zu sagen. Seine Majestät der König hat meine inständige Bitte gewährt und die Regierung dieser Kolonie in andere Hände übertragen. Sie übergeht auf den Bruder dessen, den Sie alle beweint haben und an dessen Andenken sich die allgemeine Verehrung knüpft; Herr Baron Vandereque von Enambuc wird die Rechte meines Sohnes

vertreten und im Namen des Königs von Frankreich hier regieren; so steht es in diesem königlichen Patent geschrieben. Meine Herren, ich stelle Ihnen hier Ihren neuen Gouverneur vor.

Sie wendete sich mit diesen Worten gegen ihren Schwager, der jetzt seinerseits die Versammlung begrüßte. Ein allgemeines Erstaunen und Schweigen trat ein. Niemand hatte eine solche Wendung erwartet und alle Blicke richteten sich auf Leinvillier, den man noch vor wenig Augenblicken als den zukünftigen Gemahl der kleinen Königin betrachtete. Er stand aufrecht, unbeweglich und scheinbar ruhig; aber seine Hand ruhte auf dem Dolche, denn sein erster Gedanke war, Marie augenblicklich zu tödten; dann aber überlegte er schnell, daß er noch ein Paar Tage vor sich habe und noch immer diese Frau bezwingen könne, deren Besitz seit langer Zeit das einzige Ziel seines Lebens war. Er verbarg daher seinen Zorn, seine Wuth und alle die Leidenschaften, die in seiner Seele wühlten, und hörte mit ruhiger Miene der langen Rede zu, welche Herr Vaudreque von Guambuc an die Versammlung richtete. Nachdem sich Alles entfernt hatte, näherte er sich der kleinen Königin und sagte ihr mit blitzenden Augen und krampfhaft verzogenen Lippen: Sie reisen also! Sie eilen in die Arme jenes Menschen! Aber bei meiner Seele und ihrem eigenen Heil, er soll Sie niemals wiedersehen! —

Die „Amphitrite" war nach St. Domingo bestimmt und sollte nach kurzem Aufenthalt auf Martinique dahin weitergehen; die Zeit ihrer Rückkehr konnte noch ferne sein. Marie hatte nicht Lust zu warten und entschloß sich, sofort

mit einem Fahrzeug von Bordeaux abzureisen, welches seine letzte Ladung auf Guadeloupe einnahm. Vergebens widerrieth man ihr die lange und mühevolle Ueberfahrt auf einem so schlecht gebauten und schwerfällig segelnden Kauffahrteischiffe; sie gab nur der brennenden Ungeduld Gehör, von welcher sie schon so lange gequält wurde. Einige Tage später drängte sich eine dichte Menge von Einwohnern längs der Küste; sie waren aus allen Ansiedlungen der Insel herbeigekommen, um den neuen Gouverneur und die Abreise der kleinen Königin zu sehen. Das Leidwesen und Bedauern über die letztere war allgemein! jetzt erinnerten sich alle nur der Güte, der Gerechtigkeit und aller guten Eigenschaften Mariens, und selbst diejenigen, die der Gedanke, von einem Weibe regiert zu sein, am meisten erbitterte, weinten um sie. Alle Boote und Nachen der Rhede waren in Bewegung, um die „Amphitrite", welche die kleine Königin und ihre Begleitung nach Guadeloupe bringen sollte, wo sich diese auf dem „St. Nicolas" von Bordeaux nach Frankreich einzuschiffen beabsichtigte. Die Schwarzen sangen eintönige Trauerlieder, denn alle liebten die junge Frau, deren sanftes Angesicht sie doch nur von ferne gesehen; sie weinten um sie, weil sie wußten, daß sie ihnen oft einen Blick der Theilnahme und des Mitleids gewidmet und sie gegen die Weißen in Schutz genommen hatte. Die kleine Königin hörte die Messe in der Kapelle, wo sie ein Jahr vorher an demselben Tage sich insgeheim dem Marquis von Maubray vermählt hatte; ihre Seele war voll Freude und Hoffnung; ihr dünkte, daß ihr dieser Jahrestag Glück bringen müsse. Nachdem sie ihre Andacht beendet, stieg sie, von allen Leuten ihres Hauses, die sie

nach Frankreich begleiten ſollten, gefolgt, ans Ufer herab. Bei ihrem Erſcheinen begrüßten ſie Zurufe von allen Seiten; die weinende Menge drängte ſich mit Glückwünſchen und Segnungen überall auf dem Wege heran. Marie war traurig und glücklich zugleich; ſie drückte die eine Hand ans Herz und grüßte mit der andern jene unbeſtändige Menge, welche ſie einen Monat vorher in's Gefängniß ſchleppen ſah und doch nichts zu ihrer Befreiung that. Sie war blaß und hielt ſich nur mit Mühe aufrecht. Der neue Gouverneur bot ihr den Arm, aber ſie fühlte ſich ſo ſchwach, daß ſie ſich auf den Doctor Janſon ſtützen mußte. Als ſie das Boot beſtiegen, das ſie an Bord des Kriegsſchiffes bringen ſollte, wandte ſie ſich um und winkte grüßend mit der Hand. Da brach ein allgemeines Schluchzen aus, die Leute ſtreckten die Hände nach ihr aus und ſchrieen: Hoch, hoch die kleine Königin!

Lebt wohl, lebt wohl! ſprach ſie, das feuchte Auge auf das Land gerichtet, wo ſie geherrſcht und ſo viel gelitten; lebe wohl! Frankreich wird mich dieſen Theil der Erde nicht vergeſſen laſſen.

Graf Loinvillier war nicht erſchienen, von der kleinen Königin Abſchied zu nehmen; allein und hinter einer Wallmauer verborgen, ſah er, wie ſie ſich einſchiffte, um Martinique für immer zu verlaſſen. Nachdem das Boot wieder abgeſtoßen und Marie mit einem letzten Gruße nach dem Ufer vom Verdeck der „Amphitrite" verſchwunden war, rief er Ricio herbei.

Wohlan, iſt alles bereit? rief er. Auch ich, ich reiſe. O Juan de Mata, furchtbarer Meerwolf, welche Beute harret dein! Auf nach den Saintes-Inſeln zu meinen

Freunden, den Seeräubern; ſie ſollen mir die kleine Königin wiedergeben!

In dem großen Weltmeere, das Amerika von Europa trennt, gibt es unſichtbare Waſſerſtraßen, welche die Schifahrt genau kennt und ihnen folgt, gleichſam als ſtünden Abſteckpfähle in den weiten Gewäſſern, welche die Fahrzeuge durchfurchen. Juan de Mata, der gefürchtete Kapitain des „St. Jago", wußte recht wohl, unter welchem Breitegrade er dem „St. Nicolas" von Bordeaux aufzulauern habe, und etwa einen Monat nach Mariens Abreiſe kreuzte er quer an den Bermudas-Inſeln dahin. Der „St. Jago" war eine leichte Goelette mit Kanonen ausgerüſtet und mit entſchloſſenen Leuten aus allen Welttheilen bemannt, unter welchen die Spanier die Mehrzahl bildeten. Während vierzehntägigen Kreuzens waren ihnen zwei oder drei Schiffe in Sicht gekommen, welche Juan de Mata gern angegriffen hätte; aber Loinvillier drang in ihn, noch zu warten.

Die See war ruhig, leichte wechſelnde Briefen kräuſelten kaum die ungeheure Waſſerfläche, in deren Mitte die Goelette wie ein weißer Punkt unter bläulichem Schleier hielt. Loinvillier kam nicht vom Verdecke, an der Schanzwand lehnend und mit den Blicken den Horizont durchſpähend, forſchte er, ob ſich kein Segel in der Ferne zeige; er harrte in düſterer und grauſamer Ungeduld, daß ihm ein günſtiger Wind ſeine Beute zuführe. Eines Tages endlich verkündete die Schiffswache ein Fahrzeug, und bald unterſchied man deutlich ein Schiff, das man an ſeinem plumpen Segelwerk und ſchweren Gange als den „St.

Nicolas" von Bordeaux erkannte. Alsbald gab sich die Freude der Mannschaft in Geschrei und fürchterlichen Flüchen kund; sie bereitete sich auf den Kampf wie auf ein Fest vor, denn ein Widerstand war nicht zu erwarten.

Da nahm Loinvillier den Piraten bei Seite und sagte zu ihm: Unser Vertrag steht also fest; Euch und Euren Leuten die ganze Ladung, mir Frau von Enambuc. Ihr bringt mich mit ihr nach einem südamerikanischen Hafen. Nicht wahr, Juan de Mata, so lautet unser Vertrag?

So lautet er, antwortete der Seeräuber, die Hand auf der Brust, und bei meinem Heil, ich werde ihn halten.

O jetzt ist sie mein! rief Loinvillier, nicht Himmel noch Hölle können sie mir mehr entreißen. —

Mittlerweile hatte der „St. Nicolas" die Goelette, die auf ihn Jagd machte, erkannt und trachtete zu entkommen, aber das Piratenschiff, das so viel schneller ging, zeigte ihm bald, daß dieser Versuch ein vergeblicher war. Die leichte Briese, die von Westen geweht, fiel ab; das schwere Kauffahrteischiff blieb unbeweglich und wie angefesselt auf dem ruhigen Wasser liegen, während die Goelette durch ihr treffliches Segelwerk von dem leisesten Lufthauch Nutzen zog und immer näher kam. Als sie dem „St. Nicolas" auf Pistolenschußweite beigekommen war, machten sich die Seeräuber mit wildem Geschrei an den Backbord und bereiteten sich vor, die Enterhaken in die feindlichen Wandtaue zu werfen.

Angelegt! Geentert! schrie Juan de Mata.

Die Goelette legte längs an und die Piraten erkletterten im Nu das Verdeck, den Dolch zwischen den Zähnen, in einer Hand das Beil und in der andern die Pistole.

Das Gewühl dauerte nur einen Augenblick, man ſchlug ſich nicht, denn auf dem Kauffahrteiſchiffe fehlte es gänzlich an Waffen. Während ſich die Seeräuber des Kapitains und der Matroſen bemächtigten, ſtieg Loinvillier in das Zwiſchendeck hinunter. Als er in die Paſſagierkajüte trat, ſtand Doctor Janſen vor ihm.

Herr, rief er dieſem zu, aller Widerſtand iſt vergeblich! Wir ſind Herren des Schiffes. Wo iſt Frau von Enambue.

Der Arzt öffnete die Thüre einer kleinen Schiffskammer und ſprach: hier iſt ſie!

Die offene Schiffsluke erhellte den engen Raum. Palika ſaß in einer Ecke auf dem Boden und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen. In der Mitte der Kammer ſtand eine längliche ſchmale Kiſte, mit einem ſchwarzen Tuche bedeckt.

Todt! ſchrie Loinvillier, wie vom Blitz getroffen. Sie wäre todt! . . . .

Meine Kunſt vermochte nicht, ſie zu retten; ſie hatte zu viel gelitten, antwortete der Arzt.

Heben Sie das Tuch empor, rief Loinvillier außer ſich, decken ſie den Sarg auf; ich will ſie ſehen!

Das wäre Entweihung, bedeutete der Arzt ernſt zurücktretend; im Namen Gottes, laſſen Sie dieſe geweihten Reſte in Ruhe!

Ich will ſie ſehen, ich befehle es! wiederholte Loinvillier, mit der Hand nach dem Dolche faſſend.

Der Doctor hob mit zitternder Hand das Bahrtuch in die Höhe und enthüllte den Sarg. Seine Kunſt hatte die Leiche vor Verweſung geſchützt. Sie lag da wie eine Schlafende, das Haupt auf dem reichen langen Haare

ruhend, die Hände über einem Kruzifix gekreuzt. Der Graf war niedergekniet; Thränen, vielleicht die ersten, die er jemals geweint, rollten über seine Wangen, und in fürchterlicher Verzweiflung rief er: Marie! Marie! todt für ewig!

Sie hat Ihnen in den letzten Augenblicken verziehen, sprach der Arzt, ja sie betete für Sie, dessen unheilbringende Liebe ihr Leben mit so viel Jammer und Unglück erfüllte. Hindern Sie mich jetzt wenigstens nicht, ihren letzten Willen zu vollziehen und ihre Ueberreste ihrem Gemahl, dem Marquis von Maubray, zu bringen.

Ihrem Gemahl! rief der Graf, indem er sich wüthend aufrichtete; sie war also sein Weib?

Sie hat sich auf Martinique heimlich mit ihm vermählt.

Loinvillier ließ ihn nicht ausreden und gebot ihm mit heftiger Geberde zu schweigen. Dann wurde er dem Anscheine nach wieder ruhig und Herr seiner selbst; er rief nach Juan de Mata. Der Seeräuber blieb erschrocken stehen und erblaßte, als er die Todte im offenen Sarge und vor diesem Palida und den Arzt knieen sah.

Wäre dieses Frau von Enambuc? fragte er, indem er sich bekreuzte; beim gerechten Gott, so erwarteten Sie wohl nicht, sie wiederzufinden, Herr Graf! Was wollen Sie jetzt beginnen?

Ihr Leichenbegängniß, antwortete Loinvillier. —

Eine Viertelstunde später standen alle Matrosen des „St. Nicolas" und alle Mannschaft des Piraten baarhaupt und in Reihen auf dem Verdeck; der Schiffsgeistliche sprach, das Meßbuch in der Hand, das Gebet für die Verstorbene vor dem Sarge, an welchen zwei Stückkugeln angebunden

worden waren; der Graf kniete an der Schanzwand und betete mit hohler gebrochener Stimme. Nach der Einsegnung faßten zwei Mann den Sarg und warfen ihn rückwärts über Bord. Mit schrillem Rauschen spritzten die Wasser empor und wirbelten um die empfangene Beute; dann schloß ihr Schlund sich wieder und alles war vorüber; die kleine Königin lag für ewig in den Abgründen des Meeres geborgen.

Loinvillier stand auf und wandte sich an den Arzt mit den Worten: Nicht lebend, noch todt soll er sie jemals wiedersehen!

Ein Fehltritt.

Die ſchöne Frau vom Hauſe und Baron Neuberg, der für ihren erklärten Geliebten galt, ſaßen nebeneinander im Sopha.

Sidonie, ſprach der Baron, ich begreife Sie nicht! und Sie ſagen doch, daß Sie mich lieben.

So iſt es auch.

Und von meiner Liebe müſſen Sie doch überzeugt ſein!

Das iſt nun einmal der ſüße Wahn aller Frauen, die ſelbſt verliebt ſind; ich dächte, mein eigenes Geſtändniß beweiſt, daß ich daran glaube.

Hören Sie mich, Sidonie, fuhr der Baron dringend weiter fort; Sie ſind Wittwe und ganz unabhängig; unſer Alter iſt harmoniſch, Sie zählen vierundzwanzig, ich dreißig Jahre; Sie ſind reich, es iſt wahr, aber auch ich beſitze mehr als genug für meine Bedürfniſſe, und doch, ſo oft ich Ihnen von unſerer Heirath ſpreche, ſo oft ich ſie beſchwöre, mir dieſes Glück zu Theil werden zu laſſen, nach welchem ich nun ſchon ſechs Monate lang ſchmachte — weichen Sie mir aus und halten mich hin! Schmeichle ich

mir denn mit einer leeren Hoffnung? Soll ich denn nicht Ihren eigenen Versicherungen glauben? Könnte Ihr schöner Mund anders sprechen, als Ihr schönes Herz fühlt? O wenn Sie mich nicht liebten!

Rubia, rubia, August! begütigte Frau von Pußwald, ich liebe Sie gewiß!

Dann begreife ich Sie nicht!

Hören Sie, Neuberg: eine Andere würde Ihnen jetzt vielleicht von der schönen Unabhängigkeit des Wittwenthums sprechen, von ihren Reizen und Gefahren —

Von ihren Gefahren? meinte kopfschüttelnd August.

Aber für mich würde es sich nicht schicken, eine solche Sprache gegen Sie zu führen; ich muß offener und redlicher mit Ihnen zu Werke gehen — und darum muß ich Ihnen ein Geständniß thun, das mir wochenlang schon auf den Lippen liegt, ohne daß ich es bis jetzt auszusprechen vermochte.

Ein Geständniß? haben Sie denn noch ein anderes als das Ihrer Liebe für mich?

Sie sollen es hören, mein Freund, wenn sie mir einige Augenblicke der Aufmerksamkeit schenken wollen.

Reden Sie! Reden Sie! rief August in sichtbarer Unruhe. Er zog sich in die Ecke des Sopha's zurück, wie Einer, der an dem Horizont seines Glückes plötzlich eine besorgliche Wolke aufsteigen sieht, und Ottonie begann:

Sie wissen, lieber August, daß meine Ehe mit Herrn von Pußwald durch Convenienz zu Stande kam und daß die Liebe keinen Theil daran hatte. Ich kam eben aus dem Fräuleinstift, zählte sechszehn Jahre und mein Vater ordnete die Verbindung. Pußwald war ein Vierziger, von

angenehmem Aeußeren, hatte ein sehr feines Benehmen und zeigte sich so, daß ein junges Mädchen meines Alters sich ohne Widerrede den Pflichten, die sie noch nicht ahnte, und dem Joche, dessen Last man ihr verbarg, unterziehen konnte. Bis dahin war, ohne daß ich es erfuhr, das Leben meines Gemahls ein wildes und zügelloses gewesen, welches er auch jetzt, nachdem er seinen unabhängigen Stand verändert hatte, keineswegs einstellte. Ich fühlte keine Liebe für ihn, daher ging mir sein unordentlicher Lebenswandel auch nicht sonderlich zu Herzen, doch so jung ich auch war, fühlte ich, daß meinem Leben das Glück, meiner Stellung die Würde fehlte, die ich ansprechen durfte, — und dieß besonders, als sich mein Gemahl weiterhin vielerlei zu Schulden kommen ließ, was ihm meine ganze Verachtung zuziehen mußte. Jetzt erst war ich unglücklich. Ueber diese trüben Tage meines Lebens erlauben Sie mir wohl zu schweigen. Pußwald starb; ich wurde mit neunzehn Jahren Wittwe. Jetzt lebte ich neu auf; ich war reich und frei; ich warf meine Ketten ab und trat ungehindert in die Welt, denn schon im ersten Jahre meiner Ehe war auch mein Vater gestorben. Die Trauerzeit war noch nicht um, und schon gaben sich alle Freundinnen Mühe, an meine Wiederverheirathung zu denken. Ich selbst aber hatte einen solchen Abscheu vor der Ehe, ich sah darin nur ewigen Anlaß zu Kummer und Kränkung, ein so lästiges Joch und eine Reihe so schmählicher Nachgiebigkeiten, daß ich offen erklärte, mich meines Wittwenstandes erfreuen und ihn so lang als möglich bewahren zu wollen. Das hielt nun weder Hoffende noch Liebende ab; man fand mich immer und doppelt reizend, weil man wußte, daß ich den Verlust meines

Gemahls nicht beklagte. — Unter Jenen, die Alles aufboten, mir zu gefallen, befand sich ein junger Mann, der jetzt in Ihrem Alter stehen muß, und der mir leider im Besitz aller jener Vorzüge zu sein schien, welche ein junges Frauenzimmer dem Ideal ihrer schwärmerischen Liebe verleiht und daher nur selten im Leben findet: an ihm glaubt' ich sie zu erblicken. Bald folgte er mir wie ein Schatten, erwies mir alle Aufmerksamkeit der Liebe, und richtete endlich dieselbe Bitte an mich, wie Sie: er verlangte meine Hand. Ich sagte Ihnen bereits von dem Abscheu gegen die Ehe, den ich empfand; ich schlug daher seinen Antrag aus, aber ich that Unrecht daran, einem Manne, der mir nicht gleichgültig war, nicht auch zugleich die Thüre meines Hauses zu verschließen. Wenn er kam, wenn es ihm gefiel, er war so einnehmend, so zart und liebevoll gegen mich und —

Und? rief Reubera erblassend, da Sidonie stockte.

Und, fuhr diese mit niedergeschlagenen Blicken fort, ich beging einen Fehltritt.

Sie, ängstige Frau! Sie, einen Fehltritt —?

Ja, mein Freund, hören Sie weiter. Ich will nicht zu meiner Entschuldigung anführen, wie jung ich damals war — es sind seitdem fünf Jahre vergangen; ich will nicht sagen, daß ich allein, mir selbst überlassen, ohne Rath, ohne Schutz in der Welt stand: das kann mein Vergehen wohl vor mir selbst entschuldigen, aber nichts destoweniger bleibt es doch eines. Mein Irrthum währte nicht lange, ich hatte gelernt, wahre Liebe zu fühlen und sah mich plötzlich in meinem eigenen Wahn getäuscht. Ich liebte den Mann nicht, dem ich den Vorzug gegeben. Zwar

besaß er noch immer die Eigenschaften, die meine Unerfahrenheit an ihm erblickt hatte, aber wie ich ihn nun näher kannte, verlor das Ideal seinen Schimmer und mit jedem Tage büßte er an seinen Vorzügen ein. Doch liebte er mich immer glühender und ich muß gestehen, daß er Alles aufbot, mich zu einer Heirath zu bewegen, wozu ich mich jedoch unmöglich entschließen konnte. Endlich müde seines ewigen Drängens und der Bewerbungen eines Mannes, den ich nicht lieben konnte, brach ich das Verhältniß ab, und Sie werden begreifen, Rendera, daß ich mir dadurch einen Feind gemacht habe. — Jetzt bin ich, und zwar allein durch Sie — von meinem Abscheu gegen die Ehe zurückgekommen; doch bevor ich Ihnen meine Hand reiche, hielt ich es für meine Pflicht, Sie über Dinge zu verständigen, die Sie mir, wenn Sie sie später erführen, mit allem Recht verwerfen könnten.

Und sein Name? fragte hastig Rendera, sich vom Sopha erhebend, der Name dieses Menschen, gnädige Frau, ich muß ihn durchaus wissen'

Halt, mein Freund, entgegnete die Wittwe, ich raume Ihnen keineswegs das Recht ein, solche Fragen zu thun. Meine Geheimnisse gehören mir an. Was mich selbst anging, konnte ich Ihnen mittheilen, aber eine zweite Person zu compromittiren, dazu werden Sie mich niemals nöthigen.

Sidonie, ich bitte, sagen Sie mir den Namen.

Niemals.

Und Sie müssen mir ihn nennen! ich muß den Mann kennen!

Noch einmal, Herr von Rendera, nein! Es steht Ihnen ganz frei, Ihre Maßregeln hienach zu nehmen.

Bei diesen Worten erhob sich Frau von Pußwald; Neuberg trat ernst vor sie hin.

Aber, gnädige Frau, fragte er, Sie sehen diesen Menschen doch nicht mehr?

Nein; seit jenem Bruch blieb ihm mein Haus für immer verschlossen, auch habe ich mich übrigens so gestellt, daß ich niemals in Gesellschaft mit ihm zusammentreffe.

Was hilft das Alles! er lebt! wohnt vielleicht in Wien wie Sie und ich!

Wahrscheinlich.

Darum also, ich beschwöre Sie, nennen Sie mir seinen Namen!

Zum letzten Male, mein Herr, nein! — Frau von Pußwald sprach ihrem Kammermädchen, begab sich mit diesem in ein inneres Gemach und ließ August mit seinem Harm und seiner Verzweiflung allein.

O ich werd' ihn zu finden wissen! genug für mich, daß er in Wien lebt! er stehe mir Rede über das, was seine Prahlerei jetzt vielleicht einen Triumph nennt!

Er ganz umruhig, bewegt und an Liebe und Zartgefühl gekränkt von dannen, erfüllt von jener Eifersucht auf die Vergangenheit, welche das Herz eines delicaten Mannes peinigt und Gift in seine süßesten Glückesträume gießt. Er konnte es diesem einst Beglückten nicht verzeihen, daß er e[illegible] daß er lebe, daß er ihm vielleicht in jedem Augenblicke [illegible] der Straße begegnen könne. Dann zürnte er wieder über das fatale Gespräch. Warum hatte Sidonie es ihm gemacht? Er war so glücklich in seiner Unwissenheit. Dann dachte er sich in die Lage, wenn er nach der Heirath davon in Kenntniß gekommen wäre. Es gibt nun

einmal gewiſſe Vergeſchichten, für die Amor wohl ein Auge zudrückt, die aber Hymen durchaus nicht ertragen kann. Es gibt Männer, denen es nicht genügt, daß ihre Weiber in der Ehe rein und makellos daſtehen, ſondern die da verlangen, daß ſie es auch früher waren. Reuberg war nun von ſolcher Art. Daher entſchied er ſich, nichts unverſucht zu laſſen, um jenen Rival der Vorzeit aufzufinden, und nicht eher, als dieſes gelungen, Frau von Pußwald wieder zu beſuchen. Das war nun eine ſchwere und zugleich höchſt delicate Aufgabe: aber auf einer Seite kam die Liſt und der Scharfblick der Leidenſchaft zu Hülfe, und auf der andern war die Umgebung der Frau von Pußwald nicht ſo discret und verſchwiegen, als dieſe hoffen mochte, — genug, in wenigen Tagen wußte Auguſt beſtimmt, daß ſein Nebenbuhler von ehedem Herr von Delberg heiße, und erhielt über deſſen Umſtände und Wohnung ausführlichen Beſcheid. Herr von Delberg war von ſehr guter Familie, beſaß Vermögen, diente als Hauptmann in der Armee, galt für einen ausgezeichneten Offizier und hatte erſt jüngſt die Expedition in Syrien ehrenvoll mitgemacht. Früher trieb er ſich, hieß es, viel- und gerngeſehen in der Welt herum; in der jüngſten Zeit aber, wo er nach Wien verſetzt worden, habe er ſich ganz zurückgezogen und den Studien gewidmet; er pflege täglich auszureiten und das ſei noch die einzige Gelegenheit, wo man ihn zu ſehen bekomme.

Reuberg entſchloß ſich kurz; er promenirte vor dem Hauſe des Verhaßten, er wollte ihn zur bewußten Stunde ausreiten ſehen, ihm folgen und ihn durch einen Affront zu einer Ehrenausgleichung zwingen. Fiel er ſelbſt, gut,

ſo war Alles vorbei; fiel aber der Gegner, ſo verſchwand der Zauber von Sidonien's Schwäche und er durfte die, welche er liebte, beſitzen. Denn mit ihr auf dem Fuße, wie einſt Delberg, zu leben, darein, das wußte er, würde ſie niemals willigen. Vergebens hatte jener ſeine Hand angeboten; ihr Stolz würde noch weniger ein Herz ohne Hand annehmen. — Aber Hauptmann Delberg, dieſer angeblich tägliche Reiter, ritt jetzt niemals aus und ging auch nicht aus. Zwei Tage waren ſo unter vergeblichem Harren verſtrichen, als der ungeduldige Neuberg den Entſchluß faßte, dieſen Gegner, der ſich zu verbergen ſchien in der eigenen Wohnung aufzuſuchen.

Er erſchien und fragte nach Herrn von Delberg. Ein Bedienter geleitete ihn durch mehre Piecen, ließ ihn einen Augenblick warten und führte ihn dann in ein kleines Zimmer, wo Herr von Delberg auf einer Ottomane, das Haupt tief in ein Kiſſen gedrückt, lag. Er ſchien an heftigen Fieberanfällen zu leiden und auf ſeinen Wangen lag jene gefährliche brennende Röthe, die das untrügliche Zeichen eines Brustleidens iſt. Auch ſchien er ſich nicht einmal erheben zu können, ſondern gab nur mit der Hand ein Zeichen, der Gaſt wolle in dem nahegerückten Fauteuil Platz nehmen.

Darf ich fragen, was mir die Ehre Ihres Beſuches verſchafft?

Neuberg, der nicht darauf gefaßt war, einen Kranken zu finden, und der die Unmöglichkeit fühlte, einen Mann in Fieberqualen zu beleidigen oder zu proviciren, blieb ſtumm und wollte, ſelbſt auf die Gefahr hin, für verrückt gehalten zu werden, ſich erheben und forteilen, als

Herr von Delberg ſich von Neuem an ihn wandte: Nicht wahr, ich habe doch das Vergnügen, Herrn Baron Neuberg bei mir zu ſehen?

Der bin ich.

Dann begreife ich Ihre Verlegenheit und kann wohl auch die Abſicht ihres Beſuches errathen.

Wie, mein Herr Hauptmann, Sie wüßten —?

Ja, Herr Baron, dieſelbe Perſon, die Ihnen meinen Namen verrieth, glaubte mich von Ihren Forſchungen in Kenntniß ſetzen zu müſſen.

Dann wiſſen Sie alſo —

Daß Sie Frau von Pußwald heirathen wollen und daß dieſe Ihnen ein Geſtändniß gethan hat.

Daraus folgt, mein Herr? —

Was folgt daraus, mein Herr? Wenn ich nun dieſes Geſtändniß nicht beſtätige, wenn ich Alles in Abrede ſtelle? Was dann? — Aber geſetzt den Fall, ich gebe die Wahrheit zu — was ich aber niemals thun will, wenn Ihnen dieß gefällt — was wollen Sie denn von mir? Einen Ehrenhandel?

Offen geſagt, erwiederte Neuberg, nur um dieſen zu ſuchen, kam ich hieher.

Ja, aber unter welchem Vorwande? Wir leben in einer Zeit, wo der Zweikampf zwar durch das Geſetz geächtet, aber doch ſeine Wurzeln in der Sitte und in den Verhältniſſen behält. Doch gibt es wohl niemals einen Zweikampf ohne allen Grund!

Ohne allen Grund! rief Neuberg aus.

Ich begreife wohl, Herr Baron, daß Sie ſehr feinfühlend ſind, aber das verpflichtet doch mich zu nichts.

Angenommen, Frau von Pußwald habe wahr geſprochen: ſind denn Sie ihr Vater oder ihr Bruder? Worüber auch könnten Sie mich zur Rede ſtellen? Ich habe die Dame weder verführt noch betrogen. Die einzige mögliche Art der Genugthuung, ich habe ſie ihr immer angeboten und biete ſie noch an: ich bin bereit, ſie zu heirathen. Unter welchem Vorwande wollten Sie mich jetzt dafür zur Rechenſchaft ziehen oder beſtrafen, daß ich vor fünf Jahren glücklich war; zu einer Zeit, wo ſie weder an Liebe zu dieſer Dame dachten, noch irgend Anſprüche hatten; zu einer Zeit, wo, wenn ich damals die Ehre Ihrer Freundſchaft genoſſen und Sie zu meinem Vertrauten gemacht hätte, Sie mich gewiß nicht herausgefordert, ſondern mir zu meiner Eroberung gratulirt haben würden. Sie ſehen, Herr Baron, daß ich, ſelbſt abgeſehen von dem Umſtande, worin ich mich befinde, keine Herausforderung von Ihnen annehmen kann.

Nach dieſen Worten ſank der Kranke ein heftiger Huſten, die Stimme ſchien zu erſticken, er ſank faſt ohnmächtig in das Kiſſen zurück, und hatte kaum Kraft genug, den Glockenzug zu faſſen. Der Bediente und ein Krankenwärter erſchienen und beſchäftigten ſich mit dem Ohnmächtigen. Augen mußte ſeine Pläne der Genugthuung aufgeben und entfernte ſich mit dem Gedanken, daß der Tod ihn ebenfalls bald von dieſem unwillkommenen Theilhaber des Geheimniſſes befreien müſſe. Auf der Treppe begegnete er ſeinem Arzte.

Sie beſuchen den Hauptmann, Doctor?

Ja, Freundchen'

Der lebt wohl nicht lange mehr? nicht wahr?

Den Teufel auch' was kommt Ihnen in den Sinn? Ich hole ihn ja eben zu einem Diner ab, wobei wir uns trotz ein Paar Naturforschern gütlich thun wollen.

Wie, also ist sein Brustübel noch nicht ins letzte Stadium vorgerückt?

Delberg ein Brustübel? sind Sie bei Troste? Der hat gesundere Lungen als Sie und ich und lebt noch länger als wir Beide. Der hat den ganzen Feldzug in Syrien mitgemacht, ohne auch nur den Schnupfen zu bekommen. Das ist ein Körper wie Eisen und Stahl. —

Neuberg eilte zu Frau von Pufswald; er war blaß und außer sich. Auf seinem Gesichte drückte sich der schmerzliche Kampf aus, den er nun schon tagelang kämpfte, der Kampf zwischen den zwei stärksten männlichen Gefühlen: Liebe und Ehre. Die freundliche, anmuthige Wittwe empfing ihn mit einem Lächeln.

Drei Tage lang hat man Sie nicht gesehen, Auguste!

Und jetzt komme ich, um Ihnen Lebewohl zu sagen, gnädige Frau, antwortete Neuberg mit zitternder Stimme.

Was sagen Sie, Auguste, wäre das Ihr Ernst.

Der Himmel ist mein Zeuge, Sidonie, wie ich Sie liebe und welche Hochachtung ich immer für Sie gehegt, — diese Hochachtung, verzeihen Sie, gnädige Frau, ich werde sie auch künftig für Sie bewahren, wie meine Liebe, aber jener Mensch, jener unglückselige Mensch —!

Nun wohlan, was ist's mit ihm?

Ich komme von ihm; die eine Hälfte ihres Geheimnisses besitzend, mußt' ich mich der anderen bemächtigen. O! ich bin außer mir, ich bin wahnsinnig! Ich bin hingegangen, ihn zu fordern, aber er ist krank, wie er sagt, und

während er zu ſterben ſcheint, verſichert mir ſein Arzt, daß er noch hundert Jahre leben könne. Herr von Delberg ſcheint ſich nun einmal nicht ſchlagen zu wollen, und ich müßte nun künftig, wenn ich Sie am Arme führte, auf den Promenaden, in der Kirche, in der Geſellſchaft dem Manne begegnen, der ſich — verzeihen Sie! — Ihres Fehltritts rühmen, der da ſagen könnte: Seht ihr ſie dort, die dort, Neuberg's Frau, früher einmal, es ſind nun fünf Jahre, oder es ſind ſechs, ſieben Jahre her, da — nein, nimmermehr, gnädige Frau!

Sie ſchlagen alſo meine Hand aus?

Nein, — das nicht, ich habe nicht die Kraft dazu. Aber verkaufen wir unſer dieſiges Beſitzthum, verlaſſen wir Wien und Oeſtreich und ziehen in ein fernes Land, das keine Erinnerungen für uns hat — willigen Sie ein, und ich bin bereit, Ihr Gemahl zu werden.

Sidonie öffnete gerührt ihre Arme und flog an ſeinen Hals.

Ja, mein Freund, rief ſie freudig, Sie werden mein Gemahl, aber wir verkaufen nichts und ziehen nicht fort; denn es hat niemals einen Fehltritt oder eine Schwäche gegeben, um deren Willen ich oder Sie Urſache hätten, die Augen niederzuſchlagen.

Wie? gnädige Frau!

Hören Sie mich, Auguſt, ich habe Ihnen von den Fehlern meines verſtorbenen Mannes erzählt, aber ich habe Ihnen nicht Alles geſagt, er war antheillos, untreu, liederlich: das betrübte mich wenig; was mich aber hundertmal darüber erröthen machte, ſeine Frau zu ſein, das war ſeine Gleichgültigkeit gegen meine Ehre. Ich glaube,

wenn ich es gewollt, er wäre der Helfer meiner Schande geworden; einmal sogar ließ er mich verstehen, daß er Etwas dergleichen zur Realisirung eines bedeutenden Vortheils wünsche. Es gibt Frauen, die sich vergessen können, aber selbst solche verlangen gewiß von ihren Männern, daß diese strenge Wächter ihrer Ehre sind, welche dann noch immer unbewachte Augenblicke zu nutzen weiß. Empört durch Pußwald's gemeine Gesinnung, schwur ich mir's zu, meine Hand nur einem Manne zu reichen, der meine Ehre so streng wie seine eigene wahrt. Für die Zukunft seiner Frau kann ein Mann nicht einstehen, aber jedenfalls übernimmt er mit ihr ihre Vergangenheit. Wenn Sie mir nicht entsagten, August, hätten Sie mich verloren.

Also diese frühere Liebe —?

Ist nichts als ein erfundenes Mährchen.

Dieser Name, den Sie mir verheimlichten —?

Sollte ihnen von meinem Kammermädchen verrathen werden, die den Auftrag hatte, sich von Ihnen gewinnen zu lassen und damit ganz vortrefflich zu Stande gekommen ist.

Und Hauptmann von Delberg?

Mein leiblicher Vetter in allen Ehren, lange in auswärtigen Garnisonen abwesend und endlich nach der Affaire von Saida seines Lieblingswunsches, in Wien zu bleiben, theilhaftig!

Aber seine Krankheit —?

Nichts als Verstellung; er bedurfte doch eines Vorwandes, um sich mit Ihnen nicht schlagen zu müssen; war er nicht krank, so beleidigten Sie ihn vielleicht so, daß der Degen hätte gezogen werden müssen. Er ist so wehl wie Sie selbst, Sie können sich davon überzeugen.

Bei dieſen Worten ging eben die Thüre auf und herein trat Cousin Delberg, geſund, kräftig und heiter. Von den Wangen war das gefährlich ausſehende Carminroth verſchwunden; mit dem Hauptmann erſchien zugleich der Arzt.

Man begrüßte und lernte ſich nun anders kennen.

Der Teufelsdoctor da, meinte der Hauptmann, hätte bald eine Kriegsliſt vereitelt, um deren Willen ich mich drei Tage lang wie ein Kartbäuſer daheim einſchließen mußte.

Aber, Sidonie, wie haben Sie mich genarrt! ſprach mit zärtlichem Vorwurf Auguſt.

Beklagen Sie ſich nicht, entgegnete die Schöne, ich habe Ihnen Gelegenheit gegeben, einer ehrbaren Frau zu beweiſen, daß Sie ſo recht ein Mann von Ehre ſind.

Und man ging zu dem bewußten Diner, wobei ſich der Hauptmann, der Doctor und mehre andere Gäſte als würdige Naturforſcher erwieſen und bei welchem die liebreizende Wirthin Herrn von Neuberg als ihren Bräutigam verſtellte.

Stadtbibliothek
Nürnberg

In demſelben Verlage ſind ſoeben ferner erſchienen:

Geſchichten armer Leute

erzählt

von

Joſef Rank.

8. Sleg. geheftet. Preis 2 fl. = 1 Thlr. 5 Ngr.

Erzählungen

von

Emma Niendorf.

8. Sleg. geheftet. Preis 2 fl. = 1 Thlr. 5 Ngr.

Gedichte

von

C. Reinhold.

8. Sleg. geheftet. Preis 1 fl. 45 kr. = 1 Thlr.

Nicolaus Lenau's

Briefe an einen Freund.

Herausgegeben

bei

Erinnerungen an den Verſtorbenen

von

Karl Mayer.

8. Geh. geheftet. Preis 2 fl. 12 kr. = 1½ Thlr.

Die Schriftſtellerin.

Roman

von

Wilhelmine von Gehren.

8. Geh. geheftet. Preis 2 fl. 12 kr. = 1½ Thlr.

Königl. Staatsbibliothek München